

HERAUSGEGEBEN VOM HEIDELBERGER GESCHICHTSVEREIN E.V.

JAHRGANG 2

HEIDELBERG

JAHRBUCH ZUR
GESCHICHTE DER STADT

1997

317 03 11 97

Heidelberg
Jahrbuch zur Geschichte der Stadt
1997

Herausgegeben vom Heidelberger Geschichtsverein

Jahrgang 2

Redaktion:

Susanne Himmelheber, Jochen Goetze,
Ingrid Moraw, Petra Nellen, Reinhard Riese;

für den Vorstand:

Hans-Martin Mumm und Norbert Giovannini



KURPFÄLZISCHER VERLAG

P

ZA 10572, 2.1997 LS

00 2722

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Heidelberg : Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hrsg. vom Heidelberger

Geschichtsverein. – Heidelberg : Kurpfälzischer Verl.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Jg. 1. 1996

Jg. 1. 1996–



© Copyright bei den Autoren

Bestellungen über den Herausgeber:

Heidelberger Geschichtsverein e.V.

c/o Hans-Martin Mumm

Kaiserstraße 10

69115 Heidelberg

Kurpfälzischer Verlag Dr. Hermann Lehmann – Heidelberg

Umschlaggestaltung: Ingrid Sauer

Basistypographie: Brigitte Müller, Heidelberg

Druck: Druck Partner Rübelmann, Hemsbach

ISBN 3-924566-07-0

ISSN 1432-6116

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
I. Stadtgeschichte	
<i>Hans-Martin Mumm</i> Das Haus Zimmern und seine Gäste. Die Haspelgasse 12 von 1795–1881. Teil 1	9
<i>Franz-Josef Hutter</i> Reichstagswahlen und Sozialstruktur in Stadt und Wahlkreis Heidelberg 1871–1912/14	35
<i>Ludwig Merz</i> Jugendzeit am Neckar	67
II. Baugeschichte	
<i>Peter Sinn</i> Das geologische Fundament Heidelbergs. Stadtbild und Siedlungsgeschichte	75
<i>Jochen Goetze</i> „Zu buwen ein liberii.“ Das erste eigene Gebäude der Universitätsbibliothek im 15. Jahrhundert	105
<i>Achim Wendt</i> Spurensicherung zwischen Altbausanierung und Abrißbirne. Zwei Beispiele zur Archäologie Heidelberger Hinterhöfe	119
<i>Claudia Rink</i> Die Villa Charlottenburg an der Ziegelhäuser Landstraße. Zur Geschichte des Heidelberger Villenbaus im 19. Jahrhundert	137
<i>Jochen Goetze</i> Die Uferstraße in Heidelberg. Der Bau des Neckarstadens 1896/97	163

III. Miscellen*Ilona Scheidle*

„Weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr.“ Das Vermächtnis
der Anna Blum, erster weiblicher „Ehrenbürger“ Heidelbergs 181

Thomas Schipperges

Ein israelischer Komponist aus Heidelberg.
Gedenkblatt für Karl Salomon (Karel Salomon) (1897–1974) 189

Norbert Giovannini

„Was wir uns damals dachten und was daraus geworden ist.“
Eine Heidelberger Rede des Schriftstellers und Politikers
Carlo Mierendorff (1932) 209

IV. Berichte

Frieder Hepp: Graimbergs Vermächtnis. Die Dauerausstellung
„Heidelberger Stadtgeschichte“ im Kurpfälzischen Museum 231

Werner Moritz: Das Archiv der Universität Heidelberg 243

Dieter Neuer: Das Kirchheimer Heimatmuseum 247

Renate Ludwig und Achim Wendt:

Funde und Ausgrabungen in Heidelberg 1996/1997 251

V. Literatur zur Stadtgeschichte*Roland Schaeffer*: Volker Gewahl u. a.:

Pädagogikum – Lyceum – Gymnasium.

450 Jahre Kurfürst-Friedrich-Gymnasium zu Heidelberg 259

Norbert Giovannini: Walter Mühlhausen:

Christian Stock 1910–1932. Vom Heidelberger Arbeitersekretär
zum hessischen Ministerpräsidenten 266

Karin Buselmeier: Reinhard Blomert u. a. (Hrsg.): Heidelberger
Sozial- und Staatswissenschaften. Das Institut für Sozial-
und Staatswissenschaften zwischen 1918 und 1958 268

Jochen Goetze: Unveröffentlichte Arbeiten
zur Stadt- und Regionalgeschichte 270

Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte 275

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 286

Vorwort

Mit großer Freude legen wir hiermit die zweite Ausgabe von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ vor. Im vergangenen Jahr hatten wir an dieser Stelle geschrieben: „Wenn der erste Jahrgang Zuspruch findet, könnte er der Beginn einer nützlichen Reihe für viele nachfolgende Jahre werden.“ Der Erfolg des ersten Bandes hat alle unsere Erwartungen übertroffen. Ein zweiter Band ist noch keine Reihe, aber unsere Zuversicht ist gewachsen, mit unserem Projekt auf ein dauerhaftes Interesse gestoßen zu sein.

Es war eher ein zufälliges Zusammentreffen, daß die erste Ausgabe im Gedenkjahr an die erste urkundliche Erwähnung Heidelbergs im Jahre 1196 herauskam. Von der gesteigerten Aufmerksamkeit hat unser Buch freilich profitiert. Während die Meinungen über den Verlauf des Jubiläumjahres naturgemäß geteilt sind, so ist sein schriftlicher Ertrag unstreitig von großer und dauerhafter Bedeutung. Die Bandbreite reicht von dem großen Handbuch „Heidelberg. Geschichte und Gestalt“, herausgegeben von Elmar Mittler, bis hin zu dem themenreichen Werk „Feuer schwarz“. Eine deutsche Feuerwehrgeschichte am Beispiel Heidelbergs“, herausgegeben von Martin Langner. Es ist vorgesehen, im dritten Jahrgang diesen Ertrag des Jahres 1996 ausführlich zu würdigen.

Gestaltung, Umfang und Gliederung des vorliegenden Bandes orientieren sich an der ersten Ausgabe. Alle Beiträge sind für das Jahrbuch geschrieben worden. Teils handelt es sich um die Ausarbeitung von Vorträgen im Rahmen unseres Veranstaltungsprogramms, teils um andere unveröffentlichte oder umgearbeitete Texte. Zwei Rubriken sind neu und sollen künftig regelmäßig erscheinen: Die Berichte über archäologische Funde auf der Heidelberger Gemarkung schließen die zeitliche Lücke, die zwischen Grabung und oft erst Jahre später erfolgender wissenschaftlicher Auswertung besteht; die Übersicht über unveröffentlichte Magister- und Zulassungsarbeiten erschließt wissenschaftliche Arbeitsergebnisse, die sonst nur wenigen Fachleuten bekannt werden. Die Reihe der Autorinnen und Autoren geht wiederum weit über den Umkreis unserer Mitgliedschaft hinaus. Eine Zusage des ersten Bandes konnten wir nicht einhalten. Die Arbeit von Achim Wendt zum Thema „Wann wurde Heidelberg Residenz?“ kann frühestens 1998 erscheinen.

Bewährt hat sich der Grundsatz, die einzelnen Jahrgänge nicht zu spezialisieren, sondern in breiter Themenmischung zu gestalten. Schon mit dem zweiten Band zeigt sich, daß es ein reichhaltiges Forschungsangebot gibt zu den Anfängen der Stadt und zum 19. und 20. Jahrhundert. Dazwischen bleibt allerdings eine große Forschungs- oder jedenfalls Darstellungslücke. Zwar hat die Ausstellung „Liselotte von der Pfalz. Madame am Hofe des Sonnenkönigs“ den Blick erneut auf das Leben im Schloß und auf die europäischen Dynastien des 17. und 18. Jahrhunderts gerichtet, über das Leben unten in der Stadt, über die konfessionellen Streitigkeiten und über die politischen und kulturellen Neuansätze in der Zeit zwischen Karl Ludwig und Karl Theodor wissen wir aber immer noch viel zu wenig. Eine weitere Lücke ist die Zeit nach 1945; über die 50er und 60er Jahre fehlt es an Arbeiten, die mit unbefangenen Blick die Quellen sichten und die Beteiligten befragen. 1998 ist ja nicht nur das Gedenkjahr an die Revolution von 1848, sondern auch an das unruhige Jahr 1968, eine gute Gelegenheit also, mit zeitgeschichtlicher Forschung zu beginnen.

Dieses Jahrbuch konnte nur mit vielfältiger Unterstützung und Hilfe zustande kommen. Zu danken haben wir den Autorinnen und Autoren, der Redaktion und vor allem Karin Buselmeier, die aus persönlichen Gründen aus der Redaktion ausgeschieden ist. Für sie wurden Susanne Himmelheber und Petra Nellen nachgewählt. Unser Dank richtet sich weiterhin an Martin Langner für die Herstellung, an den Verleger Hermann Lehmann, an den Buchhandel für die gute Abnahme und Präsentation, an die Inserenten und natürlich an die Mitglieder des Vereins für Beiträge und Spenden, Mitarbeit und Unterstützung. Auf Zuspruch, Verbreitung, Anregung und Kritik sind wir weiterhin unbedingt angewiesen.

Heidelberg, im September 1997

Für den Vorstand des Heidelberger Geschichtsvereins

Hans-Martin Mumm, Norbert Giovannini

Hans-Martin Mumm

Das Haus Zimmern und seine Gäste Die Haspelgasse 12 von 1795 bis 1881

Teil I

Das geistige und kulturelle Leben in Heidelberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist der Überlieferung nach geprägt durch die Reorganisation der Universität 1803, durch den Kreis romantischer Dichter, der sich für kurze Zeit hier sammelte, durch die Besuche Goethes und Jean Pauls und durch die Gemäldesammlung der Brüder Boisserée. Das Bürgertum außerhalb der Universität tritt dabei ganz zurück und erscheint allenfalls als feiernde Menge. Mit Ausnahme vielleicht der Maler der Romantik waren es immer Auswärtige, die den Ruhm Heidelberg begründeten.

Mit dem Haus Zimmern soll hier eine der Familien ins Blickfeld gerückt werden, die als Ortsansässige gewissermaßen den Kontrapunkt zu dieser gängigen Überlieferung darstellen.¹ Die Zimmern waren wohlhabende und weltläufige Kaufleute; ihr Interessenhorizont war weit und das Niveau ihrer sprachlichen, musischen und literarischen Bildung hoch; mit der Universität waren sie nur durch den Lebensweg des Juristen Sigmund Zimmern verbunden. Als Juden standen sie zunächst außerhalb der Gesellschaft; die beiden Generationen, von denen diese Untersuchung handelt, markieren zugleich den Aufstieg ins Bürgertum, den die Emanzipationsgesetzgebung in Baden seit 1808 eröffnet hatte. Daß die zweite Generation diesen Weg, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit der Taufe abschloß, ist für Heidelberg eher eine Ausnahme, insgesamt aber nicht ungewöhnlich für die von Rückschlägen gekennzeichnete Reaktionszeit nach dem Sieg über Napoleon. Das emanzipatorische Interesse, die Bildungswege und die berufliche Stellung als Kaufleute verpflichteten die Zimmern zu einer aufklärerischen und rationalistischen Grundhaltung. Auch das steht kontrapunktisch zum Bild vom romantischen Heidelberg.

Die Zimmern führten ein offenes Haus. Die Haspelgasse 12 war wie nur wenige andere Häuser in Heidelberg eine Begegnungsstätte zwischen auswärtiger und einheimischer, zwischen akademischer und wirtschaftsbürgerlicher Bildung. Als besonderes Leitthema trat hier noch die Frage der Juden-

emanzipation hinzu. Für einige Zeitabschnitte, etwa für 1832, läßt sich von einem richtigen Salon sprechen. Der Versuch, die Liste der Gäste zu rekonstruieren, wird so zu einem archäologischen Suchgraben für die Geistesgeschichte Heidelberg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

1932 hat Lina Lejeune als Zimmern-Nachfahrin die Familienüberlieferung zusammengestellt. Als Gäste nennt sie:

Nikolaus Lenau, Henriette und Anselm Feuerbach, Friedrich Fröbel, Ludwig Uhland, Emanuel Geibel, Clemens Brentano, Ernst Moritz Arndt, Gustav Freytag, Ludwig Börne „und andere Persönlichkeiten, die das damalige Geistesleben der Universitätsstadt so reich und anziehend machten.“²

Nicht in jedem Fall war es möglich, die Besuche zu datieren oder überhaupt zu verifizieren. Für Arndt, Freytag und Geibel konnte ich bislang keine näheren Anhaltspunkte finden. Dafür treten andere Namen hinzu: die Juristen Eduard Gans und Karl Witte; Salomon Stiebel, Börnes Arzt, und Jeanette Wohl, Börnes Briefgefährtin; die Dichter Otto Heinrich Graf von Loeben, Justinus Kerner und Berthold Auerbach; die Heidelberger Hochschullehrer Arthur Arneth, Robert Bunsen, Karl Fortlage, Levin Goldschmidt und Raphael Hanno; Gabriel Riesser, Vizepräsident der Paulskirche und Vorkämpfer der Judenemanzipation, und Julius Fröbel, ein Vetter des Pädagogen Friedrich Fröbel.

Diese Liste ließe sich durch weitere biographische Funde sicherlich verlängern. Denn die Zimmern scheinen bei ihren Einladungen zugreifend und systematisch vorgegangen zu sein. Levin Goldschmidt berichtet am 22.10. 1855 seiner Frau:

„Vor wenigen Stunden ließ mich Herr Zimmern zu morgen Nachmittag einladen, wie mir der Laufbursche wahrscheinlich im Auftrage sagte, wolle Herr Z. das Herbstfest in seinem Weinberg begehen. Wie, wo, warum ist mir nicht klar.“³

Wenn im folgenden vom Haus Zimmern die Rede ist, dann zuerst von der Haspelgasse 12, dessen erstes Obergeschoß auch heute noch dem Zustand um 1830 entspricht, aber auch vom gegenüberliegenden Haus Haspelgasse 3, und bei gutem Wetter von diesem Weinberg, der wohl in Neuenheim am Fuß des Heiligenbergs lag.

1. Das Handels- und Bankhaus Zimmern

Die Zimmern entstammten väterlicherseits einer in Mannheim seit Mitte des 17. Jh. nachweisbaren Familie, die dann den Familiennamen Zimmern annahm,⁴ vielleicht ein Hinweis auf die Herkunft aus einem gleichnamigen

Ort wie z.B. Neckarzimmern. Josua, verdeutscht Seligmann Zimmern heiratete um 1765 Zipora, genannt Jittle, eine Tochter des Heidelberger Rabbiners David Ullmann. Nach heftigem Preiskampf ersteigerte er 1778 für 2275 Gulden das prächtige Palais Rischer, Untere Straße 11.⁵

Seligmann Zimmern war also vermögend, zugleich war er Vorsteher der Judenschaft der Kurpfalz und seit 1775 Obereinnehmer der Landjudenschaft. Er betrieb in Heidelberg einen Tuchhandel, der ihn in eine doppelte Frontstellung zwang: Auf der einen Seite bekämpfte die christliche Krämerzunft die jüdische Konkurrenz, auf der anderen Seite unterstützte Zimmern den Protest der freien Kaufleute gegen die merkantilistische Monopolpolitik des Kurfürsten.⁶

Von den sechs Kindern von Seligmann und Jittle Zimmern blieben zwei in Heidelberg und führten das Geschäft fort: David und Löb, der sich später Ludwig nannte. 1791 wurde David Zimmern als Schutzbürger, also als Einwohner ohne Bürgerrecht von der Stadt angenommen und wurde damit selbständiger Kaufmann. 1795 erwarben die Brüder das Barockpalais Haspelgasse 12 mit einem großen Garten bis zur Pfaffengasse.⁷ Zwei Verträge über Haferlieferungen, die David Zimmern im selben Jahr mit verschiedenen Partnern, darunter Mayer Amshel Rothschild in Frankfurt, abschloß, belegen, daß es den Brüdern in der Napoleonzeit gelang, ihren Handel auszudehnen.⁸ Eine Vermögensaufstellung von 1818 stellt sie mit großem Abstand an die Spitze aller Heidelberger Juden.⁹

Löb Zimmern verbrachte sein Leben als erfolgreicher Kaufmann, ohne sich in die öffentlichen Angelegenheiten einzumischen. 1802 heiratete er Rosalie Sondheimer, eine Tochter des Vorstehers der Heil-



Der älteste erhaltene Grabstein der Familie Zimmern steht auf dem jüdischen Friedhof am Klingenteich. Rosalie Zimmern, geb. Sondheimer, die Ehefrau von Löb Zimmern, lebte von 1781 bis 1856. Als einziges Mitglied ihrer Familie hatte sie sich nicht taufen lassen. Die Grabinschrift schließt mit den Worten: „Der Tugend Werk wird immer Friede sein.“

bronner Gemeinde. Aus der Ehe gingen drei Töchter hervor. Formell blieb er Partner seines Bruders, machte sich aber faktisch mit einem Weinhandel selbstständig. Nach dem Adreßbuch von 1816 wohnte er in der Unteren Straße; 1831 erwarb er ein Haus in der Plöck. 1830 ließ er sich mit seinen Töchtern taufen. Nur seine Frau blieb ihrem Glauben treu; ihr Grabstein auf dem alten jüdischen Friedhof am Klingenteich hat sich erhalten.

David Zimmern war als Kaufmann gewiß nicht weniger erfolgreich als sein Bruder, aber darüber hinaus wirkte er in der jüdischen Gemeinde, trat öffentlich für die Emanzipation der Juden auf und war der anerkannte geistige Mittelpunkt seines Hauses und gute Freund aller Gäste. 1795 heiratete er Sara Flörsheim aus Frankfurt. Sie hatten elf Kinder, von denen zwei schon in jungen Jahren starben.

Neben Wechsel- und anderen Geldgeschäften und Handel en gros fand in der Haspelgasse 12 auch Detailhandel statt. Das belegt eine Reihe von Kleinanzeigen in der ersten Ortszeitung. Das älteste Inserat stammt von 1807:

„Bei Gebrüder Zimmern ist guter Thee von 3 bis 6 fl. per Pfund, in Portionen von wenigstens 1 Pfund, um Frankfurter Preise zu haben.“¹⁰

Im September 1824 gab es eine Art Sommerschlußverkauf:

„(Anzeige) Die unterfertigte Handlung hat aus ihrem Waarenlager jenen Theil, der in der letzten Zeit durch schnellen Modewechsel als nicht mehr allgemein gangbar sich gezeigt hat, ausgeschieden. Diese abgesonderte Collection, so Gegenstände vieler, besonders Frauens-Artikeln umfaßt, wird – um schnell damit aufzuräumen – zu überaus billigen, jedoch ebenfalls festgesetzten Preisen, ellenweise abgegeben.

Gebrüder Zimmern.“¹¹

Kurz darauf erforderte das Jahrhunderthochwasser vom Oktober 1824 ein besonderes Inserat:

„(Anzeige.) Wir benachrichtigen ein geehrtes Publikum, daß für den Augenblick unser Laden eine Treppe hoch verlegt ist.

Gebrüder Zimmern“¹²

Um 1832 setzte sich David Zimmern zur Ruhe und übertrug seinem zweiten Sohn Adolph die Geschäftsleitung. Damit verbunden war ein Wohnungstausch: Der Vater zog in das gegenüberliegende Haus Haspelgasse 3, der Sohn bezog das Haupthaus. Später trat noch der jüngere Sohn Ludwig in das Geschäft ein, und der Firmenname „Gebrüder Zimmern“ konnte unverändert übernommen werden. Nach dem Tod von Adolph Zimmern, der den Betrieb zu einer modernen Geschäftsbank ausgebaut hatte, wurde 1864 Jonkheer Adrian Ploos van Amstel, ein Schwiegenerkel von Löb Zimmern, zum Alleininhaber. Im Strudel der Gründerjahre kam das Bankhaus 1874/75 in Zahlungsschwierigkeiten, und Ploos van Amstel erschoss sich.

Die Rheinische Creditbank in Mannheim übernahm die Konkursmasse, zahlte den Gläubigern immerhin noch 85% aus und eröffnete in der Haspelgasse ihre erste Heidelberger Filiale.¹³ 1881 starb mit Sara Zimmern, Adolphs Witwe, die letzte Heidelberger Namensträgerin.

2. Der erste Gast: Ludwig Börne (1786–1837)

Die Jahre der Heidelberger Romantik mit den Aufenthalten von Achim von Arnim, Clemens Brentano und Joseph Görres gehören zu den besterforschten in der Literaturgeschichte Heidelbergs. Das gilt in besonderer Weise für den Studienaufenthalt Joseph von Eichendorffs 1807/08. Und doch ist einer stets übersehen worden, der als Aufklärer und Freiheitsschriftsteller alles andere als ein Romantiker war: Ludwig Börne.

Im Mai 1807 kam Börne unter seinem ursprünglichen Namen Louis Baruch zusammen mit zwei Dutzend Studenten, darunter die Brüder Eichendorff, von Halle nach Heidelberg. Napoleon hatte die Schließung der Universität Halle verfügt, um Preußen auch intellektuell zu schwächen. Joseph von Eichendorff brachte bald nach seiner Ankunft ein feierliches „Pereat“ auf Napoleon aus,¹⁴ aber sein Umzug ins rheinbündische Baden war alles andere als ein patriotischer Akt. Während sich die preußischen Napoleongegner in Ostpreußen sammelten, zogen die Romantiker in das friedliche, wohlhabende und von Napoleon beeinflusste Baden. Für Louis Baruch lagen die Motive anders. Als Kind der Frankfurter Judengasse hatte er die Siege Frankreichs als Meilensteine der Emanzipation erlebt. Auch wenn er später Napoleons Alleinherrschaft kritisierte, so blieb er doch ein Freund Frankreichs.

Angesichts der Parallelität der Wege ist es unstrittig, daß Börne und Eichendorff sich persönlich kannten. Trotzdem kann von einer gemeinsamen Beziehung nicht die Rede sein: ein klassischer Fall von räumlicher Nähe und gleichzeitiger vollständiger Nichtwahrnehmung, die zeitlebens anhielt.

Louis Baruch war 1807 noch auf der Suche nach seiner Bestimmung. Im Sommersemester studierte er wie in Halle Medizin; im Wintersemester wechselte er zur Kameralistik. Die Familie Zimmern lernte er gleich nach seiner Ankunft kennen. Am 13.5.1807 schreibt er seiner Mutter:

„Ich war hier auch bei Zimmern, die haben einen Laden, so schön, wie er nur in Frankfurt zu finden ist.“¹⁵

Den Kontakt mag sein Vater vermittelt haben, der als Frankfurter Kaufmann die Zimmern kennen mußte. Das Lob auf den Zimmernschen Laden



Ludwig Börne aus Frankfurt war von 1807 bis 1830 häufig in Heidelberg und immer wieder Gast im Haus Zimmern.

hat Gewicht: Börne kannte Berlin und Halle, und als Maßstab ließ er nur seine wohlhabende Heimatstadt gelten.

1808 ging Börne zur Promotion nach Gießen, um sich danach in Frankfurt niederzulassen. Heidelberg besuchte er in großer Regelmäßigkeit, nachweisbar in den Jahren 1819 bis 1825 und zuletzt im Herbst 1830 auf dem Weg zu seinem endgültigen Wohnort Paris. Seine Aufenthalte waren zumeist kurz, oft nur einen Pferdewechsel oder eine Übernachtung lang. 1824 jedoch verbrachte er nach einem Blutsturz ein halbes Jahr in Heidelberg; er wohnte im Hotel „Goldenes Horn“ in der Haspeltgasse, also in unmittelbarer Nähe zu den Zimmern.

In der Erzählung „Monographie der deutschen Postschnecke“ hat Börne 1821 seinen Kurzbesuchen ein literarisches Denkmal gesetzt. Er konnte sich echt entsetzen über die Langsamkeit der Kutschenzeit, über langwierige Zwischenaufenthalte und andere verkehrliche Mißhelligkeiten, die ihm zugleich zur Metapher der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland wurden. An einer Stelle heißt es:

„In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit, sechs Professoren, den Schloßgarten und die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre.“¹⁶

Zu diesen alten Freunden zählten unbedingt die Zimmern, auch wenn sich die datierbaren Besuche in der Haspelgasse 12 auf 1819 und 1824 beschränken. Dem Briefwechsel ist zu entnehmen, daß Börne sich auch aus der Ferne für die Familienschicksale interessierte. Nach 1825 scheint die Beziehung abgekühlt zu sein. Bei einem Kuraufenthalt traf er 1828 in Bad Ems die Familie von Sigmund Zimmern und Johanna, eine Tochter von Löb Zimmern. 1829 war er wiederum mit Johanna Zimmern gleichzeitig dort. Eine Episode erregte seinen Zorn: Löb Zimmern kam, um seine Tochter abzuholen; er besuchte Börne in dessen Zimmer, bestellte und bezahlte dort seine Suppe. Wütend schrieb Börne einen gemeinen Text mit der Überschrift „Löbchen Zimmern. Eine Novelle“ und schickte ihn am 18.7.1829 an seine lebenslange Briefpartnerin Jeanette Wohl. Darin heißt es:

„Ist das nicht ein doppelt elender Jud? ... Hannchen Zimmern blüht wie eine Rose. Und ihrer Gesundheit wegen war sie gewiß nicht hier. Sie kam in Begleitung der Professorin Puchelt aus Heidelberg. Löbchen hat sie wahrscheinlich in dieser christlichen Gesellschaft das Bad besuchen lassen, weil er versuchen wollte, ob nicht ein echter koscherer Christ an seiner Tochter als Mann hängen bliebe. Jetzt dachte mein Löbchen, was soll ich noch am letzten Tage um einer Stunde willen mit meinem jüdischen Gesichte mich in den Kursaal setzen, mich als Vater darstellen und alles verraten und verderben? Und darum setzte er mich in Verzweiflung mit seinen Leibscherzen und seiner Suppe. Löbchen soll Leibscherzen haben! Woher? Ein Geizhals hat nie Leibscherzen.“¹⁷

Es klingt befremdlich, wie Börne sich hier aller judenfeindlichen Klischees bedient. Natürlich war diese Sottise nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Sie unterstreicht aber, daß in Börnes Sicht Emanzipation nicht bedeutet, in Freiheit zu sich selbst zu finden, sondern die alten Traditionen abzulegen. Im Grunde läßt Börne hier dem Haß auf die eigene Herkunft freien Lauf. Nach dem wenigen, was über Löb Zimmern bekannt ist, eignete er sich nicht für Börnes Projektionen: Längst nannte er sich Ludwig, und im folgenden Jahr ließ er sich und seine Kinder taufen.

Seinen letzten Besuch in Heidelberg im September 1830 hat Börne wiederum öffentlich beschrieben. Die Julirevolution in Paris hatte ganz Europa erregt, und Börne fuhr nun nach Frankreich, um mit seinen „Briefen aus Paris“, erschienen ab 1831, diese Erregung zu steigern und Deutschland wachzurütteln. In Heidelberg übernachtete er bei dem Antiquar Salomon Wolff¹⁸ und dessen Frau Susette, geborene Ochs, einer Jugendfreundin

Börnes aus Frankfurt. Ob er bei dieser Gelegenheit auch die Zimmern besuchte, ist denkbar, aber nicht belegt. Der erste der „Briefe aus Paris“ vom 5.9.1830 nennt Karlsruhe als Abfassungsort und handelt von Heidelberg:

„Gestern abend war ich bei S. Die hatten einmal eine Freude, mich zu sehen! Sie wußten gar nicht, was sie mir alles Liebe erzeugen sollten, sie hätten mir gern die ganze Universität gebraten vorgesetzt. Mir Ärmsten mit meinem romantischen Magen! Nicht der Vogel Rock verdaute das. Die W. hat einen prächtigen Jungen. Ich sah eine schönere Zeit in rosenroter Knospe. Wenn die einmal aufbricht!“¹⁹

3. Karl Witte (1800–1883), Eduard Gans (1797–1839)
und vielleicht Otto Heinrich Graf von Loeben (1786–1825)

Im Herbst 1814 kam ein Wunderkind nach Heidelberg: Karl Witte, gerade 14 Jahre alt, sollte sein vierjähriges philologisches und naturwissenschaftliches Studium in Göttingen um ein Jurastudium ergänzen. In Gießen war er kurz zuvor ehrenhalber promoviert worden. Die Heidelberger Universität sperrte sich vergebens. Das Mißtrauen richtete sich freilich weniger gegen das Kind als gegen den Ehrgeiz des Vaters. Karl Witte senior, von Haus aus Pfarrer, verbrachte sein Leben damit, seinen Sohn zum Universalgelehrten auszubilden. Seinem Werk über dieses aufklärerische Unternehmen stellte er als Motto voran: „Laßt uns der Natur, aber – mit zarter Hand! nachhelfen!“, und er beschwört die Allmacht der Pädagogik:

„Jedes gewöhnlich organisirte Kind kann ein ausgezeichneter Mensch werden, wenn es nur darnach erzogen wird.“²⁰

Erstaunlich am Verlauf dieses Erziehungsexperiments ist, daß der junge Karl Witte daran nicht zerbrach, sondern es wirklich zum Rechtsprofessor brachte und sein Leben als anerkannter Dante-Forscher beschloß.

Für den Vater spricht immerhin, daß er die Vorurteile gegen die Juden nicht teilte und seinem Sohn den Umgang mit den Zimmern gestattete. David Zimmerns ältester Sohn Sigmund hatte 1813 ein Jurastudium begonnen. Die Freundschaft zwischen dem jüdischen Kaufmannssohn und dem sächsischen Pastorensohn war ungewöhnlich, zumal vier Jahre Altersunterschied zu überbrücken waren. Als Witte nach vier Semestern das Studium noch vor seinem Freund mit der Promotion abschloß, trat Sigmund Zimmern in der mündlichen Disputation als einer der Opponenten auf.²¹

Eigentlich wollten die Wittes noch länger bleiben, aber etwas Schreckliches trat dazwischen: Karl junior verliebte sich in Beby Montanus aus Walldorf. Als der Vater davon erfuhr, ließ er die Familie sofort abreisen.²² Karl



Karl Witte kam mit 14 Jahren nach Heidelberg und schloß sein Jurastudium nach vier Semestern mit der Promotion ab. Er war mit seinem Kommilitonen Sigmund Zimmern befreundet. Das Bildnis zeigt Witte im Alter von 13 Jahren.

Witte versuchte nun, sich in Berlin zu habilitieren. Auch Sigmund Zimmern ging nach seiner Promotion dorthin. In ihren Freundschaftsbund schlossen sie den noch unpromovierten Juristen Eduard Gans ein.

Dieser „Dreibund“²³ fand seinen Zusammenhalt im gemeinsamen Außenseitertum: Zimmern und Gans als Juden und Witte als von der akademischen Öffentlichkeit abgelehntes Wunderkind. Wenige Jahre später waren alle drei ordentliche Rechtsprofessoren. Im August 1817 begaben sich die

Freunde auf eine Bildungsreise, die sie über Dresden in einem großen Bogen durch Thüringen und Hessen nach Göttingen führte.²⁴

Unter den vielen Begegnungen, die sie unterwegs hatten, machte jedenfalls auf Witte Otto Heinrich Graf von Loeben in Dresden besonderen Eindruck, erlebte er doch nach all der Aufklärung zum ersten Mal einen Vertreter der Romantik. Ob dieses Zusammentreffen sich zufällig ergab oder durch Bekanntschaft oder Empfehlung vorbereitet war, ist nicht sicher auszumachen. Denkbar ist – und mehr soll hier nicht behauptet werden –, daß Graf Loeben die Zimmern von seinen Heidelberg-Aufenthalten her kannte. 1807 war er gleichzeitig mit Börne und Eichendorff für ein Jahr hierhergekommen und hatte sich dem Kreis der jungen Romantiker angeschlossen. Im Juni 1814 war er ein weiteres Mal für einige Wochen in Heidelberg gewesen.²⁵ Daß das Haus Zimmern auch den romantischen Dichtern offenstand, bestätigt sich in der Familienüberlieferung, daß auch Clemens Brentano zu den Gästen gehört habe, ohne daß ein Zeitpunkt dafür bekannt ist.²⁶

Für die Jahre 1815 bis 1821 liegen nun aussagekräftigere Quellen vor. Sigmund Zimmern setzte seine akademische Laufbahn mit der Habilitation fort und wurde im Wintersemester 1818/19 der erste jüdische Privatdozent der Rechtswissenschaft in Deutschland.²⁷ Adolph, der zweite Sohn David Zimmerns, durchlief eine kaufmännische Ausbildung und war dann im väterlichen Geschäft tätig. Regine, drittes Kind und älteste Tochter, war 1815 in die Familie zurückgekehrt und wuchs in die Rolle der eigentlichen Seele des gastlichen Hauses hinein.

Regine hatte von allen Kindern das mannigfaltigste Leben, das sie als Gründerin des Diakonissenhauses Nonnenweier beschloß. Unter ihrem zweiten Ehenamen wurde sie zur bis heute verehrten „Mutter Jolberg“. Dank dieser Verehrung ist ihr Leben gut dokumentiert. Sie selbst hat im Alter Erinnerungen an ihre Jugend verfaßt, und ihr Enkel M. G. W. Brandt hat kurz nach ihrem Tod eine Biographie veröffentlicht, die sich darüber hinaus auch auf ihre Tagebücher und Briefe stützt, die heute als verschollen gelten müssen.

Über das Haus in der Haspelgasse heißt es in ihren Erinnerungen:

„Wir wohnten in einem schönen großen Hause mit Hof und Garten, der einen weiten Spielraum darbot. Wir legten darin Gärten an, gruben tiefe Löcher und füllten sie mit Wasser, um Springbrunnen entstehen zu lassen.“²⁸

Regine wurde nicht von ihren Eltern erzogen. An ihre Kindsmagd hatte sie genauere Erinnerungen als an ihre Mutter. Früh wurde sie zu katholischen Lehrerinnen in ein ehemaliges Kloster gegeben. Ihre eigentliche Ausbildung erhielt sie von 1813 bis 1815 im Privatinstitut von Sophie Dapping

am Krahenplatz, wo sie auch wohnte. Im Grunde wuchs sie in einer christlichen Umgebung auf. Mit 15 Jahren kehrte sie ins Elternhaus zurück. In ihren Erinnerungen heißt es:

„Ich kam in die Schule des Lebens, in das Getriebe der Geselligkeit, in das Schöngestige von allerlei Lektüre. Da ich zwei ältere Brüder hatte, ... kamen vielerlei Gäste, Studenten und Kaufleute, in unser Haus. ... Die vielen Fremden, die in unser Haus kamen, hatte ich mit meinen Brüdern zu unterhalten. ... [Es] wurde gelesen, musiziert, und so wurde mein Herz wieder recht in die Außenwelt gezogen.“²⁹

Einer dieser Fremden war Eduard Gans, der 1818 nach Heidelberg kam, um sich promovieren zu lassen. Als Jude war ihm das in Berlin und Göttingen nicht möglich gewesen. Als er sich am 1.9. immatrikulierte, gab er als Religion freilich „lu[therisch]“ an. Er verpaßte hier knapp seinen späteren Lehrer Hegel, der gerade nach Berlin berufen worden war. Nach der Promotion kehrte Gans im Frühsommer 1819 nach Berlin zurück. Sein Habilitationsgesuch dort wurde abgewiesen, und erst nach seiner Taufe 1825 erhielt er im Jahr darauf eine Professur. Seine Bedeutung für die Rechtsgeschichte besteht darin, daß er mit Hilfe der Begrifflichkeit der Hegelschen Philosophie den Gegensatz zwischen historischer und Naturrechtsschule aufzubrechen suchte. Karl Marx zählte zu seinen Hörern, dem Gans bescheinigte, „ausgezeichnet fleißig“ zu sein.³⁰

Die Freundschaft zur Familie Zimmern war tief und dauerhaft. Regine lernte mit ihm Italienisch, und sie hielt mit ihm bis 1821 brieflich Kontakt. Am 21.11.1820 schreibt sie an Gans:

„Glauben Sie aber nicht, daß meine Hände deßhalb, wie Jean Paul sagt, so arg vernäht, verkocht, verstrickt sind – ich lese doch auch noch, bin noch eben so begierig was Vernünftiges zu hören wie ehemals. ... Es ist Tischzeit, um mich wimmeln Menschen, und das Vielerlei der Töne heißt mich schon lange schließen, Sie verzeihen mir daher die Unordentlichkeit meines Schreibens, zierlich war ich nie und bin´s noch nicht.“³¹

1829 war Zippora Gans, Eduards Mutter, in Heidelberg. Ludwig Börne, noch zur Kur in Bad Ems, hatte dafür nach der Begegnung mit Löb Zimmern und den unterstellten Heiratsplänen für dessen Tochter Johanna nur eine Erklärung. Am 3.8.1829 schreibt er an Jeanette Wohl:

„Hören Sie, ich glaube, die Mutter des Gans ist nach Heidelberg, um für ihren Sohn um Hannchen zu werben. Was hätte sie sonst dort zu tun? ... Das arme Hannchen schmachtet darnach, eine Gans zu werden. Sie möchte gar zu gerne nach Berlin kommen.“³²

Die Klatschsucht muß Börne verziehen werden, da es sich um einen Privatbrief handelt. Aus der vermuteten Ehe wurde schon deswegen nichts, weil Eduard Gans überhaupt nie heiratete; Johanna Zimmern starb 1832 im Alter von erst 27 Jahren.

1837 kam Gans zu seinem letzten Besuch nach Heidelberg, das auf ihn einen „traurigen Eindruck“ machte wegen des Zustands der Universität.³³ Ob er dabei auch die Haspelgasse aufsuchte, ist nicht überliefert, aber wahrscheinlich. Als Gans 1839 starb, riefen seine Berliner Freunde zu einer Stiftung auf, um sein Lebenswerk fortzusetzen. Adolph Zimmern war der einzige Freund, dessen Name sich über Berlin hinaus 1840 auf der Spendenliste findet.³⁴

4. Die Hepp-Hepp-Auftritte 1819

Seit 1801, also noch in kurpfälzischer Zeit, hatte David Zimmern zusammen mit dem Vorstand der Heidelberger Judenschaft von der Regierung die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten verlangt. Als Heidelberg 1802 badisch wurde, erneuerte er diese Forderung. 1808 wurden dann David und Löb Zimmern als Ortsbürger angenommen. Nach dem Sieg über Napoleon kehrte sich die Reformstimmung in Deutschland um. Zwar blieben in Baden die gewährten Judenrechte bestehen, aber antisemitische Strömungen nahmen zu, sowohl intellektuell wie an den Stammtischen.

1816 veröffentlichte der Heidelberger Philosophieprofessor Jakob Fries eine Abhandlung mit dem Titel „Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden“.³⁵ Gerade 20jährig verfaßte Sigmund Zimmern eine Gegenschrift, seine erste Veröffentlichung: „Versuch einer Würdigung der Angriffe des Herrn Professor Fries auf die Juden“. Im Untertitel heißt es: „Difficile est satyram non scribere“ (Es fällt schwer, keine Satire zu schreiben).³⁶

Der Versuchung zur Satire konnte Zimmern widerstehen. Seine Verteidigung ist eher vorsichtig aufgebaut. Den Vorurteilen und Angriffen von Fries begegnet er nicht frontal, sondern kritisiert lediglich die Übertreibungen. Ihm kommt es darauf an zu begründen, daß der einzige Weg aus der überkommenen Sonderstellung der Juden die Emanzipation ist:

„Mit allen Besseren meiner Glaubensgenossen erkenne ich das Nachtheilige dieses Kastengeistes, wenn man ihn so nennen dürfte, vollkommen an, und wünsche mit ihnen die Vollendung der schon begonnenen Sprengung. Daß aber seine Übel hier wieder bey weitem übertrieben, und den Juden zur Last gelegt ist, was überall in allen Ständen und Classen sich findet, ist nach dem Geiste des Ganzen leicht zu erachten.“ (S. 48)

Und am Schluß heißt es:

„Aber Fremdlinge nennt man die, mit welchen man seit undenklichen Zeiten zusammengelebt, über deren fremde Abkunft sich Jahrhunderte der Verjährung gewälzt, die als Einheimische geboren und erzogen Kinder Eines Vaterlandes sind. ... Also nicht von der Aufnahme Fremder, von der Veredlung Vorhandener ist die Rede, und dazu vermag der Gelähmte nicht alle Schritte zu thun, so lange die Fessel nicht ungelöst ist“. (S. 75)

Zimmern schreibt auch, die Schrift von Fries sei „auf vielfache Weise verbreitet, und in öffentlichen Schenken vorgelesen“ worden.³⁷ Das aufgeheizte Klima entlud sich drei Jahre später in den Hepp-Hepp-Unruhen. Wie in anderen Städten auch erstürmte am 25.8.1819 eine Menschenmenge unter lautem Hepp-Hepp mehrere Judenhäuser in der Unteren Straße, brach Fenster und Türen auf und plünderte Hausrat und Warenlager. Polizei und Bürgerwehr blieben untätig, und erst in der Nacht stellten burschenschaftliche Studenten unter Führung der Professoren Thibaut und Daub die Ordnung wieder her.

Die Unruhen hatten sich schon in den Tagen zuvor abgezeichnet. Kurz vor ihrem Ausbruch war David Zimmern ins Rathaus gegangen, um für die Juden um Schutz zu bitten, hatte aber keinen Erfolg.³⁸ Denkbar ist, daß er oder Sigmund Zimmern sich schließlich selbst an Thibaut wandten. Das Haus in der Haspelgasse blieb von den Angriffen verschont, obwohl es nur eine Straßenecke entfernt lag. Die Wut der Menge hatte sich gegen die Juden gerichtet, die als neue Zunftmitglieder und verhaßte Konkurrenten in ihre alten Schranken gewiesen werden sollten.

Zu denen, die auf die Augustereignisse publizistisch reagierten, gehörte auch Ludwig Börne. Als er im September 1819 seinen drei Jahre alten Aufsatz „Für die Juden“ nachdrucken ließ, fügt er einen aktuellen Nachsatz hinzu:

„Bei der auch in Heidelberg stattgefundenen Judenverfolgung wurden drei Häuser ganz ausgeplündert. Die Studenten, mit den Professoren Daub, Thibaut und anderen an der Spitze, stellten die Ruhe wieder her, und ihnen allein haben die Juden ihre Rettung zu verdanken. Die Polizei, welche, wie in vielen deutschen Staaten, behender ist, ruhigen Bürgern ihren Frieden zu nehmen, als ihn beunruhigten zu geben, hatte auch dort wenig getan und sich kaum sehen lassen.“³⁹

5. Die Taufe Sigmund Zimmerns und seiner Geschwister 1821–1827

Ludwig Börne war 1818 zum Christentum übergetreten. Er hatte seine Beamtenstelle beim Frankfurter Magistrat verloren, weil er Jude war. Von der Taufe erhoffte er sich eine unangefochtene Zukunft als freier Schriftsteller.

Über seine inneren Erwägungen ist wenig bekannt, und er hielt seine Entscheidung zunächst geheim. Die Augustereignisse 1819 bestätigten ihm, daß sein Schritt richtig gewesen war. In seiner Spottlust sagt er im September 1819 von einem soeben getauften Juden, er habe sich „in das Christentum ... hineinheppen lassen“.⁴⁰

Im Oktober 1819 kam Börne auf einer Reise nach Paris durch Heidelberg. An Jeanette Wohl schreibt er am 21.10.:

„In Heidelberg besuchte ich den Dr. Zimmern und erzählte ihm von meiner Taufe, damit sie in Frankfurt bekannt werde.“⁴¹

So beiläufig, wie hier geschildert, kann die Begegnung mit Sigmund Zimmern nicht abgelaufen sein. Eher ist an eine erregte Diskussion zu denken. Denn wer sich wie die Zimmern auf die beschränkten Integrationsangebote der Napoleonzeit eingelassen hatte, stand nach dem August 1819 vor der Frage, ob der eingeschlagenen Weg richtig und durchzuhalten war.

Ob es nun Börnes Besuch war oder die allgemeine Lage, jedenfalls wurde die Frage der Taufe im Hause Zimmern intensiv diskutiert. Die Kontexte belegen, daß diese Frage nicht einer inneren Suche nach religiöser Wahrheit, sondern der äußerlich, deshalb nicht weniger aufwühlend angefochtenen Existenz jüdisch-bürgerlichen Lebens entsprang: Die Taufe erschien nun als Endpunkt der Integration in die bürgerliche Gesellschaft und zugleich als wirksames Schutzzeichen gegen Judenhaß und Verfolgung. Am 4.9.1820 schreibt Regine Zimmern an Eduard Gans:

„Dies ist mein einziger Trost für die hoffnungslose Wunde, an der das jüdische Volk blutet; doch weiß ich recht gut, daß Ergebung und Vertrauen nur der Frauen einzige Zuflucht sind, für die Männer ist Handeln. Aber was sind die Resultate aller Gespräche, aller Versammlungen seit einigen Jahren, wie schleichend reift das Gute! Es giebt kein anderes Mittel in meiner Meinung, als den Übertritt – aber nicht in die schlechte gesunkene Religion der Christen, sondern in die reine erhabene Lehre ihres Stifters.“⁴²

Regine überließ tatsächlich das Handeln zunächst ihrem Bruder Sigmund. Der Privatdozent stellte Anfang 1821 den Antrag auf eine ordentliche Professur. Die Regierung war eher dafür, die Universität strikt dagegen. Die Argumentation der Professoren, vorgetragen in zwei Gutachten der Fakultät und in einem Beschluß des Senats, kreist um das Axiom der Christlichkeit der öffentlichen Ordnung und der Verfassung der Universität; daß ein Jude Professor werden könne, sei völlig ausgeschlossen. Im endgültigen Senatsbeschluß vom 15.4.1821 findet sich die einzige bislang bekannte Bemerkung der Professoren zu ihrem Verhalten im August 1819:

„Die nächste äußere Folge wäre ein öffentlicher Indifferentismus, besonders unsern Zeiten gefährlich, und dessen Unheil nicht abzusehen ist. Wir brau-

chen nur zu berühren, wie die Throne und Altäre durch denselben erschüttert werden, und was alsdann den Juden selbst, wegen ihrer gefürchteten Geldmacht und ihres Nationalzusammenhangs drohte. Wollte diese Nation die Grundsätze, welche sie von Stellen in unsern kirchlichen und Staatskorporationen ausschließen, Intoleranz nennen, so wäre das ein falsches Wort. Die hiesige Universität, welche so bestimmt jenen Grundsatz ausgesprochen, hat sich vielmehr grade des Juden, als vor einiger Zeit der Pöbel ihre Häuser stürmte, anerkanntermaßen als ihr Retter im Augenblick der Gefahr gezeigt.“⁴³

Ein Vorentwurf zu diesem Text, der, wenn ich nicht irre, aus der Feder Thibauts stammt, formuliert an der entscheidenden Stelle noch schärfer:

„Was ist es denn auch andres, das die jüdische Nation gegen die steigende Erbitterung des Volks über ihre herrschende Geldmacht zurückhält, als eben jene Grundsätze, die der Jude Intoleranz nennt.“⁴⁴

Das ist akademisches Hepp-Hepp mit matter Logik: Die Juden konnten nur geschützt werden, weil der Staat christliche Grundsätze hat, ohne die die „Erbitterung des Volks“, die hier als berechtigt anerkannt ist, freie Hand hätte. Thibaut und Daub gelten zu Unrecht als Freunde der Juden: 1819 hatten sie die öffentliche Ordnung geschützt und nicht ihre Mitbewohner.

Sigmund Zimmerns Gesuch hatte offenbar judenfeindliche Reaktionen ausgelöst, die sich in mündlicher Rede weitaus heftiger manifestiert haben dürften. Gegen den Willen der Universität war nun eine Ernennung zum Professor nicht möglich; im Mai verlieh das Staatsministerium Zimmern den bedeutungslosen Titel eines Großherzoglich Badischen Rates. Am 11.9.1821 ließ sich Zimmern in Karlsruhe taufen; genau einen Monat später wurde er ordentlicher Professor der Rechte, wenn auch ohne Anspruch auf Besoldung.

Während die ältere Literatur von Zimmerns Schritt als einer „Folge langgehegter Überzeugung“ spricht,⁴⁵ ist heute eher die Rede von „erzwungenem Opportunismus, dessen Grundlage religiöse Indifferenz war.“⁴⁶ Die Knappheit der zeitlichen Abfolge erscheint zunächst unabweisbar von Opportunismus zu zeugen. Unübersehbar ist auch der Zwang, der Zimmern ins Christentum „hineingeheppt“ hatte. Daß die Zimmern spätestens seit 1819 über die Taufe diskutiert hatten, ergibt noch keine „langgehegte Überzeugung“. In einem längeren Briefwechsel mit Karl Witte rechtfertigt Sigmund Zimmern 1821–1823 seinen Schritt: Die Taufe sei eigentlich ein „unschädliches superfluum“, ein bloßes, an sich überflüssiges Zeichen, und wie schon seine Schwester Regine in ihrem Brief von 1820 an Eduard Gans bezieht er die Position einer rationalistischen Christentumskritik, die streng unterscheidet zwischen der real existierenden Kirche und der eigentlichen Lehre ihres Stifters. Er rechtfertigt seinen Weg; von einem inneren Ringen findet sich keine Spur.⁴⁷

Trotzdem erlebte Sigmund Zimmern die Taufe als Befreiung. Zwei Tage danach traf er in Stuttgart mit Ludwig Börne zusammen. Am 14.9.1821 schreibt Börne an Jeanette Wohl:

„Gestern mittag komme ich zu Tische, sitzt da der Dr. wie auch Rat Zimmern. Er kömmt von Karlsruhe und hat sich dort taufen lassen. Aber der Mensch kann auch gar nicht fertig werden, davon zu sprechen, er meint ganz Europa würde erstaunen. Was sie in Heidelberg, Frankfurt, Hanau nur dazu sagen werden! Dieses zu erfahren, brennt er vor Begierde. Seine Eltern waren damit einverstanden!⁴⁸

Börne hatte keinen Grund zu spotten. Zimmern setzte auf Börnes Multiplikation, wie es Börne drei Jahre zuvor umgekehrt versucht hatte. Beide waren fest überzeugt, richtig gehandelt zu haben, und lediglich im Ausmaß der Begeisterung mag Zimmern Börne übertroffen haben.

Daß die Eltern mit der Taufe einverstanden waren, ist ein weiterer bislang übersehender Aspekt. David Zimmern, immerhin einige Jahre später im Oberrat der Israeliten Badens, lehnte für sich diesen Schritt ab, ließ aber sechs Jahre später seine noch unmündigen Söhne ebenfalls taufen. Seine Konzeption der bürgerlichen Gleichstellung der Juden schloß also den Übertritt zum Christentum ein als endgültiges und unumkehrbares Zeichen für Integration und Anerkennung. Sigmund Zimmerns Taufe war demnach mehr als ein Kniefall für eine Professur; sie war in seiner Sicht der – im Doppelsinn zwangsläufige – Abschluß des langen Weges von der gesellschaftlichen Abgesondertheit ins Bürgertum

Als nächste war es Regine Zimmern, die ihre Emanzipation 1826 mit der Taufe abschloß. In den Quellen zu ihrer Biographie sind die Alterserinnerungen sorgsam zu unterscheiden von den früheren Briefen und Tagebucheinträgen. Verständlicherweise deutet sie ihr Leben im Nachhinein von seiner zweiten Hälfte her, tatsächlich fand sie den sie prägenden Zugang zum christlichen Glauben erst nach der Taufe. Es ist ganz abseitig, ihre Konversion auf eine „Messias-Jesus-Erfahrung“ zurückzuführen.⁴⁹

1821 heiratete Regine Leopold Joseph Neustetel und zog nach Hanau. Der Bräutigam war in Heidelberg zum Dr. jur. promoviert worden und mit Sigmund befreundet. Kurz vor der Hochzeit hatte sie sich in Salomon Jolberg verliebt, den Hauslehrer der Familie, der von 1821–1825 in der Haspelgasse 12 wohnte.⁵⁰ In ungewöhnlicher Offenheit spricht sie in ihren Erinnerungen darüber:

„Es trat ein neuer Hauslehrer für unsere jüngern Geschwister in unser Haus. ... Er war eine poetische Natur, und so wenig er Anziehendes in seiner Erscheinung hatte, so lag doch etwas in seinem Gemüth und in seiner Unterhaltung, was mich sehr anzog.“⁵¹



Regine Zimmern war in ihren Heidelberger Jahren der gesellschaftliche Mittelpunkt der Familie und ihrer Gäste. Zweifach verwitwet gründete sie 1851 das Diakonissenhaus Nonnenweier in der Nähe von Lahr. Als Mutter Jolberg wird sie dort bis heute verehrt. Das Bildnis zeigt sie im Alter von etwa 20 Jahren.

Ludwig Börne, stets gut unterrichtet über alle Zimmeriana, schreibt am 14.9.1821 an Jeanette Wohl:

„Die Dr. Neustätel in Hanau, schrieb man hierher, fiel dort ihrem Manne alle Augenblicke um den Hals und küsse ihn, darüber spottet man, und man schilt die Heuchelei. Eine Frau, die mich nicht leiden könnte, hätte aber für mich etwas Pikantes, die könnte ich zu Tode ärgern. Aber eine Frau, die ihren Mann liebt und nicht liebenswürdig ist, das ist schrecklich.“⁵²

Die kurze Ehe der Neustetels blieb freilich von ernsthaften Irritationen verschont. Im Herbst 1824 erkrankte er, und das Ehepaar zog in das milde Klima von Nizza, wo er im Januar 1825 starb.⁵³ Daß sie ihn auf einem christlichen Friedhof beerdigen ließ, deutete sie später als einen ersten Schritt zur Konversion, läßt sich aber unschwer aus äußeren Umständen erklären: Sie hatten sich in Frankreich nicht als Juden zu erkennen gegeben, und dieses Inkognito sollte auch im Tod nicht aufgehoben werden.

Die Witwe kehrte mit ihren beiden Kindern nach Heidelberg zurück und lebte in einer kleinen Wohnung am Schloßberg. Ihre Tagebuchreflexionen aus dieser Zeit kreisen um eine religiös geprägte Ethik und lassen den späteren Einfluß des Pietismus noch nicht erkennen. Im Frühjahr 1826 zog sie nach Gemmingen, später kam auch Jolberg dorthin. Am 18.9. ließen sie sich und die Kinder taufen, und acht Wochen später heiratete sie ihre frühe Liebe. Sie nahm dabei den Vornamen Juliana hinzu, er nannte sich statt Salomon nun Gottfried Theodor.⁵⁴ Äußere Zwecke ihres gemeinsamen Übertritts sind nicht zu erkennen oder aber nicht überliefert. Sie legte ihr Bekenntnis zur bürgerlichen Gleichstellung anders als ihr Bruder ganz privat und fern aller Öffentlichkeit ab. „Wohl waren wir nun getauft, aber wir hatten doch Christum und seine Gerechtigkeit noch nicht gefunden“, heißt es in ihren Erinnerungen.⁵⁵

Bemerkenswert ist auch hier die Reaktion der Eltern, die sich durch Regines Doppelschritt tief gekränkt fühlten. Sie waren, wie ihr Biograph schreibt, gegen

„die Verbindung mit einem Manne, der schon früh störend in die Verhältnisse eingegriffen hatte und, wie ohne Mittel, so auch noch ohne Anstellung war, so daß die Existenz der Familie lediglich von dem Vermögen der Frau abhing.“⁵⁶

Die Kränkung bezog sich dagegen weniger auf die Taufe,

„da ja schon ihr ältester Bruder ... Christ geworden war und der Vater auch bald darauf die jüngern Söhne taufen und christlich konfirmieren ließ.“⁵⁷

Ludwig Zimmern wurde im Mai 1827 mit 16 Jahren getauft,⁵⁸ gleichzeitig wohl auch die jüngeren Brüder, der 13jährige Franz und der 11jährige Hermann. David Zimmern billigte also nicht nur die Entscheidungen seiner erwachsenen Kinder, sondern handelte auch selbst. Sein Verständnis von Emanzipation schloß die Taufe nicht nur nicht aus, sondern – jedenfalls 1827 – aktiv ein. In nur schwer auflösbarem Widerspruch dazu zogen David Zimmern und sein zweiter Sohn Adolph für sich diesen Schluß nicht. Und beide waren zeitlebens Vertreter und Sprecher der Juden, die bleiben wollten, was sie waren.

Nur beiläufig kann hier angemerkt werden, daß allen Beteiligten die Spätwirkungen ihres Handelns verborgen bleiben mußten. Samuel Brandt

(1848–1938), ein Enkel von Regine Jolberg, verlor 1935 seine Professur für Altphilologie an der Universität Heidelberg, weil er als Jude galt.⁵⁹ Er war bereits 87 Jahre alt und hatte seine letzte Vorlesung 1919 gehalten. Die nachfolgende Generation blieb dagegen von rassischer Verfolgung verschont.

6. David Zimmern als Sprecher der Emanzipation

David Zimmern war die überragende und allseits anerkannte Persönlichkeit, in der Familie, bei den Gästen und unter den Juden Heidelbergs und Badens. Die Wirkung seiner Ausstrahlung ist schon daran zu erkennen, daß Ludwig Börne über alle anderen Familienmitglieder spöttisch und gelegentlich feindselig spricht, über ihn jedoch kein einziges böses Wort verliert.

Über seine Kindheit und Ausbildung ist nichts bekannt. In der Familie wurde nur die Selbstaussage überliefert:

„Fragt mich nicht nach meiner Jugend, ich habe eine traurige Jugend gehabt.“⁶⁰ Er war 1781 zum Halbweisen geworden. Auch wenn es familiäre Konflikte gegeben haben mag, so folgte er doch dem Vorbild des Vaters, der Vorsteher der Judenschaft der Kurpfalz gewesen war.

20 Jahre nach dem Tod des Vaters, also noch in kurpfälzischer Zeit, hatte David Zimmern den Vorstand der Heidelberger Gemeinde ins Rathaus begleitet, um deren Forderungen zu erläutern.⁶¹ Die Delegation verlangte uneingeschränkte bürgerliche Rechte, wobei sie hinzufügte, daß auf die Einhaltung der Sabbatruhe, etwa bei den städtischen Wachdiensten, verzichtet werden könne, sie lehnte die weitere Bezahlung der Sonderabgaben für Juden ab, kritisierte die Beschränkung auf den Handel und forderte die Zulassung zu Landwirtschaft und Handwerk. Diese Position der Heidelberger Juden war offensiv und in der Frage der Sonderabgaben auch neu. Der Aufstieg Frankreichs hatte in Deutschland einen Reformdruck ausgelöst, der zur Hoffnung auf Durchsetzung der Forderung nach Gleichstellung berechtigte. Nur in einem Punkt bewegten sich die Wünsche der Delegation in einem traditionellen Rahmen: Wie noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gefordert, wollte sie den Zuzug insbesondere armer Juden nach Heidelberg beschränkt sehen.

Ende 1802 richteten einige Heidelberger Juden, darunter auch David und Löb Zimmern, einen Antrag an die neue badische Regierung, ihnen das volle Bürgerrecht zu erteilen, und sie appellierten an den Markgrafen Karl Friedrich, sich für die Judenrechte in ganz Deutschland einzusetzen.⁶² Im Juni 1803 kam Karl Friedrich nach Heidelberg, um die Huldigung seiner neuen Untertanen entgegenzunehmen. Nach den Reden aller Bürgervertreter

sprach auch David Zimmern, nun selbst Vorsteher der Heidelberger Gemeinde:

„Wir empfehlen unsere Glaubensgenossen der Gnade eines Fürsten, dem es süß ist, alle Seine Kinder ohne Unterschied mit gleicher Zärtlichkeit zu umschlingen.“⁶³

Damit war bei aller Huldigungshöflichkeit die Forderung nach bedingungsloser Gleichstellung auch auf offenem Platz ausgesprochen. Es dauerte aber noch fünf Jahre, bis die ersten Juden das Ortsbürgerrecht erhielten. Die Mehrzahl verblieb zunächst als Schutzbürger in einem Status minderen Rechts.

Am 25. August 1819 war David Zimmern unterwegs, um, wie oben geschildert, die Behörden zum Schutz für seine angegriffenen Glaubensgenossen zu veranlassen. Bald darauf reagierte er auf eine Debatte des Landtags über Restriktionen der den Juden gewährten Rechte mit der Einberufung einer „Versammlung notabler Israeliten“.⁶⁴ Etwa um diese Zeit rückte er in den Oberrat der Israeliten Badens nach, dem er jedenfalls 1831 und bis zu seinem Tod angehörte.

Im April 1830 bestieg Leopold I. den Thron des Großherzogtums. Seine Untertanen verbanden diesen Wechsel mit großen Hoffnungen. Am 9. und 10. Mai 1830 kamen Leopold und seine Frau Sophie nach Heidelberg. Die ganze Stadt zeigte in Transparenten die Grenzen ihrer Reimkunst und, sofern die Mittel es erlaubten, illuminativ weitere optische Effekte. Über die Haspelgasse 12 heißt es in einem zeitgenössischen Bericht:

„Die vordere Façade des Hauses war mit Lampen reich erhellt. ... Das vordere Portal stellte zwei Säulen in Feuer vor, welche, oben durch flammende Gewinde und Draperien mit einander vereinigt, eine Art von Triumphbogen bildeten. ... Drei Reihen Lampen auf jeder Seite der Allee von der Hausthüre an bis an das Ende des Gartens gaben den grünen Maien, welche die Allee bildeten, ein herrliches Ansehn. Am Ende der Allee befand sich ein feuriger Tempel, auf dessen Giebel die badische Fahne wehte. ... Ihre Königlichen Hoheiten geruhten einige Augenblicke dabei zu halten und das schöne und sinnvolle Arrangement zu betrachten.“⁶⁵

Das Jahr 1831 brachte den badischen Juden zwei herbe Enttäuschungen. Im Frühjahr scheiterte in der Zweiten Kammer des Landtags ein Antrag auf Gleichstellung der Juden. Die liberale Mehrheit fürchtete um ihre Popularität. Nur zwei Abgeordnete stimmten für das Gesetz, darunter Wilhelm Speyerer, der 1832 Heidelberger Bürgermeister wurde und mit David und Adolph Zimmern befreundet war. Die neue Gemeindeordnung, die zum Jahresende in Kraft trat, machte alle christlichen Schutzbürger zu Vollbürgern und verwandelte die alte Einrichtung des Schutzbürgertums damit in einen nur noch für Juden geltenden Sonderstatus.

Am 20.4.1831 schrieb David Zimmern an Karl von Rotteck, den theoretischen Kopf und Wortführer der badischen Liberalen, und legte auf sieben Seiten den Grundsatz dar, daß die Gleichberechtigung der Juden sich zwingend aus dem liberalen Verfassungsverständnis ergibt:

„Euch, Auserwählte des Volkes, liegt moralisch die Pflicht auf, dem Volk rücksichtslos zuzurufen, wie so unmenschlich als unchristlich es ist, wenn ein Glied das andere verletzt, der Bruder den Bruder – daß wer die Freiheit selbst erringen will, sie Andern nicht mißgönnen darf, gleichviel, *wo* er zu Gott betet, *wann* er seinen Sabbath feiert, welche Speise er genießt.“⁶⁶

Diese Position unterscheidet sich deutlich von der Sigmund Zimmerns von 1816: Es ist nicht an den Juden, sich zu ändern und der Gesellschaftsmehrheit anzupassen, vielmehr ist die Gleichheit unteilbar. Mit dieser stringent naturrechtlichen Argumentation widerruft David Zimmern indirekt zugleich seine Zustimmung zur Taufe seiner Kinder. Zwar beruft er Wilhelm Speyerer am Schluß seines Briefes zum Zeugen, daß die Familie Zimmern von der Emanzipationsfrage kaum noch betroffen sei, räumt aber damit ein, daß es der Taufe zur vollen Gleichberechtigung nicht bedurft hätte. Vergeblich appelliert er an Rotteck, seine Entscheidung gegen die Juden noch einmal zu überdenken:

„Und wie heißen die Gründe? Aus dem Gebiete des Rechts, der Philosophie, der Moral, der Sittlichkeit, der Constitution sind sie nicht, sondern factische, aus dem Leben gegriffen, ich kenne sie alle – sie herzuzählen wäre überflüssig, da sie zur Genüge in der hohen Kammer ertönen werden. ... Nehmen wir aber auf einen Augenblick alle Vorwürfe als gegründet an, nirgends kann doch ein *Zusammenhang* dieser Vorwürfe mit einer Entziehung constitutioneller Wohlthaten nachgewiesen werden, eben sowenig wie durch *diese Entziehung jenen Mängeln abgeholfen wird*. Könnten Sie, verehrter Herr Hofrath! Diese beiden Behauptungen widerlegen, bin ich meinerseits bereit die Feder niederzulegen, u. mich nie mehr der Sache meiner Glaubensgenossen anzunehmen.“⁶⁷

Dieser Brief gehört zu den klarsten und entschiedensten Texten der Emanzipationsdebatte in den 30er Jahren. Eine knappere Würdigung von David Zimmerns Leben läßt sich nicht finden als die Zeile, die Nikolaus Lenau bald nach dem Ausbruch seiner Krankheit im Oktober 1844 in ein Notizheft schrieb:

„9^e Symphonie – Kerner – Fackelzug – Zimmern, – Emancipation –“⁶⁸

Die Familie Zimmern, Übersicht

Josua, genannt Seligmann Zimmern (gest. 1781), verheiratet mit Zipora,
genannt Jittle Ullmann (gest. 1795), drei Söhne und drei Töchter,
darunter I und II:

- | | |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>I David Zimmern (1767–1845),
seit 1795 verh. mit Sara Flörshiem
(1777–1832), vier Töchter
und sieben Söhne, darunter:</p> <ul style="list-style-type: none"> – Sigmund (Wilhelm) Zimmern
(1796–1830), seit 1823 verh.
mit Caroline Walter (1796–1872) – Adolph Zimmern (1797–1864),
seit 1822 verh. mit Sara Kulp
(1804–1881) – Regine (Juliana) Zimmern
(1800–1870), 1821–1825 verh.
mit Leopold Joseph Neustetel
(1797–1825), 1826–1829 verh.
mit Salomon (Gottfried Theodor)
Jolberg (1800–1829) – Löw oder Ludwig (Wilhelm)
Zimmern (1811–1855), seit 1839
verh. mit Sophie Stiebel
(1818–1904) | <p>II Löb oder Ludwig Zimmern
(1770–1838), seit 1802 verh.
mit Rosalie Sondheimer (1781–1856),
drei Töchter, darunter:</p> <ul style="list-style-type: none"> – Emilie (Henriette) Zimmern
(1803–1838), seit 1833 verh.
mit Arthur Arneth (1802–1858) – Johanna Zimmern (1804–1832) |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

Die Vornamen in Klammern () sind Taufnamen.

Anmerkungen:

- 1 Vom 1. bis 3. März 1996 fand in der Haspelgasse 12 eine Vortragsreihe statt, bei der Christoph Krampe (Bochum) über Sigmund Zimmern, Heinz Janssen (Heidelberg) über Regine Jolberg, geb. Zimmern, und der Verfasser über die Gäste der Zimmern sprachen. Die Atmosphäre war dicht: Die Zuhörenden, zur Hälfte Zimmern-Nachkommen, saßen in dem Raum des historischen Salons. Zu danken habe ich den Mitreferenten sowie Friedrich und Jürgen Zimmern in Hamburg für viele Hinweise und Materialien, Barbara Frieda Schulz als Hausherrin für die Anregung und Organisation der Vorträge und Elisabeth Zimmern in Hamburg für die mühevollen Abschrift des Tonbandmitschnitts meines Beitrags. Dieser Aufsatz ist dennoch eine vollständig neu gefaßte Version. Der Stoffmenge wegen kann der zweite Teil erst im nächsten Jahrgang dieses Jahrbuchs erscheinen.
- 2 Lejeune: Das Haus an der Pfingstweide, S. 15, 23–25. Die vollständigen Angaben zu mehrfach genannter Literatur finden sich unten im Anhang.
- 3 [Adele Goldschmidt, Hrsg.:] Levin Goldschmidt. Ein Lebensbild in Briefen, Berlin 1898, S. 169

- 4 Paul Brandt: Genealogische Angaben S. 3f. Eine Übersicht über die Lebensdaten der hier genannten Familienmitglieder findet sich am Ende dieses Beitrags.
- 5 Karl Lohmeyer: Der Heidelberger Baumeister Johann Jakob Rischer (1662–1755) und seine Pläne für die Stiftskirche St. Gallen, in: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der Kurpfalz, Bd. 13, 1925, S. 248–273, hier S. 272
- 6 [Hermann Wirth:] Heidelberger industrielle Unternehmungen unter dem Churfürsten Carl Theodor, in: Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, Bd. 3, 1870, S. 1–38, hier S. 30. Zu Seligmann Zimmerns Rolle als Vorsteher der kurpfälzischen Judenschaft s. Cser: Stadtverfassung und Herrschaftsanspruch, S. 115–127.
- 7 Lagerbuch, Stadtarchiv Heidelberg
- 8 Abschriften dieser Verträge – Exponate der Rothschild-Ausstellung 1994 in Frankfurt – hat mir freundlicherweise Hans Jürgen Schultz (Kronberg) zur Verfügung gestellt.
- 9 Mumm: „Denket nicht...“, S. 27
- 10 Heidelberger Wochenblatt, 23.8.1897
- 11 Ebd., 2.9.1824
- 12 Ebd., 4.11.1824
- 13 Paul Brandt: Genealogische Angaben, S. 7. Die Konkursakte ist im Generallandesarchiv Karlsruhe (233/7606)
- 14 Joseph von Eichendorff: Tagebücher 1798–1815, in: Ders.: Werke in sechs Bänden, Bd. 5, Frankfurt 1993, S. 9–347, hier S. 223
- 15 Börne: Sämtliche Schriften, Bd. 5, S. 869
- 16 Ebd. Bd. 1, S. 649
- 17 Ebd. Bd. 4, S. 104f
- 18 Börnes Freund war ein Vetter des gleichnamigen und gleichberufigen Mitgünders des „Liederkranzes“ von 1839. Siehe Mumm: „Freiheit...“, S. 81–86
- 19 Börne: Sämtliche Schriften, Bd. 3, S. 5
- 20 [Karl Witte:] Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben; ein Buch für Eltern und Erziehende, zwei Bde., Leipzig 1819, hier Bd. 1, S. 75
- 21 Ebd. Bd. 2, S. 468
- 22 Hermann Witte: Karl Witte, S. 71–77
- 23 Braun: Sigmund Zimmern, S. 218
- 24 Hermann Witte: Karl Witte, S. 71–77
- 25 Raimund Pissin: Otto Heinrich Graf von Loeben (Isidorus Orientalis). Sein Leben und sein Werk, Berlin 1905, S. 52–175, 279–285
- 26 Mittelsmann für den Kontakt zwischen Brentano und den Zimmern könnte Salomon Stiebel aus Frankfurt gewesen sein, der 1810/11 in Heidelberg studierte und später der Schwiegervater von David Zimmerns Sohn Ludwig wurde. Lejeune nennt nur eine Briefzeile von 1816 als Beleg für die Bekanntschaft Stiebels mit Brentano (Das Haus an der Pfingstweide, S. 27f). Die ausführliche Briefbiographie von Hans Jürgen Schultz bringt dazu keine neuen Erkenntnisse: Salomon Stiebel, der Lützower Jäger (Bd. 1) und: Dr. med. S. F. Stiebel. Ein Arzt aus Frankfurt (Bd. 2), Privatdruck Kronberg 1992/93, hier Bd. 2, S. 18
- 27 Krampe: Sigmund Wilhelm Zimmern, S. 35
- 28 M. G. W. Brandt: Mutter Jolberg, Bd. 1, S. 7
- 29 Ebd. S. 12
- 30 Reissner: Eduard Gans, S. 158
- 31 M. G. W. Brandt: Mutter Jolberg, Bd. 1, S. 27f

- 32 Börne: Sämtliche Schriften, Bd. 4, S. 1083
- 33 Eduard Gans an Varnhagen von Ense, 26.8.1837, in: Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur, Bd. 5, Berlin 1841, S. 52
- 34 Reissner: Eduard Gans, S. 161
- 35 Zuerst veröffentlicht als Beitrag zu den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, dann ebenfalls 1816 als separate Schrift im Verlag Mohr & Winter
- 36 Heidelberg 1816
- 37 Ebd. S. 4
- 38 Krauß: Emanzipation, S. 183
- 39 Sämtliche Schriften, Bd. 1, S. 879
- 40 Ebd. Bd. 4, S. 212
- 41 Ebd. Bd. 4, S. 242
- 42 M. G. W. Brandt: Mutter Jolberg, Bd. 1, S. 26
- 43 Personalakte S. Zimmern im Universitätsarchiv Heidelberg, UAH 2489, hier zitiert nach Braun: Sigmund Zimmern, S. 225. Das vorangegangene Gutachten der Fakultät mit moderateren Formulierungen findet sich gedruckt bei Karl von Lilienthal: Lehrer des Strafrechts, in: Heidelberger Professoren aus dem 19. Jahrhundert. Festschrift der Universität zur Zentenarfeier ihrer Erneuerung durch Karl Friedrich, Bd. 1, Heidelberg 1903, S. 203–252, hier S. 220–222. Die Studenten hatten sich schon im September 1819 dahin erklärt, daß sie „bloß aus Liebe zu Recht und Ordnung, keineswegs aber aus einer besonderen Vorliebe für die Juden“ für Ruhe gesorgt hätten (zitiert nach Krauß, Emanzipation, S. 186)
- 44 Personalakte S. Zimmern im Universitätsarchiv Heidelberg, UAH 2489
- 45 [Friedrich von] W[eech]: Sigmund Wilhelm Zimmern, in: Badische Biographien, Bd. 2, Heidelberg 1875, S. 541
- 46 Monika Richarz: Der Eintritt der Juden in die akademischen Berufe. Jüdische Studenten und Akademiker in Deutschland 1678–1848 (Schriftenreihe Wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts Bd. 28), Tübingen 1874, S. 216
- 47 Braun: Sigmund Zimmern, S. 228–232
- 48 Börne: Sämtliche Schriften, Bd. 4, S. 362
- 49 So zuletzt Gerhard Lötsch: Christian Roller & Ernst Fink. Die Anfänge von Illenau, Achern 1996, S. 15
- 50 Verzeichnisse der Studierenden vom Wintersemester 1821/22 bis zum Wintersemester 1824/25. Die Zimmern hatten sonst nicht an Studenten vermietet.
- 51 M. G. W. Brandt: Mutter Jolberg, Bd. 1, S. 14
- 52 Börne: Sämtliche Schriften, Bd. 4, S. 364
- 53 In ihren Erinnerungen verlegt Regine Jolberg den Tod ihres ersten Mannes ins Jahr davor (M. G. W. Brandt: Mutter Jolberg, Bd. 1, S. 56). Die richtigen Angaben finden sich bei Paul Brandt: Genealogische Angaben, S. 8 und 30.
- 54 Paul Brandt: Genealogische Angaben S. 8 und 29 in Korrektur zu Regines Erinnerungen (M. G. W. Brandt: Mutter Jolberg, Bd. 1, S. 64)
- 55 M. G. W. Brandt: Mutter Jolberg, Bd. 1, S. 65
- 56 Ebd.
- 57 Ebd. S. 64
- 58 Rudolf Benl: Ein Heidelberger Studentenbrief von 1849. Die Badische Revolution in der Sicht eines Außenstehenden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 142, 1994, S. 233–248, hier S. 239

- 59 Dorothee Mussnug: Die vertriebenen Heidelberger Dozenten. Zur Geschichte der Ruprecht-Karls-Universität nach 1933, Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, Neue Folge Bd. 2, Heidelberg 1988, S. 76f.
- 60 Lejeune: Das Haus an der Pfingstweide, S. 14
- 61 Cser: Stadtverfassung und Herrschaftsanspruch, S. 144–146
- 62 Krauß: Emanzipation, S. 165
- 63 Mumm: „Denket nicht ...“, S. 21
- 64 M. G. W. Brandt: Mutter Jolberg, Bd. 1, S. 33
- 65 Heidelbergs Willkomm an sein Fürstenpaar. Darstellung der Feierlichkeiten bei dem Empfang und Verweilen Ihrer Königlichen Hoheiten, des Herrn Großherzogs und der Frau Großherzogin Leopold und Sophie am 9ten und 10ten Mai 1830 zu Heidelberg, Heidelberg 1830, S. 49
- 66 Rotteck, Karl von: Gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel, hrsg. von Hermann von Rotteck, Bd. 4, Pforzheim 1843, S. 349
- 67 Rüdiger von Treskow: Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte! Die Korrespondenz Karl von Rottecks (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 26), Bd. 1: Einführung und Interpretation, Bd. 2: Regesten, Freiburg 1990/92, hier Bd. 1, S. 162f. Eine Zusammenfassung des ganzen Briefes findet sich Bd. 2, S. 643–645.
- 68 Nikolaus Lenau: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 7: Aufzeichnungen. Vermischte Schriften, Wien 1993, S. 293

Mehrfach zitierte Literatur und Nachschlagewerke

- Adreßkalender der Stadt Heidelberg 1816 und 1839ff, Stadtarchiv Heidelberg
- Börne, Ludwig: Sämtliche Schriften, hrsg. Von Inge und Peter Rippmann, Bd. 1–5, Dreieich 1977 (zuerst Darmstadt 1964–1968)
- Brandt, Martin Gottlieb Wilhelm: Mutter Jolberg. Gründerin und Vorsteherin des Mutterhauses für Kinderpflege zu Nonnenweier, ihr Leben und Wirken, 2 Bde., Barmen 1871/72
- Brandt, Paul: Genealogische und personelle Angaben über die Familie der Mutter Jolberg, Typoskript 1951
- Cser, Andreas: Zwischen Stadtverfassung und absolutistischem Herrschaftsanspruch (1650 bis zum Ende der Kurpfalz 1802), in: Peter Blum (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, Buchreihe der Stadt Heidelberg Bd. 6, Heidelberg 1996, S. 46–153
- Drüll, Dagmar: Heidelberger Gelehrtenlexikon. 1803–1932, Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo 1986
- Krampe, Christoph: Sigmund Wilhelm Zimmern (1796–1830). Systematiker des römischen Rechts in der Frühzeit der Emanzipation, in: Helmut Heinrichs u. a. (Hrsg.): Deutsche Juristen jüdischer Herkunft, München 1993, S. 27–43
- Krauß, Martin: Zwischen Emanzipation und Antisemitismus (1802–1862), in: Peter Blum (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, Buchreihe der Stadt Heidelberg Bd. 6, Heidelberg 1996, S. 154–216
- Lejeune, Lina: Das Haus an der Pfingstweide. Gestalten und Erinnerungen aus glücklicher Jugend, Stuttgart 1932

- Mumm, Hans-Martin: „Denket nicht: ‚Wir wollen’s beim Alten lassen‘.“ Die Jahre der Emanzipation 1803–1862, in: Norbert Giovannini, Johannes Bauer und Hans-Martin Mumm (Hrsg.): *Jüdisches Leben in Heidelberg. Studien zu einer unterbochenen Geschichte*, Heidelberg, 1992, S. 21–59
- Mumm, Hans-Martin: „Freiheit ist das, was wir – nicht haben.“ Jüdinnen und Juden in der Revolution von 1848, in: Norbert Giovannini u. a. (Hrsg.): *Jüdisches Leben in Heidelberg*. (wie oben), S. 61–105
- Reissner, Hanns Günther: *Eduard Gans. Ein Leben im Vormärz* (Schriftenreihe Wissenschaftlicher Ahandlungen des Leo Baeck Instituts Bd. 14), Tübingen 1965
- Rippmann, Inge: *Börne Index. Historisch-biographische Materialien zu Ludwig Börnes Schriften und Briefen. Ein Beitrag zu Geschichte und Literatur des Vormärz*, Berlin und New York 1985
- Toepke, Gustav: *Die Matrikel der Universität Heidelberg*, Bd. 5, 1807–1846, hrsg. von Paul Hintzelmann, Heidelberg 1904
- Verzeichnis der Studierenden 1813, 1818–1827*, Universitätsarchiv Heidelberg
- Witte, Hermann: *Karl Witte. Ein Leben für Dante. Vom Wunderkind zum Rechtsgelehrten und größtem deutschen Dante-Forscher*, hrsg. von Hans Haupt, Hamburg 1971

Franz-Josef Hutter

Reichstagswahlen und Sozialstruktur in Stadt und Wahlkreis Heidelberg 1871–1912/14

Wahlen zu einem Parlament, sei es auf kommunaler, regionaler oder staatlicher Ebene, bilden ein zentrales Moment politischer Teilhabe der Wahlberechtigten. Sie sind die entscheidende Kontaktstelle zwischen dem politischen Willen einer Gemeinschaft und dessen politischer Vertretung – im demokratietheoretischen Idealfall zwischen dem Volkswillen und der Regierungsbildung. Die wissenschaftliche Wahlforschung unterstellt, daß auch heutiges Wahlverhalten Ausdruck aktueller und historisch gewachsener Konfliktlagen in einer Gesellschaft ist; so wählen beispielsweise noch immer Katholiken mit hoher Kirchenbindung auffällig oft die Unionsparteien, gewerkschaftlich organisierte Arbeiter besonders häufig die Sozialdemokratie. Da jedoch heute beide Gruppierungen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik immer kleiner werden, läßt auch ihr Einfluß auf das Wahlergebnis nach.¹

Diese beiden gewachsenen und nunmehr geronnenen Konfliktlinien entstanden hauptsächlich während der Zeit des Deutschen Kaiserreiches. Schon daraus wird ersichtlich, daß historische Wahlforschung mehr ist als nur die Betrachtung obsoleter Wahlergebnisse. Die Bildung der Zentrumspartei, der politischen Vertretung der kirchentreuen deutschen Katholiken, ist untrennbar verknüpft mit Bismarcks Kulturkampf und dessen verschärfter badischer Version. Die Konfession wurde für die politische Orientierung von größerer Bedeutung als die soziale Stellung in der Gesellschaft. Andererseits schritt während des Untersuchungszeitraums die Industrialisierung immer rascher voran, insbesondere im Großherzogtum Baden fand die industrielle Revolution eigentlich erst während der Zeit des Kaiserreiches statt. Damit verbunden war das zunehmend stärkere Hervortreten des Gegensatzes zwischen „Arbeit“ und „Kapital“, das zur raschen Expansion der Sozialdemokratie führte, die sich als die eigentliche Arbeiterpartei verstand.

Im folgenden soll der soziale und kulturelle Wandel von Stadt und Wahlkreis Heidelberg anhand der Wahlergebnisse zum Deutschen Reichstag zwischen der Reichsgründung und dem Ersten Weltkrieg skizzenhaft

nachgezeichnet werden. Zuerst wird die Sozialstruktur der Stadt und des Wahlkreises sowie ihr Wandel im Betrachtungszeitraum kurz umrissen, die für die daran anschließende Darstellung und Interpretation der Wahlergebnisse vor und nach 1890 – dem Jahr des Auslaufens des Sozialistengesetzes – den Rahmen abgeben soll. Selbstverständlich kann damit nur ein grober Überblick gegeben werden, eine Reihe von Fragen hinsichtlich der Kandidatenaufstellung, des Ablaufs der Wahlkämpfe oder landes- bzw. kommunalpolitischer Einflüsse auf das Wahlverhalten müssen ausgeblendet bleiben.

I.

Den Reichstagswahlkreis Heidelberg bildeten die damaligen badischen Amtsbezirke Heidelberg, Mosbach und Eberbach ohne die Gemeinde Reisenbach. Seine Bevölkerung betrug bei der Volkszählung vom 3. Dezember 1867, die der Einteilung der Reichstagswahlkreise zugrunde gelegt wurde, 102.590 Personen. Bei der letzten Volkszählung vor dem Ersten Weltkrieg, am 1. Dezember 1910, betrug der Bevölkerungsstand 157.252 Menschen.² Die Zahl der für die Wahlen zum Reichstag Wahlberechtigten, also der Männer ab 25 Jahren, veränderte sich zwischen 1871 und 1912 von 21.195 auf 33.694.³ Das bedeutet ein Bevölkerungswachstum von 53,3 Prozent und ein Anwachsen der Zahl der Wahlberechtigten um 59,0 Prozent. Beides lag minimal über dem badischen Durchschnitt.⁴ Die konfessionelle Struktur dieses protestantisch geprägten Wahlkreises veränderte sich nur unwesentlich. 1871 betrug das Verhältnis von Protestanten zu Katholiken 61,3 Prozent gegenüber 36,6 Prozent, 1912 61,9 Prozent zu 36,0 Prozent.⁵ Die Einwohnerzahl der konfessionell praktisch identisch mit dem Wahlkreis strukturierten Stadt Heidelberg veränderte sich im gleichen Zeitraum von 19.983 auf 56.016, wobei jedoch auch zu berücksichtigen ist, daß zum 1. Januar 1891 die Gemeinde Neuenheim und zum 1. Januar 1903 die Gemeinde Handschuhsheim mit der Stadt Heidelberg vereinigt wurden.⁶

Nicht zuletzt deshalb gilt das Hauptaugenmerk der Untersuchung dem Wahlkreis und erst in zweiter Linie der Stadt, da die Wahlkreisgrenzen über den gesamten Betrachtungszeitraum hinweg unverändert blieben. Ferner liegen die Ergebnisse der Berufszählungen nur für das Jahr 1895, nicht aber für 1882 und 1907, gemeindeweise vor. Aus methodischen Gründen ist ein Vergleich mit Landtags- und Kommunalwahlergebnissen nicht möglich.⁷ Noch größere Schwierigkeiten ergäben sich bei einer Berücksichtigung der Kommunalwahlergebnisse.

Die angeführten Zahlen verweisen darauf, daß sich das Bild von Stadt und Wahlkreis Heidelberg während der Zeit des Deutschen Kaiserreiches bedeutend veränderte. Dieser Wandel wird noch augenfälliger, wenn die Beschäftigungsstruktur in diesem Zeitraum mitberücksichtigt wird. Waren bei der Berufszählung von 1871 30.124 Personen im Wahlkreis Heidelberg im sekundären Sektor – also in der Industrie, im Bergbau und im Baugewerbe – beschäftigt, so waren dies 1882 bereits 38.930; das bedeutet, daß knapp ein Drittel aller Beschäftigten (32,34 Prozent) 1882 im sekundären Sektor ihr Einkommen fanden – deutlich mehr, als in jedem anderen Erwerbsbereich. 1895 betrug diese Zahl bereits 48.657 oder 34,04 Prozent, 1907 schließlich 62.919 oder 36,78 Prozent.⁸ Im Landesvergleich lag der Wahlkreis Heidelberg damit hinter den hochindustrialisierten badischen Wahlkreisen Mannheim, Pforzheim und Karlsruhe gleichauf mit Freiburg und der Hochrheinregion. Im Amtsbezirk Heidelberg jedoch lag dieser Anteil deutlich höher: Hier waren 1907 bereits nahezu die Hälfte aller Erwerbstätigen im sekundären Sektor beschäftigt.⁹ Der Anteil der Fabrikarbeiter an der *Gesamteinwohnerzahl* betrug nach einer offiziellen badischen Untersuchung im Jahre 1902 im Amtsbezirk Heidelberg 10,84 Prozent, im Amtsbezirk Mosbach 3,39 Prozent und im Amtsbezirk Eberbach (einschließlich der Gemeinde Reisenbach, die nicht zum Wahlkreis gehörte) 5,55 Prozent.¹⁰ Die Stadt Heidelberg selbst wies 1895 einen Beschäftigtenanteil von 38,3 Prozent im sekundären Sektor auf, gefolgt von den Sparten „Öffentlicher Dienst, freie Berufe, Berufslose“ und „Handel und Verkehr“.¹¹ Alles deutet darauf hin, daß sich der Anteil des sekundären Sektors in den Jahren danach überproportional erhöhte, Zahlen darüber liegen mir jedoch bedauerlicherweise nicht vor.

Augenfällig an den Zahlen von 1907 ist jedoch, daß der Anteil der im sekundären Sektor Beschäftigten im Amtsbezirk Heidelberg höher war als in der Stadt Heidelberg selbst. Dies scheint auf den ersten Blick die weit verbreitete These von einer „Industriefeindlichkeit“ Heidelbergs zu belegen. Hans-Martin Mumm hat im vergangenen Jahr an dieser Stelle gezeigt, daß sich diese These nicht belegen läßt.¹² Tatsächlich verhält es sich nun so, daß einerseits eine Reihe von Betrieben bei einer notwendigen Vergrößerung entweder in benachbarte Gemeinden zogen oder sich eher am Rande des Stadtgebietes neu ansiedelten.¹³ Letzteres wiederum verstärkte das „Einpendeln“ von Arbeitskräften, das zu jener Zeit in ganz Baden weit verbreitet war.¹⁴ Das bedeutet also, daß diese Pendler zwar innerhalb der Stadtgrenzen ihre Arbeit fanden, jedoch außerhalb der Stadt – allerdings noch innerhalb des Amtsbezirktes – ihre Wohnung hatten, wo sie bei einer Berufszählung erfaßt wurden. Somit ist eine Stadt mit relativ kleiner Fläche in dieser Hinsicht in

den offiziellen Statistiken immer „benachteiligt“. Tatsächlich war jedoch das Heidelberg vor dem Ersten Weltkrieg „mehr noch als für die Industrie ein ungünstiger Standort für Arbeiterhaushalte“. ¹⁵ Dennoch waren im Jahre 1907 auch innerhalb der Heidelberger Stadtgrenzen mehr Menschen im sekundären Sektor beschäftigt als in jedem anderen Erwerbsbereich.

Die Industrie war also auch in diesem Wahlkreis, besonders aber im Amtsbezirk Heidelberg, wie im größten Teil Badens zum wichtigsten Erwerbssektor geworden. Bedeutsam als Arbeitgeber waren vor allem die schon 1810 gegründete Tabakwarenfabrik Landfried – die sich auf zahlreiche Zulieferer aus der nordbadischen Tabakwirtschaft stützen konnte –, die seit 1850 bestehende Schnellpressenfabrik, die 1875 gegründeten Zementwerke, die Feuerwehrgerätefabrik von Carl Metz, eine Waggonfabrik, feinkeramische Industrien sowie Brauereien. ¹⁶ Im Umland gab es zahlreiche Steinbruchbetriebe, ein technisch hervorragender wird für Eberbach erwähnt. ¹⁷

Hier, in den anderen Gebieten des Wahlkreises Heidelberg, setzte allgemein – von ausgedehnter Tabakwarenfabrikation abgesehen ¹⁸ – die Industrialisierung erst in den achtziger und neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ein; ein Gipswerk in Hochhausen wurde 1888 gegründet, 1893 eröffnete es eine Filiale in Neckarelz, in Diedesheim kam 1900 ein größeres Zementwerk hinzu; in Billigheim nahm 1898 eine Ziegelei ihren Betrieb auf, in Muckental und Mosbach gab es weitere Steinbrüche, in Auerbach seit 1904 ein Schotterwerk; in Obrigheim wurde 1888 eine Achsen- und Federnfabrik gegründet, in Neckarelz 1890 eine Eisengießerei; schließlich gab es in Mosbach noch eine Ofenfabrik und, wie auch in Diedesheim, eine größere Brauerei. ¹⁹

Insbesondere in der Stadt Heidelberg gewann in diesem Zeitraum jedoch auch schon der tertiäre Sektor zunehmend an Bedeutung. Im Jahre 1907 hatte der Dienstleistungsbereich mit einem Beschäftigtenanteil von 17,23 Prozent im Amtsbezirk Heidelberg bereits die Landwirtschaft mit ihrem Anteil von 15,98 Prozent überholt. ²⁰ Die hauptsächliche Ursache dafür war das Blühen von Gastwirtschaften und Hotellerie, in deren Entwicklung sich die zunehmende Beliebtheit Heidelbergs als Touristenort widerspiegelte: „Seit der Entdeckung des romantischen Heidelbergs war der Tourismus allmählich zu einer der wichtigsten Einnahmequellen in der Stadt geworden.“ ²¹

Der rasche und tiefgreifende soziale Wandel Deutschlands in der Zeit des Kaiserreiches zeigt sich also auch im badischen Reichstagswahlkreis Heidelberg. Aus der Agrargesellschaft wurde eine Industriegesellschaft, die vom „Gründerkrach“, und einer zwischenzeitlichen Depression in den achtziger Jahren abgesehen einen fast ungebrochenen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte. ²² Ein fundamentaler Wandel der Bevölkerungsstruktur führte

einerseits zu einer ganz erheblichen Binnenwanderung „vom Land“ in die Städte, andererseits – da gerade junge Landarbeiter in der aufblühenden städtischen Industrie nicht zuletzt wegen des erheblichen Gefälles zwischen Industrie- und Landarbeiterlöhnen bessere Zukunftsperspektiven sahen und deshalb die größte Gruppe der in die Städte Ziehenden stellten – zu einer deutlichen Verjüngung der Großstädte gegenüber einer relativen „Vergreisung“ des Lands.²³ Nun war Heidelberg auch damals keine Großstadt, dennoch dürfte diese generelle These in abgeschwächter Form auch hier Geltung finden. Wie gestalteten sich vor dem Hintergrund dieses gesellschaftlichen Wandels nun die Reichstagswahlergebnisse in Stadt und Wahlkreis Heidelberg?

II.

Im bürgerlichen Heidelberg war die demokratische Bewegung tief verankert; zu einer Zeit, als studentische Verbindungen noch von demokratischem Geist geprägt waren, hatten bekanntlich zahlreiche Heidelberger Burschenschaftler am *Hambacher Fest* des Jahres 1832 teilgenommen; in der Frankfurter Paulskirche waren Heidelberger Professoren als Abgeordnete in der Nationalversammlung gewesen. Doch nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49, als sogar preußische Truppen ins liberale Baden geschickt worden waren, begann ein langsamer Wandel des deutschen und des badischen Liberalismus. Der 1859 in Frankfurt am Main gegründete Deutsche Nationalverein, der in Baden großen Zulauf hatte und in Heidelberg als „Bürgerverein“ firmierte, war bereits von der Auseinandersetzung zwischen preußisch-klein-deutschen Liberalen und anti-preußisch gesinnten Demokraten geprägt; noch aber konnten diese Gegensätze überbrückt werden.²⁴ Ein Heidelberger wurde sogar 1861 zum Sekretär des Nationalvereins gewählt: Carl Gottburg.

Als jedoch dann im Mai 1869 in Offenburg die National-liberale Partei Badens gegründet wurde, hatte sich die klein-deutsche Richtung durchgesetzt und das Wesen des Liberalismus gewandelt. In der ihm eigenen scharfen Diktion sprach Robert Michels 1910 vom politischen „Fehleransatz des Gesamtliberalismus deutscher Fassung, der seit 1866 nichts anderes tat, als seinen Frontwechsel, d.h. seine einseitige Bekämpfung des Sozialismus und den gleichzeitigen freiwilligen Verzicht auf die Vollendung der politischen Emanzipation des deutschen Bürgertums, durch die Erweckung der sonderbaren falschen Vorstellung zu vertuschen, daß mit der Einigung Deutschlands [...] alle oder doch fast alle Wünsche seiner demokratischen Jugend Wirklichkeit geworden seien“.²⁵ Dieses Jahr 1866, der Krieg mit

Österreich zur Herbeiführung der preußisch-klein-deutschen Lösung der Frage des deutschen Nationalstaates, markiert die „Trennung der proletarischen von der bürgerlichen Demokratie in Deutschland“.²⁶ Darüber, daß diese Lösung nicht wie erwartet aus einer Volksbewegung hervorging, sondern aus einem Bruderkrieg, kam es zwischen Demokraten und Sozialisten zu tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten, die neben einer Reihe anderer Differenzen – nicht zuletzt auch Personalquerelen – schließlich unüberbrückbar wurden.²⁷

Obwohl sich in den sechziger Jahren mit dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein (ADAV, gegründet 1863) und der Sozial-Demokratischen Arbeiterpartei (SDAP, gegründet 1869) gleich zwei sozialistische Parteien konstituiert hatten, trat in Heidelberg – wie im gesamten Großherzogtum Baden – keine Arbeiterpartei zur ersten Reichstagswahl von 1871 mit einem eigenen Kandidaten an.²⁸ Gewählt wurde mit Mehrheitswahlrecht in direkter Wahl bei geheimer Stimmabgabe in Einerwahlkreisen; erreichte kein Bewerber im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit der abgegebenen Stimmen, so erfolgte nicht später als zwei Wochen nach diesem Wahlgang eine „engere Wahl“ genannte Stichwahl zwischen den beiden stärksten Kandidaten; die Wahlperiode betrug ursprünglich drei, seit 1888 fünf Jahre.²⁹ Schon der erste Wahlgang am 3. März 1871 brachte die Entscheidung; zur Wahl standen der nationalliberale Oberstaatsanwalt Kiefer aus Mannheim, der Heidelberger Arzt Dr. Fischer für das Zentrum sowie der parteilose Alt-Demokrat und Heidelberger Professor Dr. Mittermaier.³⁰ Hier war Heidelberg eine Ausnahme in Baden und ganz Deutschland, wo „der Wahlkreis mit nur zwei Bewerbern durchaus die Regel“ war.³¹

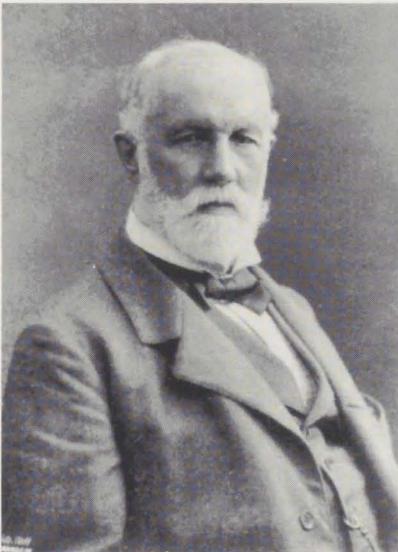
Bei einer Wahlbeteiligung von nur 47,6 Prozent erhielten die Nationalliberalen 99,0 Prozent aller Stimmen, genau 9.969. Mittermaier erhielt gerade einmal 57 Stimmen, Fischer gar nur 47.³² Bei einer notwendig gewordenen Nachwahl – Kiefer hatte auch im Wahlkreis Lahr-Wolfach gewonnen und nahm das dort erhaltene Reichstagsmandat an – erhielten die beiden noch einmal kandidierenden Außenseiter zwar einige Stimmen mehr, doch am Gesamtergebnis änderte sich nichts; der Nationalliberale Dr. Blum, in der badischen Statistik als „Privatmann“ ausgewiesen, zog für Heidelberg in den Reichstag ein.³³ Wie in neun anderen badischen Reichstagswahlkreisen auch, errangen die Nationalliberalen also das Heidelberger Mandat. Zwei weitere badische Mandate konnte das Zentrum gewinnen, je eines der insgesamt 14 badischen Reichstagsmandate gingen an die freikonservative Deutsche Reichspartei und die Liberale Reichspartei.

Die Nationalliberalen konnten mit ihrem Abgeordneten Blum auch drei Jahre später wieder im ersten Wahlgang den Heidelberger Wahlkreis erringen,

obwohl erneut das Zentrum und diesmal auch die Sozialdemokraten eigene Kandidaten aufstellten. Bei einer Wahlbeteiligung von 70,2 Prozent erhielt Blum am 10. Januar 1874 51,3 Prozent aller Stimmen, 4.017 oder 26,4 Prozent wählten das Zentrum nach einem vor allem von Bismarcks Kulturkampf geprägten Wahlkampf, und 0,4 Prozent die Sozialdemokratie – ganze 64 Wähler.³⁴ Zum Vergleich: Im damals fast gleich großen benachbarten Wahlkreis Mannheim erreichten die ebenfalls erstmals kandidierenden Sozialdemokraten auf Anhieb 1.056 Stimmen, das waren 7,8 Prozent der gültigen Stimmen; im Pforzheimer Wahlkreis, wo eine Wahlabsprache mit den Linksliberalen zustande gekommen war, erzielten die badischen Sozialdemokraten mit 1599 Stimmen ihr bestes Wahlergebnis. Freilich hatten sie dort den Königsberger Rechtsanwalt Johann Jacoby nominiert, „eine der populärsten Figuren, die die Einheit der demokratischen Bewegung repräsentierte“ und offenbar auch von bürgerlichen Kreisen stark unterstützt wurde.³⁵

Auch am 10. Januar 1877, bei der nächsten Reichstagswahl, konnte der nationalliberale Abgeordnete Blum schon im ersten Wahlgang das Mandat verteidigen. Bei einer Wahlbeteiligung von 68,2 Prozent erhielt er 10.257 Stimmen, 67,0 Prozent, obwohl er sich diesmal gleich gegen drei Kandidaten behaupten mußte. Das Zentrum hatte erneut seinen Kandidaten

Fischer aufgestellt, der 4.017 Stimmen oder 26,3 Prozent erhielt; für die Deutsch-Konservativen trat der Landgerichtsrat von Stockhorn an und erreichte 847 Stimmen (5,5 Prozent); und die inzwischen in Gotha zur Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) vereinigten Sozialdemokraten schickten den Mannheimer Tischler August Dreesbach in den Wahlkampf, der 177 Stimmen oder 1,2 Prozent erlangte.³⁶ Allein 129 dieser Stimmen holte Dreesbach im Stadtgebiet Heidelberg, das waren dort immerhin 6,3 Prozent, während der konservative Kandidat dort nur 20 Stimmen (1,0 Prozent) erreichte. Der Zentrumskandidat kam immerhin auf 185 Stimmen (9,1 Prozent), mit 1.709 Stimmen erzielte jedoch



Wilhelm Blum (1831–1904). Nationalliberaler Reichstagsabgeordneter (1871–1884), Heidelberger Mäzen und Ehrenbürger.

auch hier der nationalliberale Abgeordnete einen beeindruckenden Erfolg: 83,6 Prozent der gültigen Stimmen in der Stadt Heidelberg.³⁷

Nur eineinhalb Jahre später, am 30. Juli 1878, fanden erneut Reichstagswahlen statt. Bismarck war nach zwei kurz hintereinander erfolgten Attentaten auf Kaiser Wilhelm I., deren Urheberschaft er und die politische Rechte der Sozialdemokratie zuschrieben, mit der Vorlage eines ‚Sozialistengesetzes‘ im Reichstag gescheitert, weshalb er zur Schaffung einer ihm genehmeren Mehrheit den Reichstag auflösen und Neuwahlen anberaumen ließ. Obwohl sich die badische Regierung im Reichsrat gegen die Reichstagsauflösung wandte – und übrigens auch später bei der Ausarbeitung des ‚Sozialistengesetzes‘ erhebliche Schwierigkeiten machte³⁸ –, verschärfte sich auch in Baden das Klima der politischen Auseinandersetzung vor diesen ‚Attentatswahlen‘. Die „nicht selten zur Pogromhetze ausufernde Wahlkampagne“³⁹ gegen alle pauschal als ‚Reichsfeinde‘ Verunglimpften ließ die Sozialdemokraten auch hier „erstmal eine intensive Verfolgung“ erleben.⁴⁰ Obwohl die Preußen- und Kaisersympathie in der Bevölkerung ganz Badens nicht übermäßig stark ausgeprägt war – den ‚Kartätschenprinz‘ von 1848 vergaßen die Badener nicht, weshalb sie 1866 auch gegen die Intention des Großherzogs an der Seite Österreichs in den Krieg gezogen waren⁴¹ –, hatte in Heidelberg „eine starke antisozialistische Stimmung das tonangebende Bürgertum erfaßt“.⁴² Bei einer Wahlbeteiligung von 61,9 Prozent erhielt die SAP genau 33 Stimmen weniger als im Jahr zuvor, die sie übrigens sämtlich in der Stadt Heidelberg verlor, wo sie statt 129 nur mehr 96 Stimmen erhielt. Auch das Zentrum, das sich ebenso wie die Linksliberalen vehement gegen jede Ausnahmegesetzgebung zur Wehr setzte, mußte Stimmenverluste hinnehmen und erreichte mit 3.793 Stimmen nur mehr 16,0 Prozent der Wähler – wobei in der Stadt Heidelberg sogar über 100 Stimmen hinzugewonnen wurden, insgesamt im Wahlkreis jedoch mehr als 200 Wähler verloren gegangen waren.

Obwohl die Nationalliberalen erneut im ersten Wahlgang das Heidelberger Reichstagsmandat erhielten, waren eigentlich die Deutsch-Konservativen die Wahlgewinner; sie hatten in der Stadt und im Wahlkreis, absolut wie relativ, am meisten hinzugewinnen können. Am 21. Oktober 1878 erreichte mit den Stimmen der Konservativen wie der Nationalliberalen das ‚Sozialistengesetz‘ die notwendige Mehrheit im Reichstag und blieb nach mehrfacher Verlängerung bis zu Bismarcks Sturz 1890 in Kraft. Damit wurde zwar die Sozialdemokratie nicht von Wahlen ausgeschlossen, und auch die Verteilung ihrer Stimmzettel vor Wahlen wurde nicht unterbunden, doch war die Arbeiterpartei in ihren Wahlkämpfen durch dieses Gesetz erheblich behindert. Es darf nicht übersehen werden, daß hier – im Unterschied zur

Zeit nach 1933 – „die zu scharfem Vorgehen ermunterten staatlichen Organe [...] auch im rechtsstaatlichen Sinne beschränkt [wurden]“, wobei insbesondere das Reichstagswahlrecht als „bedeutendste Bastion solcher Rechtsstaatlichkeit“ zu nennen ist; nur die „angesichts der Solidarität der Arbeiter schwer nachzuweisende *Verbreitung*, nicht aber bereits der *Besitz* einer verbotenen Schrift oder Zeitung war strafbar“.⁴³ Die Handhabung des Gesetzes war im wesentlichen Ländersache, und insgesamt betrachtet ließ es sich unter dem Sozialistengesetz in Baden vergleichsweise erträglich leben; zwar gab es auch hier unterschiedlich restriktive Phasen seiner Anwendung, doch wurde vom stärksten Sanktionsmittel, der Verhängung des kleinen Belagerungszustandes, in Baden kein Gebrauch gemacht.

Eine erste Phase der besonders scharfen Handhabung wurde von den badischen Polizeibehörden vor der Reichstagswahl von 1881 geübt.⁴⁴ Dies blieb nicht ohne Einfluß auf das Wahlergebnis. Zeitgleich fand in Baden eine große Auswanderungswelle statt. Ob hier ein inhaltlicher Zusammenhang besteht, vermag ich nicht zu klären; über die Gründe von Auswanderung zu jener Zeit ist leider ebenso wenig Konkretes bekannt, wie über die Berufsstruktur der damaligen badischen Emigranten.⁴⁵ Jedenfalls schrumpfte die Zahl der Wahlberechtigten in ganz Baden, mit Ausnahme des Wahlkreises Mannheim. Waren in der Stadt Heidelberg 1878 noch 4.127 Bürger wahlberechtigt gewesen, so waren es drei Jahre später nurmehr 4.016; im Wahlkreis sank deren Zahl von 23.677 auf 22.496. Offenbar hatten die Badener zudem am Beginn der achtziger Jahre andere Sorgen als die Reichspolitik: Im gesamten Großherzogtum Baden erreichte die Wahlbeteiligung den tiefsten Stand aller 13 Reichstagswahlen, im Wahlkreis Heidelberg waren es immerhin 62,8 Prozent. Das Zentrum und die Konservativen gewannen in der Stadt Heidelberg und noch stärker im Wahlkreis absolut wie relativ kräftig an Stimmen hinzu, Nationalliberale und Sozialdemokraten verloren erheblich. Dennoch konnten die Nationalliberalen noch einmal das Mandat erringen; sie hatten im ersten Wahlgang allerdings mit 48,0 Prozent ihr bisher schlechtestes Ergebnis erzielt – dabei war die Stadt Heidelberg eine nationalliberale Hochburg geblieben: Bei einer Wahlbeteiligung von 55,3 Prozent erreichten die Partei des Abgeordneten Blum mit 1.631 Stimmen noch immer fast drei Viertel, genau 73,6 Prozent der gültigen Stimmen.

Drei Jahre später verzichteten die Sozialdemokraten auf ihre Heidelberger Kandidatur ebenso wie die Zentrumspartei. Diese hatte jedoch zu einer Wahlabsprache mit den Konservativen gefunden, wie dies insbesondere in den agrarisch geprägten badischen Reichstagswahlkreisen schon in den Jahren zuvor öfters geschehen war. Damit hatte bereits der erste Wahlgang Stichwahlcharakter. Am 28. Oktober 1884 mußten sich die Wahlberechtig-

ten zwischen dem nationalliberalen Abgeordneten Blum und dem konservativen Kandidaten Konsul Menzer entscheiden. Das Ergebnis lautete überraschend deutlich zugunsten des Konservativen: Bei einer Wahlbeteiligung von 73,4 Prozent erhielt er 52,0 Prozent aller Stimmen. Völlig anders hatten sich jedoch die Heidelberger entschieden, die (bei einer Wahlbeteiligung von 74,4 Prozent) zu 72,1 Prozent für den Nationalliberalen stimmten. Ähnlich lautete übrigens das Wahlergebnis in der damals noch selbständigen Gemeinde Rohrbach: Dort hatten (bei einer Wahlbeteiligung von sogar 78,1 Prozent) 73,9 Prozent dem nationalliberalen Kandidaten ihre Stimme gegeben.⁴⁶ Repräsentativer für den Wahlkreis scheint hingegen die damals ebenfalls noch selbständige Gemeinde Wieblingen zu sein, wo (bei einer Wahlbeteiligung von nur 51,0 Prozent) 65,3 Prozent für den Konservativen stimmten.⁴⁷ Damit hatte zum ersten Mal in der Heidelberger Wahlgeschichte „das Land“, wo vier Fünftel der Wahlberechtigten des Wahlkreises lebten⁴⁸, einem Kandidaten gegen die Stadt zum Sieg verholfen. An diesem Beispiel zeigt sich das oben dargestellte sozio-ökonomische Gefälle des Wahlkreises in seiner ganzen möglichen Bedeutung für die Reichstagswahlen. Das agrarisch und protestantisch geprägte „Land“ hatte mit den Deutsch-Konservativen einer Partei den Sieg beschert, die überwiegend eine preußisch-protestantisch-agrarische Partei war und blieb.⁴⁹ Die Stadt Heidelberg selbst, so illustriert es das Wahlergebnis überdeutlich, blieb eine nationalliberale Hochburg.

Dennoch erlangten auch bei der nächsten Reichstagswahl die Konservativen das Heidelberger Mandat. Freilich fand der Urnengang am 21. Februar 1887 unter ganz besonderen politischen Umständen statt. Für das anstehende dritte Septennat des Militäretats hatten Bismarck und die Rechten eine deutliche Anhebung der Heeresstärke verlangt, sie aber im bestehenden Reichstag nicht ‚durchbringen‘ können; wie schon 1878 ließ der Kanzler daraufhin den Reichstag auflösen und Neuwahlen durchführen, die eine erwünschtere Zusammensetzung des Parlaments bringen sollten. Der Wahlkampf wurde in einem chauvinistischen Klima gegen die ‚Reichsfeinde‘ SPD, Zentrum und Linksliberale geführt, was auch in Baden eine verschärfte Anwendung die Sozialistengesetzes bewirkte.⁵⁰ Trotzdem hatten die Sozialdemokraten mit August Dreesbach wieder einen Kandidaten aufgestellt. Nationalliberale und Konservative hatten jedoch das sogenannte Kartell gebildet, in dem sie Kandidaturen miteinander absprachen. Die nun völlig bismarcktreuen Nationalliberalen stellten deshalb im agrarischer strukturierten Wahlkreis Heidelberg keinen eigenen Kandidaten auf und überließen das Feld ganz den Konservativen, die dafür beispielsweise im für sie aussichtslosen, weil weitaus stärker industrialisierten Wahlkreis Mannheim, auf eine Kandidatur verzichteten.

Die jeweils ausgesprochenen Wahlempfehlungen taten ein Übriges, und so gewannen erwartungsgemäß die Nationalliberalen das Mannheimer, die Konservativen das Heidelberger Mandat. Im Wahlkreis erhielten die Deutsch-Konservativen 74,0 Prozent der Stimmen, in der Stadt sogar 80,1 Prozent. Allerdings hatten die Heidelberger mit einer angesichts der hochgradigen politischen Polarisierung erstaunlichen Wahlenthaltung reagiert: Nur 63,3 Prozent der Wahlberechtigten beteiligten sich diesmal, während es im ganzen Wahlkreis 78,0 Prozent, im Großherzogtum insgesamt sogar 82,5 Prozent waren. Das wieder kandidierende Zentrum brachte es auf 24,7 Prozent der Stimmen im Wahlkreis, 15,2 Prozent in der Stadt, die SAP auf 1,2 bzw. 4,6 Prozent der Stimmen, wobei von ihren 219 Wahlkreisstimmen 140 aus der Stadt Heidelberg stammten.

Der nächste Wahlkampf begann für die Heidelberger Sozialdemokraten am 17. Oktober 1889. Von diesem Tag datiert ein Erlaß des badischen Innenministers, mit dem eine Phase der deutlich gemilderten Handhabung des Sozialistengesetzes begann. „Diese Periode erlaubte der badischen Sozialdemokratie den Aufbau ihres Organisationsapparates, ihrer Presse und die Durchführung eines Wahlkampfes größeren Stils im Winter 1889/90.“⁵¹ So bedeutete die Wahl vom 20. Februar 1890 für die Heidelberger, wie insgesamt für die badischen Sozialdemokraten, einen Durchbruch. Erstmals gewann der SAP-Kandidat, der Mannheimer Schlosser Häusler, im Wahlkreis Heidelberg weit mehr Stimmen, als in der Stadt, die allerdings nach Anteilen gerechnet weiter vorne lag: Die 414 Stimmen dort bedeuteten 12,0 Prozent, während die 1.296 Stimmen im gesamten Wahlkreis 7,2 Prozent ausmachten. Damit war die Sozialdemokratie aus ihrem Dasein als Splitterpartei herausgetreten. Im benachbarten Mannheim konnte sogar der dort schon in den Stadtrat gewählte August Dreesbach in der Stichwahl das Reichstagsmandat gewinnen.

Dies gelang im Wahlkreis Heidelberg noch einmal im ersten Wahlgang dem konservativen Abgeordneten Menzer. Wieder hatten die Nationalliberalen auf eine Kandidatur verzichtet, dafür jedoch schickte der linksliberale Freisinn den Heidelberger Professor Osthoff in den Wahlkampf. Bei einer Wahlbeteiligung von 75,3 Prozent (in der Stadt nur 71,5 Prozent) erreichte dieser 38,7 Prozent der Stimmen; das waren auch nach Anteilen mehr als in der Stadt selbst: Dort hatten nur 35,4 Prozent der Wähler für ihn gestimmt. Die Deutsch-Konservativen erreichten sowohl im Wahlkreis (54,0 Prozent) als auch in der Stadt Heidelberg (52,6 Prozent) die absolute Mehrheit der Stimmen.

III.

Ungehindert durch das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ begann nun auch in Stadt und Wahlkreis Heidelberg der Aufstieg der Arbeiterpartei, für die das Jahr 1890 ebenso eine Zäsur markierte, wie dies für das ganze Großherzogtum Baden gilt; für die Sozialdemokratie im deutschen Kaiserreich wurde ihr nunmehriger Status so umrissen: In den Wahlen war sie zur stärksten Partei in Deutschland geworden, wenig später wurde ihr Intimfeind Bismarck gestürzt und noch im gleichen Jahr wurde das Sozialistengesetz nicht mehr verlängert.⁵² Im nicht mit dem Reichstagswahlkreis identischen Landtagswahlkreis Heidelberg konnten die Sozialdemokraten bei den Wahlen zur Zweiten Kammer des Badischen Landtags im Jahre 1890 sogar bereits ein Mandat gewinnen.⁵³ So gestaltet sich die Wahlgeschichte des Wilhelminischen Deutschland vor allem als sozialdemokratische Erfolgsgeschichte. Anders als in den hochindustrialisierten badischen Reichstagswahlkreisen Mannheim, Pforzheim und Karlsruhe, konnte die Arbeiterpartei in Heidelberg jedoch vorerst noch nicht auf ein Reichstagsmandat hoffen.

Immerhin aber konnte sie auch hier am 15. Juni 1893 ihre Stimmzahl ungefähr verdoppeln. 2.490 Wahlberechtigte (12,9 Prozent) gaben im Wahlkreis ihre Stimme der Sozialdemokratie – davon 111 (dort 34,4 Prozent) in der Gemeinde Rohrbach –, in der Stadt Heidelberg waren es 1003 oder 22,3 Prozent. Hier also waren die Sozialdemokraten bereits zur zweitstärksten Partei hinter den wieder kandidierenden Nationalliberalen geworden, die mit 2060 Stimmen 45,8 Prozent erhielten. Der linksliberale Freisinn war in der Stadt auf 18,3 Prozent (821 Stimmen) abgerutscht, die Deutsch-Konservativen erreichten mit 156 Stimmen nur mehr 3,5 Prozent. Auch im Wahlkreis insgesamt war das Ergebnis für die Konservativen, die rund 7.000 Stimmen verloren, ein Debakel. Offenbar also war ihr vorheriges gutes Abschneiden nur nationalliberalen „Leihstimmen“ geschuldet. In Stadt und Wahlkreis Heidelberg erbrachte die Wiederkandidatur der Nationalliberalen das interessante Ergebnis, daß sie bei ähnlich hoher Wahlbeteiligung nahezu die gleiche Stimmzahl erreichten wie neun Jahre zuvor, als sie hier letztmals kandidiert hatten. Rechnet man den Stimmenverlust von Linksliberalen und Konservativen zusammen, so bleiben neben den nationalliberalen Stimmen auch die 1.078 für die Antisemiten übrig, die hier erstmals kandidiert hatten und in der Stadt Heidelberg mit 455 Stimmen immerhin 10,1 Prozent erreichten. In der Stichwahl konnte der nationalliberale Kandidat, der Heidelberger Landtagsabgeordnete Vizekonsul Weber, das Mandat für seine Partei zurückgewinnen.

Hinter den antisemitischen Stimmen sind zuvörderst konservative „Proteststimmten“ zu vermuten. Bedauerlicherweise mangelt es für Heidelberg wie für Baden insgesamt noch immer an einer gründlichen Untersuchung antisemitischen Wahlverhaltens. Dabei wäre auch zu thematisieren, inwieweit sich insbesondere in Baden der Antisemitismus seitens katholischer Politiker „im Kulturkampf durch die Identifizierung von Liberalismus und Judentum gut als politische Waffe verwenden“ ließ, wie dies für das Kaiserreich generell festgestellt wurde.⁵⁴ In beiden Kirchen war der Antisemitismus ja durchaus tief verwurzelt; in Baden und auch in Heidelberg jedoch scheint ein Zusammenhang zwischen protestantischer Wählerschaft und antisemitischen Parteien zu bestehen. Dies gilt insbesondere für den Bund der Landwirte, der sich seit seiner Gründung 1893 zunehmend antisemitischen Gedankengutes bediente und in den folgenden Jahren immer enger mit den Deutsch-Konservativen zusammenarbeitete. Mit dem zunehmenden Einfluß des BdL auf die Konservativen erfolgte durch diese auch eine „gezielte Indienstnahme [...] antisemitischer Slogans“.⁵⁵ Im Zusammenhang mit dieser Veränderung der konservativen Ideologie durch den BdL ist vermutlich auch das rasche Verschwinden der eigenständig auftretenden radikalen Antisemiten nach 1898 zu sehen. Doch blieb auch danach eine „schleichende und nachhaltig verwildernde Wirkung“.⁵⁶ Zur in der Literatur weit verbreiteten These, daß der Niedergang des Liberalismus in der Weimarer Republik, der schon in der Zeit des Kaiserreiches begonnen hatte, in einem unmittelbaren inhaltlichen Zusammenhang zum Aufstieg des Nationalsozialismus stünde, kam kürzlich eine politikwissenschaftliche Untersuchung zu dem Ergebnis, daß davon nicht nur hinsichtlich des Wahlverhaltens in Kaiserreich und Weimarer Republik keine Rede sein könne.⁵⁷

Schon die Wahl von 1890 hatte gezeigt, daß eine antisozialistische Mobilisierungsstrategie seitens der Reichsregierung nicht langfristig erfolgversprechend war. Die Bildung des konservativ-nationalliberalen Kartells hatte zwar 1887 vor allem über eine sprunghaft gestiegene Wahlbeteiligung für eine genehmere Zusammensetzung des Reichstags gesorgt, doch bescherten die „Anti-Kartell-Wahlen“ von 1890 beiden Partnern dafür auch schmerzhaft Niederlagen. Tendenziell läßt sich dies auch im Großherzogtum Baden beobachten, wo allerdings die Mobilisierungsgewinne von 1887 nicht annähernd so stark wie im Reich gewesen waren. Für Heidelberg sind zwar bei ausbleibender nationalliberaler Kandidatur 1887 und 1890 ebenfalls starke Stimmenverluste der Konservativen im Jahre 1890 festzustellen, doch werden diese erheblich dadurch beeinträchtigt, daß einerseits die Linksliberalen hier 1890 im Gegensatz zu 1887 kandidiert hatten, das Zentrum aber

1890 im Gegensatz zu 1887 auf seine Kandidatur verzichtete. Hier läßt sich für 1893 vermuten, daß sich das Bild nunmehr freier von Verzerrungen gestaltet als drei Jahre vorher. Das konservative Debakel von 1890 fand in Heidelberg also erst drei Jahre später statt.

Obwohl die Wahlbeteiligung am 16. Juni 1898 in Stadt und Wahlkreis Heidelberg um rund zehn Prozentpunkte unter der von 1893 lag, konnten die Sozialdemokraten mit dem Mannheimer Stadtverordneten Pfeiffle als Kandidaten beide Male leichte Stimmengewinne verbuchen. Sie erwiesen sich hier also in ihrem Ergebnis, wie im gesamten Großherzogtum und fast immer auch im Kaiserreich, als unabhängig von der Wahlbeteiligung. Diese scheint eher die Nationalliberalen beeinträchtigt zu haben, die trotz des linksliberalen Verzichts Stimmenverluste erlitten. Dennoch konnte ihr neuer Kandidat, der Eberbacher Oberamtmann Beck, das Heidelberger Mandat wieder für die Nationalliberalen gewinnen. Er traf in der Stichwahl auf den Freiburger Oberamtsrichter Armbruster, den das diesmal wieder kandidierende Zentrum nominiert hatte. Abgeschlagen wurden die Antisemiten. Sie hatten nun eine Wahlabsprache mit den Deutsch-Konservativen getroffen, doch ihr Ergebnis lag deutlich unter dem von Konservativen und Antisemiten 1893 gemeinsam erreichten.

Wie schon fünf Jahre zuvor aber war die Sozialdemokratie zur zweiten politischen Kraft in der Stadt Heidelberg hinter den Nationalliberalen geworden, nur im Wahlkreis lag sie noch hinter dem Zentrum. In der Gemeinde Rohrbach war sie ebenfalls seit 1893 zweitstärkste Partei, 1898 hier sogar schon mit 40,2 Prozent. Im gesamtbadischen Rahmen tritt dieser Erfolg leicht in den Hintergrund, weil die badische Sozialdemokratie bei dieser Wahl im Großherzogtum mit Stichwahlsiegen drei Reichstagsmandate erringen konnte: August Dreesbach gewann in Mannheim, Alfred Agster in Pforzheim und Adolf Geck in Karlsruhe.

Der Urnengang am 16. Juni 1903 bescherte dann den Heidelberger Sozialdemokraten einen geradezu erdrutschartigen Erfolg. Wie schon 1893 gelang ihr praktisch eine Verdoppelung der Stimmenzahlen in Stadt und Wahlkreis. Mit einem Drittel der Stimmen (genau 33,2 Prozent) hatte sie ihre Stellung als zweitstärkste Partei in der Stadt gefestigt, im Wahlkreis kam sie mit 22,2 Prozent dem Zentrum (27,7 Prozent) immer näher. Der vierte Wahlkreiskandidat kam diesmal vom Bund der Landwirte, der mit den Konservativen eine Wahlabsprache getroffen hatte, jedoch keinen nennenswerten Erfolg verbuchen konnte. Das Mandat ging in der Stichwahl wieder an den nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Beck. Insgesamt gesehen bestätigt die Wahl von 1903 auch in Heidelberg den badischen Trend zum Drei-Parteien-System.

In der Konzentration der parteipolitischen Verhältnisse nach der Jahrhundertwende war Baden dem Kaiserreich weit voraus. Mit den Liberalen als Vertreter des Bürgertums, dem Zentrum als der Partei der kirchentreuen Katholiken, und der Sozialdemokratie als Arbeiterpartei waren die politischen Lager gebildet.⁵⁸ Fallweise kamen die Konservativen oder der mit ihnen eng verflochtene antisemitische Bund der Landwirte zu Erfolgen, die sie jedoch fast immer Wahlabsprachen mit dem Zentrum zu verdanken hatten. Insgesamt gesehen läßt sich am ehesten von einem wahlkreisweisen Dreiparteiensystem im Großherzogtum sprechen.

Dieser Trend fand vier Jahre später seine Untermauerung. Nun hatte das Zentrum zugunsten der Konservativen in Heidelberg auf einen eigenen Kandidaten verzichtet und eine entsprechende Wahlempfehlung an seine Anhänger abgegeben. Darüber hinaus hatten die liberalen Parteien nunmehr in Baden einen Liberalen Block gebildet, der Konkurrenzmandaturen ausschloß. Die Wahlen vom 25. Januar 1907 fanden in einem extrem chauvinistischen Klima statt und gingen unter der Bezeichnung ‚Hottentottenwahlen‘ in die Geschichte ein. Anders als im Reich zeigten sich die badischen Wähler jedoch von dieser nationalen Stimmung in bezug auf ihr Wahlverhalten weitgehend unbeeindruckt; dennoch erreichte die Wahlbeteiligung mit 86,0 Prozent im Wahlkreis Heidelberg und sogar 86,7 Prozent in der Stadt den höchsten Stand während des gesamten Untersuchungszeitraum. Die hochgradige politische Polarisierung zeigte sich also auch in Heidelberg, obwohl die Wahlbeteiligung von 87,7 Prozent des gesamten Großherzogtums hier leicht unterboten wurde. Dennoch verbuchte die Sozialdemokratie auch in diesen ‚national‘ geprägten Wahlen wieder Stimmengewinne in Stadt und Wahlkreis und blieb in der Stadt klar zweitstärkste Partei. Hier erreichten die Deutsch-Konservativen auch nur 15,9 Prozent gegenüber 31,3 Prozent im gesamten Wahlkreis. Das Mandat verteidigte jedoch der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Beck. In der Gemeinde Rohrbach allerdings war die Arbeiterpartei nunmehr zur stärksten Partei geworden: Bei einer Wahlbeteiligung von 83,7 Prozent erreichte sie 47,7 Prozent der Stimmen.

Ein wesentlicher Grund dafür, daß in Baden der antisozialdemokratische Wahlkampf nach Art der siebziger und achtziger Jahre nicht mehr verfiel, ist sicherlich zu sehen in der Bildung des badischen Großblocks von Nationalliberalen und Sozialdemokraten gegen das Zentrum, das seit der Wahlrechtsreform von 1904 die stärkste Partei bei Landtagswahlen stellte. Lediglich der Tatsache, daß die badische Regierung nicht vom Landtag, sondern vom Großherzog berufen wurde, ist es zuzuschreiben, daß es nicht zu einer Regierungsbeteiligung der badischen Sozialdemokraten auf Landesebene

gekommen ist. Immerhin aber stellten die Sozialdemokraten dafür mit Adolf Geck den Zweiten Landtagsvizepräsidenten im Großherzogtum.⁵⁹

Das Jahr 1907 markiert jedoch eine weitere Besonderheit: Das einzige Mal während der gesamten Dauer des Kaiserreiches fanden im gleichen Jahr eine Berufszählung und eine Reichstagswahl statt. Hier bietet sich also die einmalige Chance der Überprüfung sozialstruktureller Zusammenhänge mit dem Wahlergebnis. Es besteht in der neueren Literatur zur historischen Wahlforschung weitgehende Einigkeit über sozialstrukturelle Erklärungen von Wahlverhalten im Kaiserreich. So konnte beispielsweise gezeigt werden, daß sich aus der Errechnung des Industriearbeiterpotential eines Wahlkreises abzüglich eines Schätzwertes zentrumstreuer katholischer Arbeiterwähler „für größere Wahlkreisgruppen relativ genaue Annäherungswerte an das tatsächliche SPD-Resultat im Wahlkreis-Durchschnitt“ ergeben.⁶⁰ Für den Wahlkreis Heidelberg gilt diese für das Jahr 1912 getroffene Aussage weder bei der Wahl von 1907 noch der von 1912. Hier betrug der Anteil der im sekundären Sektor Beschäftigten bei der Berufszählung von 1907 36,78 Prozent, die SPD konnte jedoch „nur“ 24,7 Prozent der Stimmen erzielen. Mit anderen Worten hat die Sozialdemokratie damit ihr rechnerisches Wählerpotential im Gegensatz zu den meisten anderen Wahlkreisen, übrigens auch den badischen, keineswegs ausgeschöpft. Freilich besteht dennoch ein ausgeprägter Zusammenhang zwischen dem Industrialisierungsgrad des Wahlkreises und dem Abschneiden der Sozialdemokraten. Dieser würde vermutlich noch deutlicher ausfallen, wenn die Berufszählungsergebnisse gemeindeweise vorliegen würden und die Analyse für die Stadt Heidelberg selbst vorgenommen werden könnte. Etwas anders verhielt es sich in der Gemeinde Rohrbach: Dort waren bei der Berufszählung 45,8 Prozent der Beschäftigten für den sekundären Sektor ausgewiesen, die SPD erhielt 47,7 Prozent der Stimmen; hier konnten offenbar mehr Wähler gewonnen werden, als sich dies nach obiger Formel hätte errechnen lassen.

Die Wahl vom 12. Januar 1912 brachte im wesentlichen eine Bestätigung der Ergebnisse von 1907. Die Deutsch-Konservativen hatten für diese Wahl wieder eine Absprache mit dem Bund der Landwirte getroffen und diesen den Kandidaten nominieren lassen, weshalb das Zentrum wieder einen eigenen Kandidaten aufstellte. Bei nur leicht gesunkener Wahlbeteiligung entsprach beider Ergebnis mit leichten Verlusten annähernd dem des gemeinsamen konservativen Kandidaten von 1907. Die SPD konnte in Stadt und Wahlkreis wieder leicht hinzugewinnen, wurde diesmal aber nicht nur in der Stadt Heidelberg mit 31,5 Prozent der Stimmen zur zweitstärksten Partei, sondern – dank der Konkurrenz Kandidatur von Zentrum und Konservativen/BdL – auch zur zweitstärksten Partei im Wahlkreis. Damit traten sie

in der Stichwahl mit ihrem Kandidaten Pfeiffle erstmals gegen den national-liberalen Reichstagsabgeordneten Beck an, der jedoch sein Heidelberger Mandat behaupten konnte. Er hatte in der Stadt schon im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit der Wähler hinter sich, als er dort 53,0 Prozent aller Stimmen erhalten hatte (1907 waren es noch 49,8 Prozent gewesen). Wiederum war das SPD-Ergebnis in Rohrbach besser ausgefallen. Hier hatte die Sozialdemokratie im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit mit 51,5 Prozent erreicht.

Die Bildung des Liberalen Blocks in Baden hatte offenbar im gesamten Großherzogtum die Ergebnisse der Nationalliberalen stabilisiert; in der Stadt Heidelberg selbst jedoch ist abweichend vom Landestrend – und auch abweichend zum Wahlkreistrend – eine kontinuierliche Steigerung der nationalliberalen Stimmenzahlen und -anteile festzustellen. Die Bildung des badischen Großblocks hatte die Sozialdemokratie offenbar aufgewertet und in Baden, abweichend zum Deutschen Reich, insgesamt gesehen wohl eher zu einer positiven Integration der SPD in das politische und gesellschaftliche Leben des Landes geführt.⁶¹

Nicht gelungen war es der Sozialdemokratie hingegen – jedenfalls lassen weder die Wahlergebnisse im Großherzogtum Baden noch diejenigen im Wahlkreis Heidelberg einen anderen Schluß zu –, Landarbeiter oder ländliches Gesinde in größerer Zahl für sich zu gewinnen; genausowenig war es ihr offenbar gelungen, bäuerliche Stimmen in nennenswerter Zahl zu verbuchen. Damit bestätigen auch die Sozialdemokraten im Wahlkreis Heidelberg die aus dem Kaiserreich generell bekannte SPD-Tendenz: „Der Versuch, auf dem Land vorzudringen, ist [...] weitgehend gescheitert“.⁶² Die Bauern waren für die SPD nicht zu gewinnen, da beider Vorstellungen hinsichtlich von Getreidezöllen und gewerkschaftlicher Organisation der Landarbeiter sich als unüberbrückbare Interessenkonflikte gestalteten; andererseits war die städtisch-industrielle Arbeiterschaft, die die Mitglieder und die Wähler der SPD stellte, an niedrigen Brotpreisen interessiert, die durch deutliche Erhöhungen der Landarbeiterlöhne zwangsläufig gestiegen wären.

IV.

Die bisherige Darstellung der Stimmeregeln vor allem nach den Prozentanteilen an der Gesamtzahl der abgegebenen gültigen Stimmen benennt nur das jeweilige unmittelbar politische Ergebnis der einzelnen Wahlen. Dieses ist – falls es nicht noch einer eigenen Gesetzen folgenden Stichwahl zwischen den beiden erfolgreichsten Kandidaten eines ersten Wahlgangs bedurf-

te – natürlich von Bedeutung, da es die politische Vertretung der Wähler eines Wahlkreises bestimmt. Die im Zeitverlauf enorm schwankende Wahlbeteiligung wurde zwar zumeist angeführt, ohne jedoch in ihrem Einfluß auf die Wahlergebnisse einzelner Parteien immer bewertet werden zu können.

Lautet jedoch die Absicht der Untersuchung, mit Hilfe der Wahlergebnisse eines längeren Zeitraums auch eine Form des gesellschaftlichen Wandels faßbar zu machen, so ist es nötig, als Prozentuierungsbasis nicht die Zahl der abgegebenen gültigen Stimmen zu verwenden – wie dies in offiziellen Statistiken zumeist der Fall ist und auch hier bisher unternommen wurde – sondern die Zahl der Wahlberechtigten. Mit Hilfe der Anteilswerte an der Zahl der Wahlberechtigten läßt sich einerseits die schwankende Wahlbeteiligung mit berücksichtigen, andererseits kann die soziale Verankerung von Parteien und der darin stattfindende Wandel auf der Zeitschiene gründlicher analysiert werden.⁶³ Dieses Vorgehen basiert auf der weiteren Voraussetzung, daß diese Stimmenzahlen Ausdruck der tatsächlichen Parteistärke sind. „Diese Annahme, die wir notwendigerweise machen müssen, weil uns ein anderer, besserer Maßstab fehlt, trägt manche Fehler in sich. [...] Die einzelnen Parteien stellten selbst im ersten Wahlgang nicht in allen Wahlkreisen Kandidaten auf. [...] Infolgedessen konnten [...] viele Wähler sich nur richtungspolitisch oder gar nicht entscheiden.“⁶⁴ Diese grundlegenden Vorbedingungen sind bei der Analyse und Interpretation der Wahlergebnisse und der Wahlbeteiligung immer mit zu bedenken.

Auch für Heidelberg gilt auf den ersten Blick auf die Wahlergebnisse zwischen 1871 und 1912 scheinbar die bekannte These vom geradezu dramatischen Niedergang der Liberalen, insbesondere der Nationalliberalen. Der gleichzeitige Aufstieg der Sozialdemokratie läßt vorderhand auch die These vom sozialdemokratischen Erbe des Liberalismus plausibel erscheinen. Schon hier jedoch zeigt ein Blick auf die Anteile beider Parteien an den Wahlberechtigten, daß dies so einfach sicher nicht stimmt.⁶⁵ Bis zu den ‚Septennatswahlen‘ von 1887 kamen die Sozialdemokraten in Stadt, Wahlkreis und Großherzogtum nicht über den Status einer Splitterpartei hinaus, erst 1890 übersprangen sie – dann aber gleich in allen drei genannten Gebieten – die Marke eines fünfprozentigen Anteils am Elektorat. Schon 1893 übertraf dann der SPD-Anteil an den Wahlberechtigten in der Stadt Heidelberg denjenigen im Großherzogtum und blieb bis 1912 darüber. Im Wahlkreis konnte dieser Anteil erst 1903 erreicht und 1907 übertroffen werden; 1912 lag er dann wieder leicht unter dem gesamtbadischen.

Zwar gestaltet sich das Bild der Nationalliberalen insgesamt uneinheitlich, doch liegen sie im Wahlkreis und in der Stadt durchweg bei einem höhe-

ren Anteil am Elektorat, als sie ihn in ganz Baden erreichen konnten. Zumeist übertrifft dabei der Anteil an der Zahl der Wahlberechtigten in der Stadt Heidelberg denjenigen im Wahlkreis noch, die Ausnahmen bilden die Wahlen von 1877 und von 1898. In beiden Fällen konnte ich keine Erklärung für diese Abweichung finden. Jedenfalls läßt sich von Stadt und Wahlkreis Heidelberg als einer nationalliberalen Bastion im liberalen Stammland Baden sprechen. Nach der Jahrhundertwende konnten dabei die Nationalliberalen kräftig Stimmen hinzu gewinnen, was nicht nur mit der Höhe der Wahlbeteiligung zusammenhängen kann. Generell wurde ja für die Nationalliberalen im Wilhelminischen Deutschland festgestellt, daß sie sich als besonders abhängig in ihren Stimmenzahlen von der Höhe der Wahlbeteiligung erwiesen.⁶⁶ Hier harrt offenbar noch eine Heidelberger Besonderheit im Wahlverhalten der Erklärung.

Anders als in Baden insgesamt konnten die Heidelberger Nationalliberalen auch vom wachsenden Elektorat profitieren. Der Hauptnutznießler davon jedoch war ganz offenbar die Sozialdemokratie. Die erstaunlich hohe Übereinstimmung zwischen der Zunahme der Zahl der Wahlberechtigten und den Stimmengewinnen der Heidelberger Sozialdemokraten kann weder als zufällig betrachtet werden, noch als regionaler Sonderfall. Natürlich besteht dabei keine völlige Übereinstimmung, denn für das jeweilige Wahlverhalten waren – sicher nicht anders als heute – eine ganze Reihe von Faktoren ausschlaggebend. Dennoch gibt es für diesen Zusammenhang eine plausible historische Erklärung.

Das Elektorat, insbesondere das städtische, wuchs ja nicht nur im Ergebnis der natürlichen Bevölkerungsbewegung, also des deutlichen Überschusses der Geborenen über die Gestorbenen, sondern – wie oben bereits angeführt – auch aufgrund der zunehmenden Binnenwanderung ‚vom Land‘ in die Stadt bzw. in Stadtnähe, und das heißt in die Industriearbeit, wobei die jüngeren und zumeist noch ledigen Männer in der Altersgruppe zwischen 16 und 30 Jahren die bei weitem größte Wanderungsgruppe stellten.⁶⁷ In diesem Zusammenhang ist nochmals auf das oben bereits gezeigte stetige Anwachsen der Beschäftigtenzahlen und -anteile im industriellen Erwerbsektor hinzuweisen. Für die meisten dieser Männer mußte demnach die historische Konfliktlinie zwischen ‚Arbeit‘ und ‚Kapital‘ bei Erreichen des Wahlalters von 25 Jahren die stärkste Bedeutung gehabt haben.⁶⁸ Sind diese Beobachtungen richtig, dann führen sie zu folgender These: Die Stimmengewinne der Sozialdemokratie wurden hauptsächlich durch die stetige Mobilisierung von Erstwählern erzielt, deren künftige Anbindung an die Partei jeweils den Sockel der nächsten Wahlergebnisse bildete. Mit anderen Worten, es muß ein deutlicher Zusammenhang zwischen der Zahl der Erstwäh-

ler und den sozialdemokratischen Stimmengewinnen bestehen. Bedauerlicherweise haben nun weder die Reichsstatistiker noch die badischen Statistiker die Zahl der Erstwähler irgendwo separat ausgewiesen. So muß hier die Zunahme der Zahl der Wahlberechtigten genommen werden, die freilich durch die darin nicht eigens ausgewiesene Bereinigung um die Zahl der Gestorbenen immer geringer ausfallen muß, als die tatsächliche Zahl der Erstwähler. Überprüft man diesen Zusammenhang nun mittels statistischer Korrelationsanalysen, so wird er recht eindeutig bestätigt.⁶⁹

In der Literatur über das deutsche Kaiserreich wurde das Wachstum der SPD bisher zumeist dadurch begründet, daß der Partei die Mobilisierung derjenigen gelungen sei, die vorher zum großen Lager der wahlberechtigten Nichtwähler gehört hatten.⁷⁰ Wird nun der Einfluß der Wahlbeteiligung auf die sozialdemokratischen Stimmengewinne kontrollierend geprüft, so zeigt sich recht deutlich, daß hier kein meßbarer Zusammenhang besteht.⁷¹ Die Stimmengewinne der SPD sind jeweils weitgehend unabhängig von der Wahlbeteiligung entstanden, konnten sogar auch bei sinkender Wahlbeteiligung auftreten, wie nicht nur das Ergebnis von 1912 deutlich zeigt. Das bedeutet also, daß in Stadt und Wahlkreis Heidelberg das Wachstum der SPD nicht durch eine erhöhte Wahlbeteiligung verursacht wurde, und auch dies verhielt sich übrigens im ganzen Großherzogtum Baden genauso.

Der Umkehrschluß daraus ist freilich nicht zulässig. Selbstverständlich waren nicht alle Erstwähler SPD-Wähler; zum einen waren ja nicht alle Erstwähler Arbeiter, zum anderen wird mit dem eben Ausgeführten auch keine historisch unhaltbare Identität von ‚Arbeiter‘ mit ‚SPD-Wähler‘ behauptet, genausowenig wie auch nur die Gleichsetzung von ‚Arbeiter‘ mit ‚Angehöriger der Arbeiterbewegung‘. Denn selbstverständlich gilt auch für Heidelberg, daß die „Entstehung von Klassenbewußtsein, seine Politisierung und eine sozialistische Ausdeutung solcher vorgefundener Realität und Mentalität [...] stets dreierlei Dinge [sind], die sorgfältig auseinanderzuhalten sind und je gesondert der Erklärung bedürfen“.⁷²

Die en détail unterschiedlich starken Ausprägungen der angeführten Zusammenhänge auf Stadt- und Wahlkreisebene verweisen allerdings auf ein Stadt-Land-Gefälle im Wahlkreis selbst. Das Wahlergebnis von 1884 zeigte, daß ein relativ geschlossen abstimmendes Umland das in der Stadt Heidelberg erzielte Wahlergebnis genau umkehren konnte. Darüber hinaus deutet alles darauf hin, daß es außerhalb der Stadt Heidelberg zu einer nur verzögerten Mobilisierung der Erstwählerschaft für die Sozialdemokratie gekommen ist, daß dort offenbar stärker politische oder politisch-kulturelle Momente eine größere Bedeutung besaßen.⁷³ Als Ausnahme von der Regel für den Rest-Wahlkreis ist hier das mehrfach angeführte Beispiel Rohrbachs zu

werten. Leider fehlt es bisher noch völlig an Untersuchungen gerade zu den Heidelberger Vororten in jener Zeit; auch hier wurde mit Rohrbach nur *ein* Beispiel herausgegriffen, das gründlicherer Analyse bedürfte. Gerade im Zusammenhang mit den obigen Ausführungen zur Sozialstruktur – insbesondere auch zur angeführten Industrieansiedlung in Heidelberger Vororten⁷⁴ – muß hier ein Desiderat konstatiert werden.

Sicherlich entstammte ein großer Teil der Erstwählerschaft im Reichstagswahlkreis Heidelberg der Industriearbeiterschaft, und offenbar gelang es der SPD, davon einen großen Teil als Wähler für sich zu gewinnen. Es gelang ihr jedoch nicht – wie am Beispiel der Wahlen von 1907 gezeigt wurde – ihr Mobilisierungspotential voll auszuschöpfen. Hier bestand gegenüber den hochindustrialisierten badischen Wahlkreisen Mannheim, Pforzheim und Karlsruhe am Vorabend des Ersten Weltkriegs noch Nachholbedarf. Dennoch gilt auch für Heidelberg, daß offenbar große Teile der Arbeiterschaft – um mit Karl Marx zu sprechen – sich ihrer selbst als Klasse bewußt geworden waren und entsprechendes Wahlverhalten zeigten, oder – mit den Worten von Max Weber – den Schritt von der Vergemeinschaftung über die Vergesellschaftung hin zur Bildung einer (politischen) Vertretungsbeziehung vollzogen hatten.

Die Nationalliberalen konnten – abweichend vom übrigen Baden wie vom Kaiserreich insgesamt – die Zahl ihrer Wählerschaft nicht nur halten, sondern mit wachsendem Elektorat auch erhöhen. Heidelberg war im Kaiserreich, wie mehrmals betont, eine nationalliberale Bastion geblieben. Dabei fiel auch auf, daß sich die Liberalen einer schwankenden Wahlbeteiligung gegenüber erstaunlich resistent zeigten; auch dies eine Heidelberger Besonderheit jener Zeit. Natürlich liegt es nahe, dahinter die Universität als Hauptursache zu vermuten. Vergleicht man jedoch die Heidelberger Wahlergebnisse mit der anderen badischen Landesuniversität, mit Freiburg, so zeigen sich nur geringe Gemeinsamkeiten.⁷⁵ Obwohl beide Wahlkreise eine ähnliche ökonomische Struktur aufwiesen, konnten die Liberalen im Breisgau ihre Anteile nicht halten. Dort war die Zentrumspartei nicht nur seit den achtziger Jahren die stärkste Partei, sie konnte auch kontinuierlich stärker vom gewachsenen Elektorat profitieren als die Liberalen. Inwieweit dafür die zu Heidelberg genau in umgekehrtem Verhältnis stehende konfessionelle Struktur des Wahlkreises die zentrale Ursache bildet, bedürfte näherer Untersuchung.

Das Zentrum, das in Heidelberg wie im ganzen Kaiserreich auf die katholische Wählerschaft beschränkt blieb, erwies sich Schwankungen unterworfen, die ganz offensichtlich in Zusammenhang mit der unterschiedlich hohen Wahlbeteiligung standen.⁷⁶ Leider liegen keine Angaben über die

Konfession der Wahlberechtigten vor, doch besteht kein Grund zu der Annahme, daß diese wesentlich anders ausgesehen haben soll als die Konfessionsstruktur der Gesamtbevölkerung im Wahlkreis. Rechnet man daher diese als das ungefähre Mobilisierungspotential der Partei, so zeigt sich, daß das Zentrum recht deutlich unter dieser Marke blieb; in der Stadt schnitt es dabei wesentlich schlechter ab als im gesamten Wahlkreis. Auch für Heidelberg kann demnach nicht davon gesprochen werden, daß das Zentrum über alle Schichtgrenzen hinweg Katholiken allein aufgrund ihrer Konfession hätte gewinnen können; die oft vertretene These vom Zentrum als erster moderner Volkspartei gilt also für Heidelberg ähnlich eingeschränkt, wie dies für das Kaiserreich insgesamt festgestellt worden ist.⁷⁷

Die Konservativen verfügten nur über einen schmalen Wählerstamm und kamen in der Stadt Heidelberg nicht über den Status einer Splitterpartei hinaus; etwas besser standen sie im ganzen Wahlkreis da. Ihre vereinzeltten Erfolge erwiesen sich jedesmal als Ergebnis von Wahlabsprachen, zuerst mit den Nationalliberalen im Kartell der achziger Jahre, später mit der Zentrumspartei. Die dann durchaus beachtlichen Stimmzahlen erwiesen sich jedoch jedesmal, wenn eine solche Wahlabsprache zerbrochen war, nur als Leihstimmen des jeweils stärkeren Partners.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs bildeten Nationalliberale, Sozialdemokraten und Zentrum die Lager im Heidelberger Drei-Parteien-System. In Stadt und Wahlkreis waren dabei die Nationalliberalen die stärkste Partei, in der Stadt selbst 1912 sogar mit absoluter Stimmenmehrheit. Auch die Sozialdemokraten waren in der Stadt stärker als im Umland, wurden aber auch dort 1912 zur zweitstärksten Partei; in der Stadt waren sie dies schon seit 1893. Das Zentrum hingegen, in Baden 1912 die eigentliche Oppositionspartei, war im Wahlkreis stärker als in der Stadt, die Konservativen trotz ihrer Zusammenarbeit mit dem BdL auch im Heidelberger Umland nur eine marginale Größe.

Tabelle 1: Wahlergebnisse 1871–1912 im Deutschen Reich (Stimmen in Millionen)⁷⁸

Jahr	WBer		WBer		NL		LL		Z		K		SPD				
	abs.	% g.St	abs.	% WBer	abs.	% g.St	abs.	% WBer	abs.	% g.St	abs.	% g.St	abs.	% WBer	abs.	% WBer	
1871	7,656	51,0	1,171	30,1	15,3	0,642	16,4	8,4	0,724	18,6	9,5	0,895	22,9	11,7	0,124	3,2	1,6
1874	8,523	61,2	1,543	29,7	18,1	0,524	10,0	6,1	1,446	27,9	17,0	0,736	14,1	8,6	0,352	6,8	4,1
1877	8,943	60,6	1,470	27,2	16,4	0,598	11,0	6,7	1,341	24,8	15,0	0,953	17,6	10,7	0,493	9,1	5,5
1878	9,124	63,4	1,331	23,1	14,6	0,607	10,5	6,7	1,328	23,1	14,6	1,535	26,6	16,8	0,437	7,6	4,8
1881	9,090	56,3	0,747	14,7	8,2	1,181	23,1	13,0	1,183	23,2	13,0	1,210	23,6	13,3	0,312	6,1	3,4
1884	9,383	60,6	0,997	17,6	10,6	1,093	19,2	11,6	1,282	22,6	13,7	1,249	22,0	13,3	0,550	9,7	5,9
1887	9,770	77,5	1,678	22,2	17,2	1,062	14,0	10,9	1,516	20,1	15,5	1,883	24,9	19,3	0,763	10,1	7,8
1890	10,146	71,6	1,178	16,3	11,6	1,308	18,0	12,9	1,342	18,6	13,2	1,377	19,0	13,6	1,427	19,7	14,1
1893	10,628	72,5	0,997	13,0	9,4	1,091	14,2	10,3	1,469	19,1	13,8	1,476	19,2	13,9	1,787	23,3	16,8
1898	11,441	68,1	0,971	12,5	8,5	0,863	11,1	7,5	1,455	18,8	12,7	1,203	15,4	10,5	2,107	27,2	18,4
1903	12,531	76,1	1,313	13,8	10,5	0,877	9,2	7,0	1,875	19,7	15,0	1,281	13,4	10,2	3,011	31,7	24,0
1907	13,351	84,7	1,637	14,5	12,3	1,234	10,9	9,2	2,180	19,4	16,3	1,532	13,6	11,5	3,259	29,0	24,4
1912	14,442	84,9	1,663	13,6	11,5	1,497	12,3	10,4	1,997	16,4	13,8	1,493	12,2	10,3	4,250	34,8	29,4

WBer = Wahlberechtigte
WBer = Wahlbeteiligung
NL = Nationalliberale
LL = Linksliberale
Z = Zentrum
K = Konservative
SPD = Sozialdemokraten

Tabelle 2: Wahlergebnisse im Großherzogtum Baden (GB), im Wahlkreis Heidelberg (WK HD) und in der Stadt Heidelberg (Stadt HD) im Vergleich⁷⁹

Jahr	WBer			NL			LL			Z			K			SPD		
	abs.	% g.St	% WBer	abs.	% g.St	% WBer	abs.	% g.St	% WBer	abs.	% g.St	% WBer	abs.	% g.St	% WBer	abs.	% g.St	% WBer
1871 GB	301.936	67,7	110.401	54,2	36,6	17.702	8,7	5,9	54.297	26,6	18,0	20.906	10,3	6,9				
WK HD	21.195	47,6	9.969	99,0	47,0				47	0,5	0,2							
Stadt HD	3.430	56,8	1.655	85,2	48,3													
1874 GB	311.324	75,0	119.498	51,3	38,4	1.576	0,7	0,5	96.822	41,5	31,1	11.375	4,9	3,7	3.516	1,5	1,1	
WK HD	21.736	70,2	11.147	73,2	51,3				4.017	26,4	18,5				64	0,4	0,3	
Stadt HD	80																	
1877 GB	321.502	73,9	123.828	52,2	38,5	2.876	1,2	0,9	87.887	37,1	27,3	18.487	7,8	5,8	3.593	1,5	1,1	
WK HD	22.460	68,2	10.257	67,0	45,7				4.017	26,3	17,9	847	5,5	3,8	177	1,2	0,8	
Stadt HD	3.871	53,1	1.709	83,6	44,1				185	9,1	4,8	20	1,0	0,5	129	6,3	3,3	
1878 GB	325.921	67,8	107.412	48,7	33,0	6.230	2,8	1,9	62.901	28,5	19,3	39.837	18,1	12,2	3.803	1,7	1,2	
WK HD	23.677	61,9	8.591	58,7	36,3				3.793	25,9	16,0	2.081	14,2	8,8	140	1,0	0,6	
Stadt HD	4.127	54,8	1.771	78,4	42,9				288	12,7	7,0	95	4,2	2,3	96	4,2	2,3	
1881 GB	315.357	64,1	87.575	43,4	27,8	15.922	7,9	5,0	73.409	36,4	23,8	19.777	9,8	6,3	4.700	2,3	1,5	
WK HD	22.496	62,8	6.772	48,0	30,1				4.217	29,9	18,7	3.034	21,5	13,5	45	0,3	0,2	
Stadt HD	4.016	55,3	1.631	73,6	40,6				411	18,6	10,2	128	5,8	3,2	38	1,7	0,9	
1884 GB	320.083	65,4	93.249	44,7	29,1	13.980	6,7	4,4	62.773	30,1	19,6	27.358	13,1	8,5	11.027	5,3	3,4	
WK HD	22.571	73,4	7.880	47,8	34,9							8.574	52,0	38,0				
Stadt HD	4.279	74,4	2.281	72,1	53,3							861	27,2	20,1				

Tabelle 2 (Fortsetzung):⁷⁹

1887 GB	334.854	82,5	121.831	44,2	36,4	23.626	8,6	7,1	76.397	27,7	22,8	40.305	14,6	12,0	13.088	4,8	3,9
WK HD	23.776	78,0							4.584	24,7	19,3	13.714	74,0	57,7	219	1,2	0,9
Stadt HD	4.835	63,3							464	15,2	9,6	2.445	80,1	50,6	140	4,6	2,9
1890 GB	340.990	77,5	82.358	31,3	24,2	40.253	15,3	11,8	81.420	30,9	23,9	29.035	11,0	8,5	30.094	11,4	8,8
WK HD	23.974	75,3				6.979	38,7	29,1				9.730	54,0	40,6	1.296	7,2	5,4
Stadt HD	4.849	71,5				1.225	35,4	25,3				1.821	52,6	37,6	414	12,0	8,5
1893 GB	353.325	75,7	84.630	31,7	24,0	32.549	12,2	9,2	81.081	30,4	22,9	30.750	11,5	8,7	37.559	14,1	10,6
WK HD	25.213	76,5	7.817	40,6	31,0	5.234	27,2	20,8				2.639	13,7	10,5	2.490	12,9	9,9
Stadt HD	6.098	73,8	2.060	45,8	33,8	821	18,3	13,5				156	3,5	2,6	1.003	22,3	16,4
1898 GB	379.252	70,2	90.189	34,0	23,8	12.397	4,7	3,3	97.769	36,8	25,8	14.298	5,4	3,8	50.329	19,0	13,3
WK HD	26.931	64,8	7.289	41,8	27,1				4.628	26,6	17,2	2715 ⁸¹	15,6	10,1	2.781	16,0	10,3
Stadt HD	6.865	64,0	1.720	39,3	25,1				644	14,7	9,4	974	22,2	14,2	1.041	23,8	15,2
1903 GB	419.122	79,0	103.530	31,4	24,7	9.218	2,8	2,2	134.159	40,7	32,0	10.296	3,1	2,5	72.300	21,9	17,3
WK HD	30.137	77,9	9.696	41,4	32,2				6.477	27,7	21,5	2004 ⁸²	8,6	6,6	5.204	22,2	17,3
Stadt HD	9.158	74,0	3.132	46,4	34,2				1.077	15,9	11,8	291	4,3	3,8	2.245	33,2	24,5
1907 GB	446.890	87,7	112.136	28,7	25,1	21.200	5,4	4,7	138.860	35,6	31,1	24.749	6,3	5,5	93.386	23,9	20,9
WK HD	31.685	86,0	11.935	44,0	37,7	⁸³						8.480	31,3	26,8	6.713	24,7	21,2
Stadt HD	9.980	86,7	4.297	49,8	43,1							1.590	18,4	15,9	2.733	31,7	27,4
1912 GB	478.765	87,1	107.947	26,0	22,5	31.032	7,5	6,5	129.134	31,2	27,0	29.125	7,0	6,1	117.154	28,3	24,5
WK HD	33.694	84,2	12.139	43,0	36,0	83			6.836	24,2	20,3	1111 ⁸⁴	3,9	3,3	8.142	28,9	24,2
Stadt HD	10.798	85,5	4.883	53,0	45,2				1.252	13,6	11,6	175	1,9	1,6	2.895	31,5	26,8

Anmerkungen:

- 1 Statt vieler Literaturhinweise zum Stand der Wahlforschung vgl. Gerhard A. Ritter/Merith Niehuss: Wahlen in Deutschland 1946–1991. Ein Handbuch, München 1991 mit den dortigen ausführlichen Literaturangaben.
- 2 Vgl. Statistische Mitteilungen über das Großherzogtum Baden, hrsg. v. Großherzoglichen Statistischen Landesamt, N.F. Bd. V, Jg. 1912, I. Sondernummer (künftig: SMB), S. 47.
- 3 Vgl. SMB, S. 65.
- 4 Der badische Durchschnitt der Bevölkerungszunahme betrug 49,3 %, derjenige der Zunahme der Zahl der Wahlberechtigten 58,6 %. Vgl. die Angaben in SMB, S. 47 u. 65.
- 5 Vgl. die Angaben in SMB, S. 74ff. Im Großherzogtum Baden insgesamt betrug das Verhältnis von Protestanten zu Katholiken 1871 33,2 % zu 64,9 %, 1912 38,6 % zu 59,3 %; vgl. ebd.
- 6 Vgl. Statistisches Jahrbuch für das Großherzogtum Baden, hrsg. v. Großherzoglichen Statistischen Landesamt (künftig: SJB), Bd. 41 (1914/15), S. 486.
- 7 Vgl. zum Landtagswahlrecht in Baden z.B. Andreas Cser: Badischer Landtag bis 1918, in: Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament. Die Geschichte der Volksvertretungen in Baden-Württemberg, hrsg. v. d. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart 1982, S. 153–182.
- 8 Die Zahl für 1871 beruht auf eigenen Berechnungen nach den Angaben in Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden, Heft 36, hrsg. v. Badischen Handels-Ministerium; die Zahlen sind bedauerlicherweise so unvollständig, daß eine Prozentuierung als unzulässig betrachtet werden muß. Die Angaben für 1882, 1895 und 1907 sind entnommen dem SJB 40 (1913), S. 34ff. und dem SJB 41 (1914/15), S. 50ff.
- 9 Genau 47,45 Prozent oder 48.940 Personen, vgl. ebd.
- 10 Karl Bittmann: Die Badische Fabrikinspektion im ersten Vierteljahrhundert ihrer Tätigkeit 1879 bis 1903. Ein Rückblick auf die Entwicklung der Industrie, Arbeiterschaft, Arbeiterschutzgesetzgebung und Gewerbeaufsicht. Bericht an das Großherzoglich Badische Ministerium des Innern, hrsg. v. d. Fabrikinspektion, Karlsruhe 1905, S. 158ff.
- 11 Vgl. Fred Ludwig Sepaintner: Die Reichstagswahlen im Großherzogtum Baden. Ein Beitrag zur Wahlgeschichte im Kaiserreich, Frankfurt a.M. 1983, S. 393.
- 12 Hans-Martin Mumm: Heidelberg als Industriestandort um 1900. Zur These von der besonderen Industriefeindlichkeit Heidelbergs, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 1 (1996), S. 37–59.
- 13 Vgl. Ebd.
- 14 Vgl. zur geringen Zahl von Arbeiterhaushalten speziell in Heidelberg Ebd., generell zum Phänomen der Pendler in Südwestdeutschland Wolfgang v. Hippel: Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1800 bis 1918, in: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, i.A. d. Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hrsg. v. Hansmartin Schwarzmeier i. Verb. m. Hans Fenske, Bernhard Kirchgässner, Paul Sauer u. Meinrad Schaab, Red. Michael Klein, Stuttgart 1992, S. 477–784.
- 15 Mumm (Anm. 12), S. 44.
- 16 Vgl. Jochen Goetze: Heidelberg zur Zeit Friedrich Eberts (1871–1888). Vortrag am 22. Oktober 1989 vor dem Verein Alt-Heidelberg in der Reichspräsident-Friedrich-

- Ebert-Gedenkstätte, Heidelberg 1990, S. 15; v.Hippel (Anm. 14), hier S. 677ff; detaillierter zur Industrie speziell in der Stadt Heidelberg Mumm (Anm. 12).
- 17 In einer Anmerkung in John Gustav Weiß: *Lebenserinnerungen eines badischen Kommunalpolitikers*. Hrsg. u. bearb. v. Jörg Schadt unter Mitarb. v. Hans Ewald Keßler, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1991 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim, Bd. 6), S. 81.
 - 18 Diese wurde an den beiden benachbarten, im zum Wahlkreis Mannheim gehörenden Amtsbezirk Schwetzingen gelegenen Gemeinden Hockenheim und Reilingen exemplarisch untersucht: Clemens Zimmermann: „Die Entwicklung hat uns nun einmal in das Erwerbsleben hineingeführt“. Lage, dörflicher Kontext und Mentalität nordbadischer Tabakarbeiter 1880–1930, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 135, N.F. 96 (1987), S. 323–358.
 - 19 Vgl. Bittmann (Anm. 10), S. 354f.; Ingo Kühne: *Der südöstliche Odenwald und das angrenzende Bauland. Die wirtschaftliche Entwicklung des badischen Hinterlandes um Mosbach seit der Mitte des 19. Jahrhunderts*, Heidelberg 1964 (= *Heidelberger Geographische Arbeiten*, H. 13), S. 162–168.
 - 20 Vgl. SJB 41 (1914/15), S. 52f., SJB 40 (1913), S. 52f.
 - 21 Goetze (Anm. 16), S. 14.
 - 22 Vgl. z.B. für Deutschland insgesamt Wolfram Fischer: *Deutschland 1850–1914*, in: ders. (Hrsg.): *Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg*, Stuttgart 1985 (= *Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte*, Bd. 5); für Baden v. Hippel (Anm. 14).
 - 23 Vgl. z.B. Karl Erich Born: *Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Deutschen Kaiserreichs (1867/71–1914)*, Wiesbaden 1985 (= *Wissenschaftliche Paperbacks Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 21); Jürgen Reulecke: *Geschichte der Urbanisierung in Deutschland*, Frankfurt a.M. 1985 (= *Neue Historische Bibliothek*).
 - 24 Vgl. Paul Rothmund: *Badens liberale Ära*, in: Paul Rothmund/Erhard R. Wiehn (Hrsg.): *Die F.D.P./DVP in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Liberalismus als politische Gestaltungskraft im deutschen Südwesten* (= *Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs*, Bd. 4), Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz, S. 79–96, bes. S. 82ff.
 - 25 Robert Michels: *Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens*, 4. Aufl., hrsg. u. m. e. Einf. vers. v. Frank R. Pfetsch, Stuttgart 1989, S. 12.
 - 26 So der griffige Titel eines Aufsatzes in Gustav Mayer: *Radikalismus, Sozialismus und bürgerliche Demokratie*. Hrsg. u. m. e. Nw. vers. v. Hans-Ulrich Wehler, Frankfurt a.M. 1969, S. 108–178. Vgl. auch Werner Conze/Dieter Groh: *Die Arbeiterbewegung in der nationalen Bewegung. Die deutsche Sozialdemokratie vor, während und nach der Reichsgründung*, Stuttgart 1966 (= *Industrielle Welt*, Bd. 6).
 - 27 Vgl. ebd.; für das benachbarte Mannheim hat dies näher untersucht Andrea Hoffend: *Verhinderte Sozialdemokraten. Die Rolle des Mannheimer Linksliberalismus im Emanzipationsprozeß der deutschen Arbeiterbewegung nach 1860*, in: Klaus Schönhoven/Dietrich Staritz (Hrsg.): *Sozialismus und Kommunismus im Wandel. Hermann Weber zum 65. Geburtstag*, Köln 1993, S. 111–135.
 - 28 Grundlegend zu den Anfangsjahren der deutschen Arbeiterbewegung Ulrich Engelhardt: *„Nur vereinigt sind wir stark“. Die Anfänge der deutschen Gewerkschaftsbewegung 1862/63 bis 1869/70*, 2 Bde., Stuttgart 1977 (= *Industrielle Welt*, Bd. 23).

Zur Geschichte der SPD vgl. aus der Fülle der Literatur z.B. Susanne Miller/Heinrich Potthoff: *Kleine Geschichte der SPD. Darstellung und Dokumentation 1848–1990*, 7., überarb. u. erw. Aufl., Bonn 1991; speziell für Baden Jörg Schadt: *Die Sozialdemokratische Partei in Baden von den Anfängen bis zur Jahrhundertwende (1868–1900)*, Hannover 1971.

- 29 Artikel 24 der Reichsverfassung, veröffentlicht im Bundes-Gesetzblatt Nr. 16 v. 20. April 1871 (= Reichs-Gesetzblatt 1871, S. 63ff), sowie Änderung des Artikels 24 der Reichsverfassung, veröffentlicht im Reichs-Gesetzblatt Nr. 13 v. 26. März 1888 (= Reichs-Gesetzblatt 1888, S. 109ff). Vgl. zum Reichstagswahlrecht insgesamt Gesetz- und Verordnungsblatt für das Großherzogtum Baden (GVBl) Nr. LXXI vom 24. Dezember 1870 sowie die dazugehörige Beilage in: GVBl 1870, S. 709ff. sowie Bundes-Gesetzblatt des Norddeutschen Bundes (BGBl) Nr. 17 vom 9. Juni 1869, in: BGBl 1869, S. 145ff. und BGBl Nr. 17 vom 11. Juni 1870, in: BGBl 1870, S. 275ff. Vgl. ferner Hans Fenske: *Wahlrecht und Parteiensystem. Ein Beitrag zur deutschen Parteiengeschichte*, Frankfurt a.M. 1972.
- 30 Vgl. hier und im folgenden zu den Kandidaten in den badischen Reichstagswahlkreisen Sepaintner (Anm. 11), S. 368ff.
- 31 Fenske (Anm. 29), S. 107.
- 32 Vgl. hier und im folgenden zu den Wahlergebnissen die Angaben in SMB, S. 74f; vgl. auch zu den Wahlergebnissen im Reich, in Baden, im Wahlkreis und in der Stadt Heidelberg die beiden Tabellen am Ende des Textes. – Leider überliefert Sepaintner (Anm. 11), auf den ich mich ansonsten für die Wahlergebnisse in der Stadt Heidelberg stütze, offenbar nur die Zahlen für die Nachwahl, ohne diese wiederum für den ganzen Wahlkreis zu dokumentieren. In den SMB wiederum finde ich nur die Angaben zum ersten Wahlgang, dort allerdings nicht gemeindeweise.
- 33 Vgl. hier und im folgenden zu den Reichstagsabgeordneten der 14 badischen Wahlkreise SMB, S. 78f.
- 34 S. Anm. 32.
- 35 Vgl. Schadt (Anm. 28), S. 65, Zitat ebd.
- 36 Auf dem Gothaer Vereinigungskongreß vom 22.–27. Mai 1875 waren 31 Heidelberger „Eisenacher“ vertreten durch den Mannheimer Delegierten Philipp Mai (SDAP), vgl. Dieter Fricke: *Die Deutsche Arbeiterbewegung 1869–1914. Ein Handbuch über ihre Organisation und Tätigkeit im Klassenkampf*, Berlin [Ost] 1976, S. 92ff. Vor diesem Hintergrund ist die Kandidatur des „Lassalleaner“ Dreesbach pikant, der auf dem Vereinigungsparteitag Delegierter des ADAV war; vgl. ebd.
- 37 Vgl. hier und im folgenden zu den Wahlergebnissen in der Stadt Heidelberg Sepaintner (Anm. 11), S. 438.
- 38 Vgl. Hans Fenske: *Der liberale Südwesten. Freiheitliche und demokratische Traditionen in Baden und Württemberg 1790–1933* (= *Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs*, Bd. 5), Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1981, S. 167.
- 39 Detlef Lehnert: *Sozialdemokratie zwischen Protestbewegung und Regierungspartei 1848–1983*, Frankfurt a.M. 1983 (= *Neue Historische Bibliothek*), S. 68.
- 40 Schadt (Anm. 28), S. 71.
- 41 Vgl. Rolf Gustav Haebler: *Badische Geschichte. Die alemannischen und pfälzisch-fränkischen Landschaften am Oberrhein in ihrer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung*, Karlsruhe 1951, S. 118.
- 42 Schadt (Anm. 28), S. 74.

- 43 Gerhard A. Ritter: Staat, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Deutschland. Vom Vormärz bis zum Ende der Weimarer Republik, Berlin/Bonn 1980, S. 38f.
- 44 Vgl. insgesamt dazu Schadt (Anm. 28), S. 84ff.
- 45 Vgl. dazu noch immer Wilhelm Mönckmeier: Die deutsche überseeische Auswanderung. Ein Beitrag zur deutschen Wanderungsgeschichte, Jena 1912; aus neuerer Sicht Peter Marschalck: Deutsche Überseewanderung im 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur soziologischen Theorie der Bevölkerung (= Industrielle Welt, Bd. 14), Stuttgart 1973; ders.: Bevölkerungsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert (= Neue Historische Bibliothek), Frankfurt a.M. 1984.
- 46 Vgl. Sepaintner (Anm. 11), S. 432.
- 47 Vgl. ebd., S. 431.
- 48 Zu diesem Zeitpunkt lebten genau 4.279 von 22.571 Wahlberechtigten in der Stadt Heidelberg, vgl. Tabelle 2.
- 49 Vgl. Jürgen Schmädke: Wählerbewegung im Wilhelminischen Deutschland. Erster Band: Die Reichstagswahlen von 1890 bis 1912: Eine historisch-statistische Untersuchung, Berlin 1995, S. 650ff.
- 50 Vgl. Schadt (Anm. 28), S. 85ff.
- 51 Schadt (Anm. 28), S. 88.
- 52 Vgl. Gerhard A. Ritter: Die Sozialdemokratie im deutschen Kaiserreich in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: Historische Zeitschrift 249 (1989), S. 295–362.
- 53 Vgl. Günther Haselier: Adolf Geck als Politiker und Mensch im Spiegel seines schriftlichen Nachlasses, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 115, N.F. 76 (1967), S. 331–430, hier S. 361.
- 54 Helmut Berding: Moderner Antisemitismus in Deutschland, Frankfurt a.M. 1988, Zitat S. 91.
- 55 Dirk Stegmann: Zwischen Repression und Manipulation: Konservative Machteliten und Arbeiter- und Angestelltenbewegung 1910–1918, in: Archiv für Sozialgeschichte XII (1972), S. 351–432, Zitat S. 356.
- 56 Berding (Anm. 54), S. 110.
- 57 Jürgen R. Winkler: Sozialstruktur, politische Traditionen und Liberalismus. Eine empirische Längsschnittstudie zur Wahlentwicklung in Deutschland 1871–1933, Opladen 1995.
- 58 Vgl. zum badischen Zentrum und seinem Wandel während des Kaiserreichs insbes. Irmtraud Götz v. Olenhusen: Die Ultramontanisierung des Klerus. Das Beispiel der Erzdiözese Freiburg, in: Wilfried Loth (Hrsg.): Deutscher Katholizismus im Umbruch zur Moderne, Stuttgart/Berlin/Köln 1991 (= Konfession und Gesellschaft, Bd. 3), S. 46–75.
- 59 Vgl. Jürgen Thiel: Die Großblockpolitik der Nationalliberalen Partei Badens 1905 bis 1914. Ein Beitrag zur Zusammenarbeit von Liberalismus und Sozialdemokratie in der Spätphase des Wilhelminischen Deutschlands, Stuttgart 1976 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 86) passim. Vgl. auch Hans-Joachim Franzen: Die SPD in Baden 1900–1914, in: Jörg Schadt/Wolfgang Schmierer (Hrsg.): Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte. Von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis heute, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1979 (= Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Bd. 3), S. 88–106.
- 60 Schmädke (Anm. 49), S. 636.

- 61 Vgl. z.B. die positive Einschätzung von Haselier (Anm. 53).
- 62 Ritter (Anm. 52), S. 345.
- 63 Grundlegend dazu J. Morgan Kousser: Ecological Regression and the Analysis of Past Politics, in: *Journal of Interdisciplinary History* IV (1973/74), S. 237–262.
- 64 Johannes Schauff: Das Wahlverhalten der deutschen Katholiken im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Untersuchungen aus dem Jahre 1928. Hrsg. u. eingel. v. Rudolf Morsey, Mainz 1975 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe A, Bd. 18), S. 17f.
- 65 Vgl. Tabelle 2.
- 66 Vgl. Schmäddeke (Anm. 49), S. 650.
- 67 Vgl. Reulecke (Anm. 23), S. 73. Vgl. insgesamt auch Dieter Langewiesche/Klaus Schönhoven: Einleitung, in: diess. (Hrsg.): *Arbeiter in Deutschland. Studien zur Lebensweise der Arbeiterschaft im Zeitalter der Industrialisierung*, Paderborn 1981, bes. S. 18f.
- 68 Vgl. Seymour M. Lipset/Stein Rokkan: Cleavage Structures, Party Systems and Voter Alignments: An Introduction, in: diess. (Hrsg.): *Party Systems and Voter Alignments: Cross National Perspectives*, New York 1967 (= *International Yearbook of Political Behavior Research*, Vol. 7), S. 1–64.
- 69 Diese statistischen Berechnungen werden hier sowohl wegen der dann anzustellenden methodischen Feinüberlegungen als auch ganz schlicht aus Platzgründen nicht dokumentiert. Ich habe diese Berechnungen im Rahmen meiner Magisterarbeit „Soziale Strukturen und Reichstagswahlen im Großherzogtum Baden 1890–1912/14“ durchgeführt, die ich im Sommer 1994 im Fach Soziologie an der Universität Heidelberg eingereicht habe. Eine Publikation der überarbeiteten Magisterarbeit ist geplant. Zu gleichen Ergebnissen auf das Kaiserreich insgesamt bezogen kommt jedoch auch Winkler in seiner wahlhistorischen Dissertation (Anm. 57), bes. S. 204ff.
- 70 Vgl. z.B. noch jüngst Karl Rohe: *Wahlen und Wählertraditionen in Deutschland. Kulturelle Grundlagen deutscher Parteien und Parteiensysteme im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 1992 (Neue Historische Bibliothek), S. 102f.
- 71 Vgl. Anm. 69 sowie Schmäddeke (Anm. 49).
- 72 Rohe (Anm. 70), S. 84.
- 73 Vgl. hierzu Tabelle 2.
- 74 Vgl. Mumm (Anm. 12).
- 75 Vgl. SMB, S. 70f.
- 76 Vgl. zu den Zentrumswählern im Kaiserreich generell noch immer Schauff (Anm. 64), *passim*.
- 77 Vgl. Schmäddeke (Anm. 49), S. 642.
- 78 Quelle: Gerhard A. Ritter unter Mitarb. v. Merith Niehuss: *Wahlgeschichtliches Arbeitsbuch. Materialien zur Statistik des Kaiserreiches 1871–1918*, S. 38ff und eigene Berechnungen.
- 79 Quellen: SMB, S. 74ff, Sepaintner (Anm. 21), S. 440.
- 80 Für die Reichstagswahl von 1874 lassen sich bedauerlicherweise keine Angaben für die Stadt Heidelberg ermitteln.
- 81 Für einen Antisemiten; diese 1890 erstmals in Baden kandidierenden Parteien (Deutsche Reformpartei, Deutsch-Soziale Partei, später auch die Christlich-Soziale Partei) werden hier ebenso den Konservativen zugerechnet, wie der ab 1893 kandidierende Bund der Landwirte (BdL), in dem die Antisemiten teilweise aufgingen und der enge Verflechtungen zur Deutsch-Konservativen Partei aufwies (nicht zu der hier ebenfalls

bei den Konservativen geführten, in Heidelberg aber nicht kandidierenden freikonservativen Deutschen Reichspartei); vgl. z.B. Hans-Jürgen Puhle: Radikalisierung und Wandel des deutschen Konservatismus vor dem Ersten Weltkrieg, in: Gerhard A. Ritter (Hrsg.): Deutsche Parteien vor 1918, Köln 1973 (= Neue Wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 61), S. 165–186.

82 Für einen Kandidaten des BdL.

83 Bei den Wahlen von 1907 und 1912 bildeten die liberalen Parteien den „Liberalen Block“, der Kandidaturen gegeneinander ausschloß; in Heidelberg kandidierten bei beiden Wahlen nur die Nationalliberalen.

84 Für einen Kandidaten des BdL.

**Griechische
Taverne**

Restaurant an der Bergbahn
M. Exarchos

Zwingerstraße 20 · Telefon 0 62 21 / 2 80 38
D-69117 Heidelberg



Unsere Gerichte zum mitnehmen.

- anrufen 28038
- bestellen
- abholen

**Stadt
Heidelberg**

ABFALL

vermeiden

verwerten

entsorgen

Amt für Abfallwirtschaft und Stadtreinigung

Abfallberatung: ☎ 58 29 58

Ludwig Merz

Jugendzeit am Neckar

Die Kinder, die am Neckar heranwuchsen, nennt man „Neggasume“ oder „Neggaschleima“. Woher kommen diese Namen? Sume (Samen) sind die kleinen, durchsichtigen Fischlein, die erst heranwachsen müssen, bis sie richtige Fische sind. Einen sicheren Unterschlupf in diesem Entwicklungsstadium fanden sie in den schleimigen Algenkolonien, die überall am Ufer wuchsen. Wenn man im offenen Neckar badete, klebte der grüne Schleim überall am Körper, daher der Name „Neckarschleimer“. Das waren wir alle. Aber trotzdem bildeten sich in den Stadtteilen eigene „Kliken“. Die Bezeichnung ist französischen Ursprungs und heißt dort clique = Sippschaft oder Bande. Das Baden im offenen Neckar gehörte zu unseren Sommerfreuden. Ein beliebter Badeplatz war das Ufer vom Karlstor flußaufwärts. Das war auch das Revier der Plöckschüler, mit denen wir Realschüler von der Kettengasse oftmals stritten, meistens mit Worten und mit „Getue“. An dem besagten Ufer wuchs ein dickstieliges Schilfrohr. Daraus flochten wir Schilfboote. Hose und Hemd mit dem Gürtel auf den Kopf geschnallt trieben wir auf den Binsenbooten heimwärts und landeten auf der Insel. Die Binsenbootfahrer sollten natürlich alle schwimmen können. Einer konnte es jedoch nicht und rief laut: „Isch kann net schwimme!“ Zum Glück war gerade der Fährmann unterwegs und holte ihn zurück auf das Inselufer. Vorher legte er ihn noch über die Bordwand und verabreichte ihm einen Denkkzettel mit den Worten: „Morje gehsch niwwa zum alde Iwwerle unn lernsch schwimme!“ Der alte Überle war der Bademeister im städtischen Freibad. Er schnallte den Schwimmschülern eine Korkweste um den Bauch, befestigte diese an einem Seil und einer Stange und gab dazu das Kommando: „EINS zwei drei, EINS zwei drei!“ Ich selbst lernte die Schwimmbewegungen unter demselben Kommando zu Hause auf einem Schemel von meinem Vater. Das zweite Stadium des Schwimmenlernens vollzog sich am Neckar, bei mir folgendermaßen: An der Friedrichsbrücke ging ich ein Stück am Bergheimer Ufer uferaufwärts. Dann schwamm ich schräg auf das untere Ende einer Pfeilerinsel. Auf dieser ging ich stromaufwärts und peilte die nächste Pfeilerinsel an. In diesem Zickzack erreichte ich endlich das Neuen-

heimer Ufer. Beim Zurückschwimmen nahmen mich zwei ältere, gute Schwimmer in ihre Obhut, und es ging alles gut.

Ich sprach zuvor von der „Klike“ der Plöckschüler in der Altstadt. In Bergheim, also am Neckar, hatte die „Oll-oll“ das Sagen. Den Namen bekamen sie, weil sie stets in Rudeln im Neckar schwammen und dazu händeschwingend „Oll-oll!“ riefen. Mit diesen mußten wir vom „Musebrotviertel“, entlang der Südseite der damaligen Eisenbahnlinie, uns gut stellen, wenn wir an den Neckar gingen. Woher der Name kommt? Viele Eisenbahner hatten Schrebergärten mit Obstbäumen. Deshalb kochten die Eisenbahnerfrauen, zu denen auch meine Mutter gehörte, die mannigfaltigsten Sorten Mus. Die Weststädtler meiner Generation verstanden sich gut mit den Bergheimern. Wir gingen gemeinsam in die Vangerowschule, heute Wilckenschule, weil die Landhausschule gleich zu Kriegsbeginn 1914 Lazarett wurde. Wir wurden auch gemeinsam konfirmiert, weil das Wohngebiet südlich der Bahnlinie zur Kirchengemeinde Bergheim, heute Luthergemeinde, gehörte.

Ich erwähnte bereits einmal die Insel, die vor der Bergheimer Mühle lag. Sie erstreckte sich längs gegenüber dem Ufer und hatte an ihrem breitesten Teil, von dem nur noch ein schmales Dreieck vorhanden ist, einen tiefen Baggersee mit Zu- und Abfluß des Neckars. Sein Wasser war immer wärmer als das des offenen Neckars, schmeckte leicht salzig und war nie zugefroren. Woher mag wohl der Salzgeschmack gekommen sein? – Im Jahre 1917 erzählte der Besitzer der Gastwirtschaft „Bergheimer Mühle“ dem Geologieprofessor Salomon-Calvi, daß der tiefe Ziehbrunnen im Hof des Hauses zuweilen warmes und salzig schmeckendes Wasser liefert. Eine wissenschaftliche Untersuchung ergab, daß das Wasser radiumhaltig war, also eine Heilquelle. Daraufhin begann man, an der Stelle hinter dem späteren Radiumsolbad, Vangerowstraße 2, zu bohren. Im Jahre 1918 stieß man auf eine Quelle mit radiumhaltigem Wasser. Jetzt glaubte man, den Weg zum „Bad Heidelberg“ gefunden zu haben, und man erbaute das Gebäude des „Radium Solbad Heidelberg“. Die folgenden schlechten Zeiten machten alle Pläne zunichte.

Um wieder vom Salzsee zu sprechen: Aufgrund der Tiefe dieses Baggersees könnte vielleicht der Salzgeschmack von der Radiumsolquelle gekommen sein. – Die Insel blieb weiter unser Spielrevier für „Indianerles“, „Räuberles“, „Versteckerles“ und andere erdachten Spiele. Auch unsere selbstgebauten Segelschiffe ließen wir im See schwimmen. Ein ganz geschickter Kamerad baute sogar ein Bootchen, das von einem Gummimotor aus übereinander gedrehten Gummiringen angetrieben wurde. Auch im Handel befindliche U-Boote tauchten im Seewasser – und kamen nicht immer wieder hoch.

Ein besonders kräftesparendes Schwimmvergnügen für uns war es, zu den Beibooten der Lastschiffe zu schwimmen, einzusteigen und uns nach einiger Zeit wieder flußabwärts treiben zu lassen. Wir kümmerten uns nicht darum, daß der Schiffer schimpfte und mit der Stange drohte, wozu der Hund wütend bellte. Erreichen konnten uns ja beide nicht. Einmal verlief jedoch eine solche Bergfahrt in ungeahnter Weise. Wieder einmal kletterten wir in das Beiboot eines Lastschiffes. Diesmal schimpfte kein Schiffer, bellte kein Hund. Wir waren erstaunt über diese unerwartete Sinnesänderung. Als wir von dem Boot wieder zurück in die Fluten sprangen, stellten wir fest, daß unsere Vorderseite mit Teer von dem frisch gestrichenen Boot bedeckt war. Da Teer bekanntlich wasserabstoßend ist, bewies er diese Eigenschaft auch an unserer Haut. Die Stellen, die wir mit Gras „geriwwelt“ hatten, waren rot. Als das meine Mutter bei der abendlichen Wäsche entdeckte, rief sie erschrocken dem Vater zu: „Lui, isch fürcht, der Bub hot Scharlach.“

In den Pferdeschwemmen beiderseits des Neckars, den „Wasserschachteln“, gab es viele Blutegel. Sie saugten sich an den Pferdebeinen fest, was an unseren Bubenbeinen noch leichter ging. Wir ließen sie ruhig sitzen und warteten, bis sie abfielen. An Land taten wir sie in ein mit Neckarwasser gefülltes Einmachglas und verkauften sie an Naturheiler.

Wenn rings in den Schrebergärten der Weststadt das Obst reifte, zogen wir aus zum „Stibitzen“. Die Feldschützen waren jedoch auf der Hut, und mit ihren Hunden war nicht zu spaßen. Aus dem Kirschenparadies vertrieben, suchten wir „Kirschen in Nachbars Garten“, das heißt in Neuenheim. Also nichts wie rüber mit den Binsenbooten, die wir auf unserer Insel im Dock hatten. Neuenheim hatte natürlich auch Feldhüter für sein Obstparadies, das heute längst überbaut ist. Ihre Hunde jagten sie unseren Piratenschiffen hinterher. Wir empfangen diese jedoch mit vollen Salven von Wasser, so daß sie jaulend ans Ufer zurückschwammen.

Eine besondere Anziehungskraft für uns hatte die Kette des Schleppers. Sie lag in einem schmalen Graben im Flußgrund und war der Gegenstand von Mutproben. In Begleitung zweier Schiedsrichter mußte man hinuntertauchen und die Kette ein Stückchen anheben. Einmal ging eine größere Gruppe zum Schwimmen. Sie waren alle geübte Turner. Es gelang ihnen, die Kette bis an die Wasseroberfläche anzuheben, worauf andere auf der gespannten Kette einen Handstand machten. Wenn wir Westädler mit den Altstädtlern keinen Krach hatten, badeten wir am Hackteufel zwischen den Felsen. Einige von ihnen hatten besondere Namen, die sich aus ihrer Form ergaben. Da war zum Beispiel das „Kanapé“, der „Tisch“ mit seiner ebenen Oberfläche, der „Feuerfelsen“, von Quarzadern durchzogen, auf denen man mit einem Stein Feuer schlagen konnte. Ein anderer

hieß – seine Form brauche ich wohl nicht deutlicher zu erklären – „Arschbackenfelsen“.

Bootchenfahren im Kajak war natürlich ein besonderes Vergnügen, dem aber unser Taschengeld Grenzen setzte. Da kam ein älterer Freund auf den Gedanken, selbst ein Boot zu bauen – das allerdings ein Floß wurde. Wir besorgten beim nahen Alteisenhndler vier Ofenrohre und acht Schornsteindeckel, die einmal zum Abdecken von Ofenrohrlchern gedient hatten. Nachdem mein Freund die Rohre auf gleiche Länge gebracht hatte, verschloß er sie mit den Deckeln, die er dicht verlötete – wie er glaubte. Darauf montierten wir ein hölzernes Deck. In sicherer Nähe der Insel fand der Stapellauf statt, verfolgt von neugierigen Zuschauern. Nun ruderten wir hinaus in die offene See. Ich saß hinten und er als Steuermann vorne. Nach einiger Zeit wurde ich von unten na und nsser. Besorgt rief ich nach vorn: „Willi, steier die Insel an, isch glaab mir sinke!“ „A was“, war seine Antwort, „des is da Welleschlag!“ Dem war aber nicht so, und unter dem Gelächter der Zuschauer gingen wir an Land.

Vom Freibad, das frei von Eintritt war, und vom alten Überle habe ich schon berichtet. Er flitzte uns zuweilen eins über, wenn wir uns gar zu sehr als Randalen benahmen. Er verstand auch zu helfen, wenn mal einer zuviel Wasser geschluckt hatte. – Vom Damenbad nebenan weiß ich nichts zu berichten, dagegen von der Bootzschen Badeanstalt, die vor der Stadthalle lag. Dorthin ging ich, wenn ich einmal Besuch vom Bschen hatte. Diese Badeanstalt nahm ein trauriges Ende: Im Mai 1931 führte der Neckar starkes Hochwasser. Die Badeanstalt war mit Stahlseilen am Ufer befestigt. Plötzlich riß eins davon, das Bad stellte sich quer zum Ufer, der Wasserdruck wurde stärker, riß das Bad ab, das nun frei im Neckar trieb. Es schwamm auf die Friedrichsbrücke zu und blieb quer an einem Brückenpfeiler hängen. Man befürchtete, daß der Druck den gerammten Pfeiler schädigen könnte. Als die Stauung immer stärker wurde, entschloß man sich zur Sprengung. Der Sprengmeister, der sie vornahm, bewies Mut und Verstand. Da ich zuvor die Felsen im Neckar erwähnt hatte, möchte ich dem noch folgendes hinzufügen: Wenn der Fluß einen niedrigeren Wasserstand hatte, konnte man gewissermaßen im Sonntagsanzug von Felsen zu Felsen springen, bis nahezu in die Flumitte. Beim Baden oberhalb der Insel konnte man über die Rmerfurt gehen. Lediglich der Schleppergraben mußte übersprungen werden. Bei Niedrigwasser tauchten auch beim Hackteufel solche Felsen auf, die sonst überflutet waren. Sie trugen Jahreszahlen von trockenen Jahren, und man nannte sie Hungerfelsen. In heißen Sommern war der Fischfang nicht ergiebig, weil sich die Fische am Flußgrund unter Steinen versteckten. Außerdem war die Ernte sehr schlecht und für das wenige Getrei-

de, das herangereift war, bekamen die Mühlräder eine zu geringe Wasserzufuhr. Man mußte Schiffsmühlen aus Mannheim anfahren, die in der Mitte des Flusses verankert wurden, wo eine größere Strömung herrschte. Die Weinernte dagegen war in solchen Trockenjahren, wie in Chroniken vermerkt ist, oftmals gesegnet.

Wenn ich das Kapitel über Sommervergnügen am Neckar schließe, will ich nicht vergessen zu sagen, daß der Fluß auch manches Leid brachte, weil Leben in seinen Fluten endete. Hierzu ein Beispiel aus meiner Jugend: Wir badeten oberhalb vom Karlstor, als ein Mädchen gerannt kam und rief: „Kummt schnell her, des Mariele is nimma zu sehe!“ Wir suchten und tauchten vergeblich. Ich spüre heute noch das bange Gefühl, das ich hatte, als ich in das dunkle Grün der Algen hineintauchte und nicht wußte, was ich erblicken würde. Wir tauchten zu zweit und abwechselnd, der eine oben und der andere in der Tiefe, jedoch ohne Erfolg. Ein Fischer suchte mit und fand das Kind ganz dicht am Ufer. Seine Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos. Eine Zigeunerin von der nahen Zigeunersiedlung kam hinzu und sagte schluchzend: „Daran ist der böse Wassergeist, der Hookemann schuld.“

Was ich jetzt schildern möchte, wird voraussichtlich nie mehr wiederkehren, nämlich die Vergnügungen auf dem tiefgefrorenen Neckar. Da herrschte ein frohes Leben und Treiben! Mit Schlitten und Schlittschuhen tummelte man sich, fiel hin, stand wieder auf, glitt auf der meterlangen „Glenne“ entlang und purzelte den anderen vor die Beine. Ich erinnere mich, daß sich selbst Nonnen auf das Eis wagten. Wer keine Schlittschuhe mitgebracht hatte, konnte sich welche ausleihen. Zum Aufwärmen gab es heißen Tee, Glühwein, Würstchen, Brezeln und belegte Brötchen. Es wagte sich auch eine Gulaschkanone mit einem Kessel voll Erbsensuppe auf das Eis. Ausgegeben wurde sie in Militär-Eßgeschirren. Einmal wagte sich sogar ein Kleinauto auf das Eis, das die dünne Eisfläche am Ufer mittels ausgelegten Brettern überwunden hatte. Solche Bretterbrücken waren an verschiedenen Stellen gelegt worden. Die Fischer und Schiffer vergaßen auch nicht ihre Fische unter der dicken Eisschicht. Sie schlugen Atemlöcher in das Eis, die durch Strohwische auf Pfählen gekennzeichnet waren. Das Fischen an diesen für die Fische lebensnotwendigen Eislöchern war verboten.

Bei weniger kalten Wintern war immer noch die seichte Wasserschicht in der Schlittschuhbahn an der Uferstraße von Neuenheim gefroren. – Ein nicht ungefährliches Schauspiel war der Eisgang. Er mußte unterhalb der Brücken von Pionieren beschleunigt werden, damit der Abgang des Eises sich allmählich und nicht zu plötzlich vollzog. Wer kann sich heute vorstellen, wie nach Zündung der Sprengladung die Eis-Wasser-Fontänen meterhoch emporschossen?



Das Photo zeigt den Verfasser des Artikels als 12jährigen im Jahre 1920 vor der Badeanstalt und Bootsverleihanstalt am Jubiläumsplatz.

Als Ausklang der Winterfreuden auf dem Neckar möchte ich noch eines unserer Fährleute gedenken. Er war ein Eisläufer, der alle Zuschauer begeisterte, von hoher Gestalt, schlank und braungebrannt. Ohne Finessen drehte er seine Kreise und Schleifen, man kann sagen, würdevoll. So wurde er von uns Buben bewundert und von den Mädchen angeschwärmt. Ich möchte auch an die Schiffer und Fährleute erinnern, die manches Leben aus den Fluten des Neckars gerettet haben.

Der Neckar meiner Jugendzeit ist nicht mehr der von heute. Aber er spendet uns immer noch Freude. Denken wir an die Paddler, die Segler, die „Weiße Flotte“ mit ihren musikalischen Fahrten in das schöne Neckartal, und insbesondere an die Regatten auf dem Neckar. Vergessen wir nicht, einmal auf der Brücke zu stehen, um von den Pfeileraltanen aus das Leben auf einem Lastschiff zu beobachten: Der Kapitän winkt, seine Frau trocknet Wäsche, der Schiffshund läuft bellend bootauf bootab und das Kleinste spielt sicher in seinem Käfig.

vhs

Mehr wissen – mehr können – weiterkommen –
deshalb:

WEITERBILDUNG!

Die Volkshochschule, größte Weiterbildungseinrichtung in der Stadt und Region, hilft dabei mit einem umfangreichen Angebot an Kursen, Lehrgängen und Einzelveranstaltungen.

Semesterbeginn ist jeweils im Februar und September. Das Semesterprogramm erscheint jeweils im Januar und August. Auskunft und Beratung gibt es jederzeit. Einfach mal vorbeikommen!

Volkshochschule Heidelberg

Bergheimer Straße 76, 69115 Heidelberg
Postfach 105709, 69047 Heidelberg
Tel. 0 62 21/91 19-0, Fax 0 62 21/16 51 33

Heidelbergs schönstes Barockpalais Hauptstraße 97

Kurpfälzisches
MUSEUM
Stadt Heidelberg

Kunst und Geschichte der
Kurpfalz, Gemälde und
Skulpturen-Sammlung,
Kunsthandwerk-Abteilung,
Graphische Sammlung,
Archäologie und Stadt-
geschichte (teileröffnet)



Öffnungszeiten: Di.-So. 10-17 Uhr, Mi. 10-21 Uhr

Kurpfälzisches Museum
Schiffgasse 10 • 69117 Heidelberg
Tel. (062 21) 58 - 34 02 / 34 00

Peter Sinn

Das geologische Fundament Heidelbergs Stadtbild und Siedlungsgeschichte

Hans Graul in memoriam¹

Der vielzitierte Goethe-Satz „Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, darf man sagen, etwas Ideales“ ist, wenn man den Tagebucheintrag vom 26. August 1797 einmal ganz durchliest, gerade auch mit einer Reihe von naturlandschaftlichen Details begründet. Mit Blick auf die Stadt von der Höhe oberhalb des Stifts Neuburg schreibt Wolfgang von Goethe: „Sie ist in der Länge auf einen Raum zwischen den Bergen und dem Flusse gebauet, das obere Tor schließt sich unmittelbar an die Felsen an, an deren Fuß die Landstraße nach Neckargemünd nur die nötige Breite hat.“ Etwas weiter ist von der engen räumlichen Verbindung von altem Schloss und der Stadt die Rede, „über die sich ein völlig bewachsener Berg erhebt, höher als der Schloßberg, indem er in großen Partien den roten Felsen, aus dem er besteht, sehen läßt.“ Hervorgehoben wird die große Anlage der Herrenmühle, „indessen der übrige Strom über abgerundete Granitbänke in dieser Jahreszeit seicht dahin und nach der Brücke zu fließt.“ Und dann, nach einer Würdigung der damals ja wieder ganz neuen Alten Brücke: „Der Granit, der an dem Wege oberhalb Stift Neuburg heraussteht, machte mir mit seinem Feldspatkrystallen einen angenehmen Eindruck. Wenn man diese Steinarten an so ganz entfernten Orten gekannt hat und wiederfindet, so machen sie einen angenehmen Eindruck des stillen und großen Verhältnisses der Grundlagen unserer bewohnten Welt gegeneinander. Daß der Granit noch so ganz kurz an einer großen Plaine hervorspringt und spätere Gebirgsarten im Rücken hat, ist ein Fall, der mehr vorkommt ...“. Goethe, der als weiteres Beispiel das hart an das Harzvorland grenzende Brocken-Massiv nennt, erweist sich in dieser letzten Passage als der bekannte Naturphilosoph und Vorläufer moderner Geowissenschaften. Freilich wusste er noch nichts vom Rheingraben, und er hätte an dessen Rändern entlang keinen anderen Ort mit einer solchen Konstellation finden können. Das Auftauchen des Granits kurz vor dem Ausgang des Neckartals in die Ebene spielte

für die Gründung des Schlosses und damit auch für die Existenz der Stadt eine ganz entscheidende Rolle.

Man muß demnach weit ausholen, um aus geologisch-geomorphologischer Sicht² dem Bild der Altstadt und ihrer Siedlungsgeschichte gerecht zu werden. V. Schweizer hat diesen Sachverhalt kürzlich ausführlich behandelt.³

Die Auswirkungen von Tektonik und Gestein

Die Rheingraben-Tektonik spielt zweifellos die wichtigste Rolle für den Standort von Alt-Heidelberg. Dabei ist der Rheingraben nicht als statisches Gebilde, sondern mehr als Prozess einer geologischen Entwicklung zu verstehen, die in unserem Raum vor ca. 35 Millionen Jahren begann und noch nicht aufgehört hat, ja über den gesamten Zeitraum heute sogar besonders aktiv zu sein scheint, ohne daß wir viel davon merken. Die Vorgänge der Verschiebung spielen sich demnach sehr langsam ab, noch nicht einmal in mm-Beträgen pro Jahr⁴. Vor allem ist zu berücksichtigen, daß nicht nur der Graben abgesunken, sondern, damit zusammenhängend, auch eine Heraus-

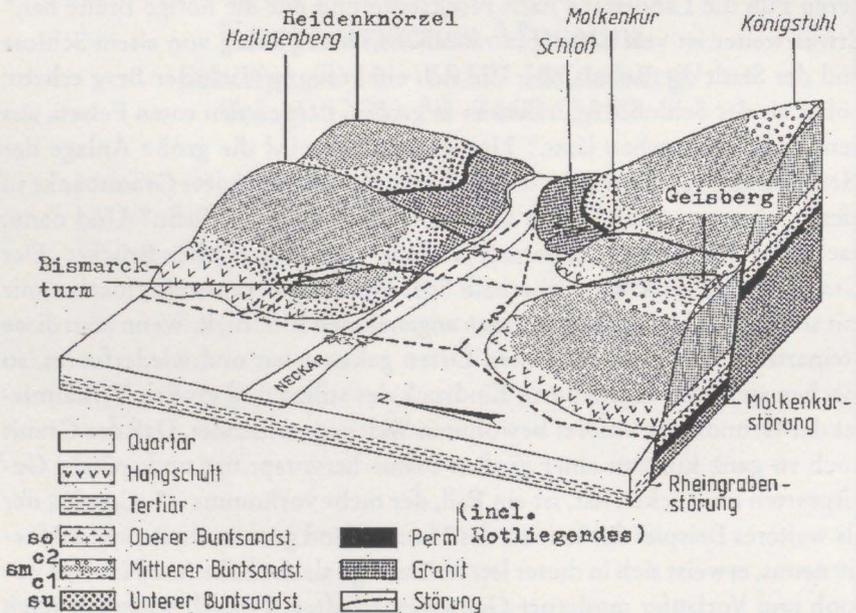


Abb. 1: Geologisches Blockbild des Stadtgebietes aus V. Schweizer 1982 und 1996 (etwas ergänzt)

hebung der Randbereiche, hier des Odenwald-Gebirges, stattgefunden hat. Die Abbildung 1 verdeutlicht, daß parallel und senkrecht zur Haupttrandverwerfung („Rheingrabenstörung“) weitere Verwerfungen oder Störungen verlaufen, an denen einzelne Gesteinspakete mehr oder weniger hochgedrückt wurden und nun die „Schollen“ von Königstuhl, Gaisberg etc. bilden. Neben der Haupttrandverwerfung zwischen Rheinebene bzw. Neckarvorland und Odenwald ist die ins Neckartal abzweigende Störung von besonderer Bedeutung, weil sie dem Fluß den Weg aus dem Gebirge gerade hier angebahnt hat⁵. Die Ausweitung zu einem Taltrichter, der dann erst das Areal für eine größere Siedlung bot, geht aber wohl nicht auf eine „Anlagen-Verwerfung“ zurück (s.u.). Durch die parallel zum Rheingraben ziehende Hirschgassen-Molkenkur-Störung⁶ wurde also der Granit über das Talniveau herausgehoben. Die vom Klingenteich zum Bismarckturm etwas schräg den Neckar querende Störung verursachte, klar an der Richtung erkennbar, das kurze, steile Seitental, die „Klinge“, und präparierte die Molkenkur-Scholle, den Kleinen Gaisberg, als Kuppe heraus. Der Platz für die erste Burganlage wie für die zugehörige dörfliche Siedlung ist damit eindeutig tektonisch vorgezeichnet.

Das Bild der späteren Stadt kennzeichnen ganz wesentlich die Kuppen von Gaisberg und Königstuhl, die als Schollen stufenartig aus dem Rheingraben aufgestiegen sind. Der Verwerfungsbetrag, die „Sprunghöhe“, die dem Sattel dazwischen einen akademisch-geologischen Namen gegeben zu haben scheint, beträgt ca. 200 m.

Auch das mit der Stadt gemeinsam oder kurz danach entstandene heutige Schloß steht an einer Stelle, wo das normale steile Hanggelände durch eine ausgeprägte Verflachung unterbrochen wird. Die Schloß-Terrasse ist aber nicht tektonisch, sondern petrographisch bedingt. Dies wurde schon früh erkannt, meist aber einfach der größeren Härte des Granits gegen dem darüber leichter verwitternden Buntsandstein zugeschrieben. „Der ganze Buntsandsteinhang wird also rascher als der Granithang zurückgelegt“ meint der sonst so empfehlenswerte L. Rüger (1928)⁷, obwohl L. Thürach (1917/3) in den Erläuterungen zur Geologischen Karte schon 1918 die differenzierte richtige Erklärung lieferte. Die Abbildung 1 dieses Aufsatzes läßt auch die genauere Gesteinsgliederung im Heidelberger Stadtgebiet, die Schichtenfolge im „Deckgebirge“ über dem Granit, sichtbar werden. Vor dem Buntsandstein sind noch die älteren Sedimente des Perm, hier hauptsächlich das Rotliegende, abgelagert worden und vor allem der Buntsandstein, der in sich im wesentlichen dreigeteilt ist. Der rund 350 m mächtige mittlere Buntsandstein (sm) ist, verglichen mit dem Granit, gegenüber Verwitterung und Abtragung eher widerständiger, aber der nur bis 50 m dicke untere Buntsand-

Schloß-Terrasse durch Denudation

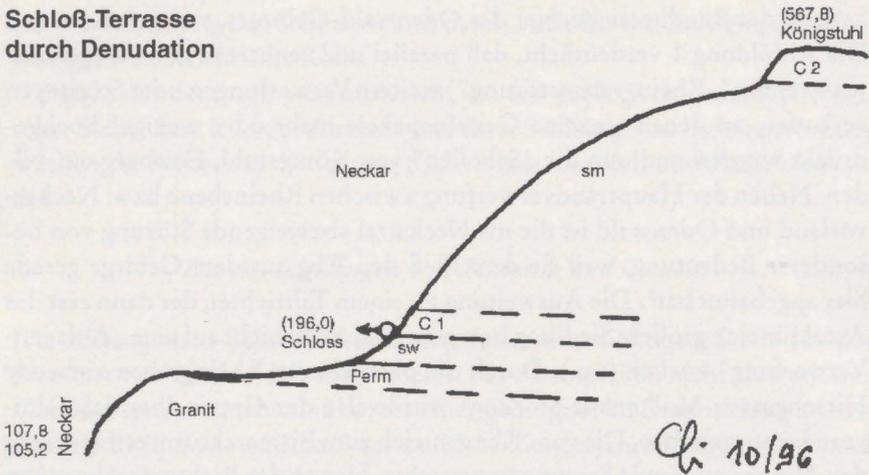


Abb. 2: Petrographie und Relief am Schloßhang (schemat.)

stein (su) mit seinen tonigen Zwischenschichten darunter ist sehr anfällig, ebenso wie das – im Schloßgraben angeschnittene – Rotliegende. Diese Materialien führten zu einer Unterminierung der harten hangenden Schichten im sm, der mit einem Steilhang zurückgewichen ist (schematisch dazu Abbildung 2)⁸. Man nennt diese Form der Abtragung, ohne direkten fluviatilen Einfluss, Denudation (= Entblößung). Eine wichtige Rolle spielte dabei der mit einem Pfeil eingetragene Quellhorizont über dem relativ undurchlässigen su.

Dieser Quellhorizont, im Schloßgelände selbst in mehreren Brunnenstuben gefasst, war sicher auch eine wichtige Voraussetzung für die Gründung Heidelbergs; die Altstadt bezieht heute noch ihr Wasser aus den östlich des Schlosses im gleichen Niveau gelegenen Rombach- und Wolfsbrunnenquellen, die teils aber auch unter dem su oder dem das anstehende Gestein verhüllenden Hangschutt entspringen (ausführlich dazu H. Thürach, S. 127 ff.). – Erwähnenswert ist auch, daß das Material für die Schloßbauten ursprünglich direkt dem Hang dahinter entnommen werden konnte. Die auf den Merian-Stichen gut erkennbaren Steinbrüche längs des heutigen Friesenweges⁹ liegen im unteren Buntsandstein, der auch einige massivere Bänke umfasst – als „Bausandstein“, in einer neueren Gliederung auch direkt als „Schloßsandstein“ angesprochen (vgl Schweizer 1982, S. 20).

Die Denudationsterrasse des Schlosses, die sich im Wolfsbrunnenweg nach Osten fortsetzt, war von Anfang an ein so günstiger Platz, daß durchaus gleichzeitig mit oder sogar schon vor der Anlage der Molkenkur-Burg

irgendwelche Baulichkeiten auf dem „Jettenbühl“ vermutet werden können.

Der Schloss-Terrasse petrographisch entsprechend, aber durch die Nektartal-Verwerfung noch stärker herausgehoben¹⁰, findet sich am Gegenhang, unterhalb vom Heidenknörzel, das flache Areal der „Kühruh“, das, heute bewaldet, früher den Neuenheimern als Viehweide diente. Weiter östlich folgt das ausgedehnte Plateau der „Büchsenäcker“, das erst ab 1746 mit Genehmigung des Kurfürsten Karl Theodor gerodet wurde und eine ganz bedeutende Ackerland-Reserve für die stark wachsende Ziegelhauser Bevölkerung wurde¹¹. Besonders wichtig für unser Thema ist, wie bereits eingangs hervorgehoben, das Auftreten des Granits für die Anlage des Schlosses. Dabei wirkte neben der tektonischen Heraushebung und der differenzierten Gesteinsabfolge noch ein dritter Faktor wesentlich mit: die geologisch junge, starke Einschneidung des Neckars, die mit der Rheingraben-Absenkung und besonders mit der durch die Eiszeiten stark vermehrten Erosionskraft des Flusses zusammenhängt.

Die Auswirkungen der eiszeitlichen Morphodynamik

Das Eiszeitalter umfasste bekanntlich mehrere Eiszeiten (s. Abb. 3), in denen die geomorphologischen Prozesse – hauptsächlich Abtragung und Ablagerung – jeweils in enorm gesteigerter Intensität zum Tragen kamen. Während wir es bei den Ablagerungen im Altstadtgebiet ausschließlich mit solchen des letzten Glazials zu tun haben, ist bei der Abtragung durchaus auch mit Summationseffekten aus mehreren Eiszeiten zu rechnen. Sehr auffallend sind dabei die übergroßen Talungen von Hirschgasse und Klingenteich, die auf jeden Fall nicht von den heutigen Gewässern Schweinsbach und Klingebach geschaffen sein können. Hier wirkte die eiszeitliche Solifluktion (= „Bodenfließen“): Durch die Temperaturminderung bis zu 15 Grad beim Maximum der letzten Eiszeit¹² kam es in unserem Raum zwar zu keiner Vergletscherung¹³, aber zu einer sehr starken Reduzierung der Vegetation und schließlich zu Dauerfrostboden, ganz ähnlich wie heute in Nordsibirien oder Alaska. Die härteren Partien des Buntsandsteins bildeten kahle Wände, von denen vor allem in den Übergangs-Jahreszeiten durch Frostverwitterung viel Schutt angeliefert wurde. Da in den kurzen Sommern nur die obersten 2–3 Meter auftauten, kam das Material (Gestein, Sand, Lehm) schon auf schwach geneigtem Gelände ins Rutschen und sammelte sich – falls es nicht direkt zum Neckar ging – bevorzugt in den Nebentälern. Diese wurden dabei kräftig ausgeschürft. Gegen Ende der Eiszeit blieben diese Block-

Geologische Zeittafel				
Ära	System	Abteilung	Beginn vor Mill. Jahren	
Känozoikum (Erdneuzeit)	Quartär	Holozän	0.01	
		Pleistozän	2.5	
	Jungtertiär	Pliozän	7	
		Miozän	25	
	Tertiär	Oligozän	37	
		Eozän	53	
			Paläozän	65
Mesozoikum (Erdmittelalter)	Kreide	Oberkreide	100	
		Unterkreide	136	
	Jura	Weißer Jura (Malm)	ξ ε δ γ β α	157
		Brauner Jura (Dogger)	ξ ε δ γ β α	172
		Schwarzer Jura (Lias)	ξ ε δ γ β α	195
	Trias	Keuper		205
		Muschelkalk		215
		Buntsandstein		230
	Paläozoikum (Erdaltertum)	Perm	Zechstein	240
			Rotliegendes	285
Karbon		Granit	345	
Devon			395	
Silur			435	
Ordovizium			500	
Kambrium		570		
Präkambrium			4500	

Abb. 3: Geologische Zeittafeln (nach Meyers Lexikon)

ströme schließlich stecken, ebenso der Wanderschutt an den Hängen. Dieser Schutt, in dem fast überall im Stadtwald die Bäume wurzeln, bereitete in moderner Zeit dem Siedlungsausbau größere Probleme, da er vor allem im Hangfußbereich gehäuft auftritt¹⁴.

Schutt des bis an die schwäbische Alb zurückreichenden Einzugsgebietes des Neckars landete mit entsprechender Mischung und Prägung des Kieses¹⁵ in der Rheinebene, wo der Neckar einen großen Schwemmfächer ausbildete, in dem allein während der letzten Eiszeit ca. 40 m Kies abgelagert wurden¹⁶). Dieser Schwemmfächer mit einem Radius bis zu 10 km wurzelt nicht am Gebirgsausgang, sondern talwärts einseitig in einem sich verschmälernden Streifen am Süden der Altstadt-Terrasse.

Auf der Talstrecke oberhalb entwickelte der eiszeitliche Neckar, wie alle Flüsse und größeren Bäche im periglazialen Gebiet, während der sommerlichen Schmelzperioden nicht nur eine enorme Transportkraft, sondern gerade durch das am Grunde mitgeführte Geröll auch ein großes Erosionspotential¹⁷. Auf diese Weise entstand hier im Granit das steilwandige Kerbsohlental, auf dessen Verkehrsenge ja schon der zu Beginn zitierte Goethe hingewiesen hat. Selbst für die Schifffahrt blieb die Strecke lange sehr ungünstig, weil von Ziegelhausen bis zum Karlstor vor dem Bau der Schleuse an die



Abb. 4: Die Situation am Hackteufel mit der Granit-Felsbarre, dem Treibelpfad und der Fabrinne sowie dem Abzweig zur Herrenmühle (Archiv-Foto des Wasser- und Schiffsamtes)

100 Klippen mehr oder weniger aus dem Wasser ragten (Mitt. F. Fezer)¹⁸. Die Hauptursache für dieses Engtal ist jedoch die schon beschriebene junge, starke Heraushebung der Königstuhl-Scholle und noch mehr die der Heidenknörzel-Weißer Stein-Scholle, die, von der Alten Brücke an aufwärts, besonders die nördliche Seite betroffen hat. Hier entstanden die Stromschnellen, der „Hackteufel“ für die Schiffer (s. Abb. 4). Die gefährliche Passage wurde erst seit 1928 durch Sprengung und Überflutung mit dem Bau der Schleuse entschärft. Hier entsteht jetzt an der günstigsten Stelle, verstärkt durch den Stau von 2,5 m, ein modernes Kraftwerk, gegenüber wurden ehemals die Wasserkraft und das Gefälle von Mönchs- und Herrenmühle genutzt.

Das Gefälle zwischen der Granit-Strecke und der sich westlich anschließenden Sohle im Buntsandstein (+ Geröllauflage) hat ganz primär mit der Tektonik zu tun, mit dem Gesteinsmaterial allenfalls insofern, als der Buntsandstein sekundär durch die zusätzlichen „Ruschelzonen“ (s. Abb. 1) stärker zerrüttet wurde. Dies begünstigte die Seitenerosion, die vor allem die Hangbereiche der Molkenkur- und Gaisberg-Scholle betraf, wobei sich durch deren Zurückbleiben gegenüber der stärker gehobenen Heiligenberg-Scholle ein zusätzlicher Trend nach Süden ergab. Man braucht also, allein

von der Tektonik her, keine zusätzliche, nicht recht zu beweisende Anlagen-Verwerfung zur Erklärung des „Linksdralls“, zumal diese Richtung des Neckars, wie die Karte zeigt, auch durch den ONO-WSW, also mehr nach Süden weisenden Verlauf der Engtalstrecke zwischen Haarlass und Karlsruh deutlich vorgezeichnet ist.

Hinzu kommt folgendes: Zumindestens für die letzte Eiszeit ist sicher, daß der Neckar außerhalb des Gebirges, von den Aufschüttungen des Rheins abgedrängt und von der besonders starken und aktiven tektonischen Senkungszone des „Heidelberger Lochs“ angezogen, seinen Lauf überwiegend hart längs der Bergstraße genommen hat (s. Abb. 5). Dieser „Bergstraßen-Neckar“ kann allerdings nicht einfach rechtwinklig an der Ecke des Heiligenbergs abgezweigt oder abgeknickt sein. Aus fließdynamischen Gründen ist vielmehr ein Lauf mit einem deutlichen Bogen nach Süden anzunehmen, der vor allem dadurch das Terrain des Taltrichters ausgeräumt hat. A. Zienert (1981) hat auf seiner Kartenbeilage sinngemäß einen alten Prallhang am Königstuhl und Gaisberg eingetragen. Indizien für den zugehörigen Gleitgang scheinen ebenfalls vorhanden.

Die Ablagerung der Altstadt-Terrasse ist zweifelsfrei nur letzteiszeitlich einzustufen¹⁹. Der Kies, der sie hauptsächlich aufbaut, blieb erst gegen Ende der Eiszeit definitiv liegen, nachdem er vorher jahreszeitlich regelmäßig nur durchtransportiert wurde²⁰. Abb. 6 zeigt ein typisches Profil vom Zentrum der Altstadt-Terrasse, wie es bisher offensichtlich nur M. Löscher aufgenommen und für diese Publikation überlassen hat. Über dem zersetzten anstehenden Gestein (hier Granit) folgt eine Häufung von zum Teil sehr grobem Nahmaterial, das unmittelbar von den benachbarten Steilhängen stammt und beim Transport allenfalls etwas kantengerundet wurde. Auch der normale Kies weist entsprechend häufiger einzelne Blöcke auf als der insgesamt feinere, besser gerundete und geschichtete Kies draußen im Neckarschwemmfächer. Der vom Schwemmlöss überdeckte Kies mit den eingelagerten großen Blöcken war bei den Universitäts-Baustellen im Neuenheimer Feld immer wieder zu beobachten.

Während der Kies draußen – im Rheingraben – mehrere zehn Meter mächtig ist (s.o.), mißt er hier – auf den randlichen Schollen – nur ca. 7 m. Der Vergleich mit rund 60 Bohrerergebnissen von Bodengutachten zu vierzehn Großprojekten (meist Tiefgaragen) in der Altstadt²¹ ergibt, daß dieser Wert für den gesamten zentralen Bereich der Aufschüttung zutrifft, z.B. den Karlsplatz, das Zwinger-Theater, den Uni-Innenhof beim Hexenturm und auch für den schon weit in der vorderen Altstadt gelegenen Friedrich Ebert-Platz. Auch die Basis des Anstehenden – westlich einer Linie Alte Brücke-Zwinger 3 aus Buntsandstein²² – bleibt sehr konstant bei 102 m (± 1). Auf

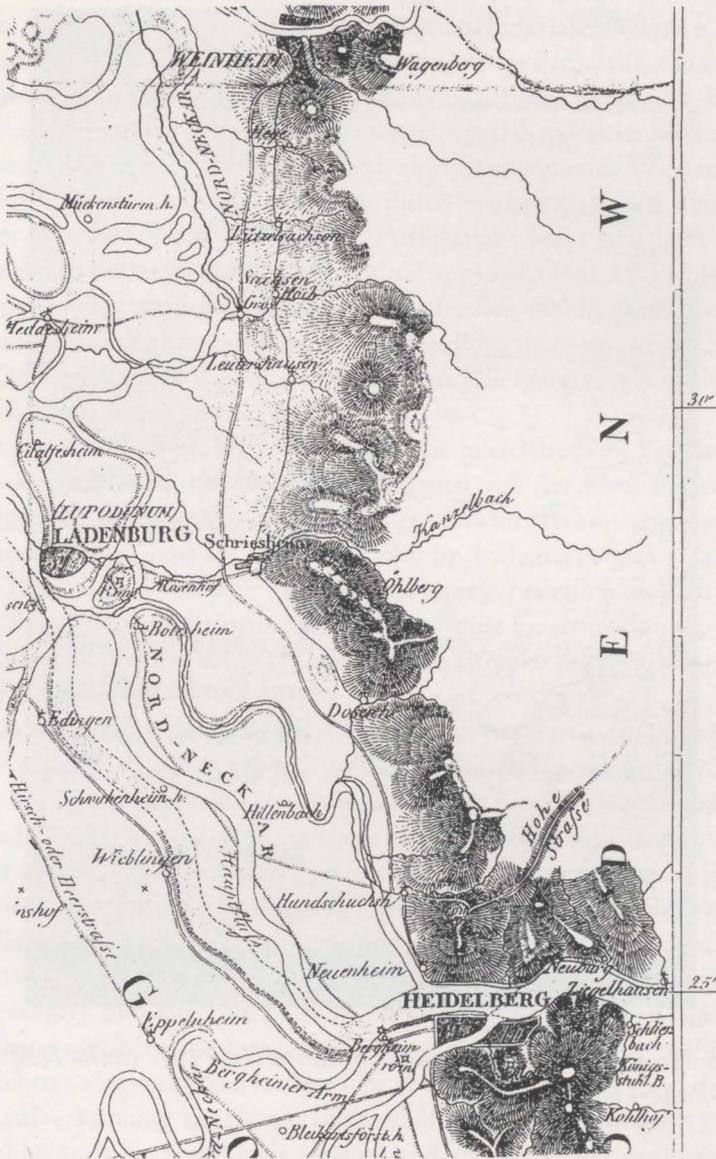


Abb. 5: Die erste Idee vom „Bergstraßen-Neckar“ auf F. J. Mone's Karte von 1826

eine stärkere Abweichung in der nördlichen Vorstadt etwa ab der Stadthalle wird noch einzugehen sein (Abb. 7, 8a-c u. Tabelle).

Demnach liegt die Mächtigkeit des Schwemmlöss im Rahmen der von M. Löscher am Kornmarkt direkt in der Baugrube festgestellten 3-4 Meter,

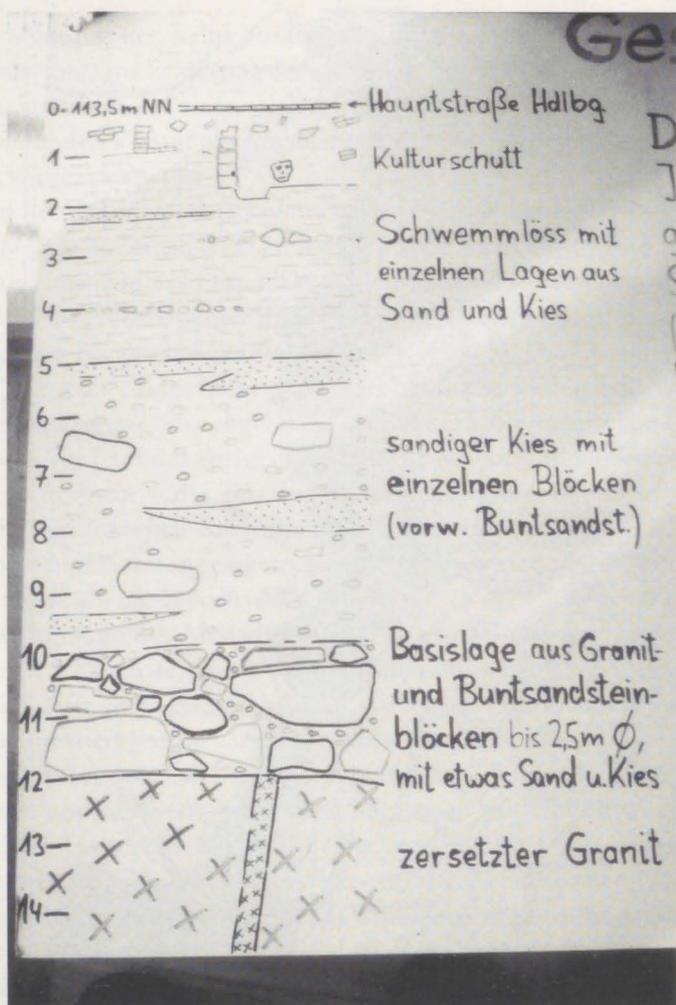


Abb. 6: Geol. Profil der Baugrube am Kornmarkt 1987 (linke Hälfte eines GEO-Posters von M. Löscher)

sofern er nicht noch stärker durch Kulturschutt, also anthropogen, ersetzt worden ist. Die Bezeichnung Schwemm-Löss weist darauf hin, daß das allgemein, auch draußen im Vorland, den Neckarkies abdeckende, kurz auch als „Lehm“²³ angesprochene Feinmaterial ganz überwiegend aus umgelagertem Löss herrührt. Primärer Löss kommt im Gebiet der Altstadt wegen der meist steilen Hänge und der Höhenlage der Bergkuppen nur ganz untergeordnet vor. Es handelt sich bekanntlich um ein äolisches Sediment, um

Staub, der in den trockenen, stürmischen hochglazialen Wintern aus den Kiesen und Sanden der Rheinebene nicht nur an die Bergtaße, sondern auch ins niedrigere Hinterland des Neckar-Einzugsgebiets (Kraichgau, Bauland) geweht wurde, nicht selten über 10 m mächtig. Das gelbliche Material wurde besonders im Spät- und Postglazial, als die zunehmende Vegetation statt der Solifluktion nur noch Abspülung durch Starkregen zuließ, abgetragen. Dieser Prozess läuft ja im aktuellen Postglazial wieder gesteigert ab. Was heute durch die modernen Anbaumethoden passiert (vgl. H. Eichler 1993), ereignete sich zuletzt so massiv in der – freilich viel länger dauernden – Rodungsphase des hochmittelalterlichen Siedlungsausbaus, wo u.a. im Kleinen Odenwald gleich südlich des Neckars am Übergang zum Kraichgau viel Neuland gewonnen wurde.

So wie heute flutete aber auch schon die mittelalterliche Sedimentation im wesentlichen an der Altstadt vorbei, weil sich der Fluss längst in sein heutiges Bett eingeschnitten hatte. Dies geschah im Neckarvorland nach den Untersuchungen von M. Löscher (1990) im frühen Postglazial, vor etwa 9000 Jahren. Und was sich im Vorland abspielte, nämlich die Laufverkürzung Richtung Mannheim und die entsprechende Einschneidung ab Neuenheim und Bergheim, muß auf die Altstadt-Strecke des Neckars zurückgewirkt haben.

Was bis hierher dazu geäußert wurde, soll nochmals zusammengefasst und ergänzt werden: Bis zu Beginn des Postglazials lag – in direkter Fortsetzung des Granit-Engtals – der Stromstrich des Neckars weiter südlich gegen Schloss, Molkenkur und Gaisberg zu, wo er, ohne auf ein einzelnes Bett fixiert zu sein, vor allem kräftig nach der Seite erodierte; bis zum Ende der Eiszeit wurde dann vordringlich der Kies, anschließend der Schwemmlöss abgelagert. Infolge der Verlegung und Verkürzung des Laufes im Vorland schnitt sich der Neckar vor ca. 9000 Jahren im Norden des Taltrichters in sein rezentes Bett ein. Der Fluss hat dabei überwiegend seine eigene Aufschüttung von Kies und Lehm ausgeräumt, die vorher die ganze Fläche des Taltrichters eingenommen hat. Es gibt aber Hinweise dafür, daß die durch die Laufverkürzung kurzfristig stark erhöhte Erosionskraft auch noch zur Einschneidung ins anstehende Gestein und damit zu einer geologisch ganz jungen Talerweiterung führte: Bei zwei Bohrserien zur Stadthallen-Tiefgarage („Engelblock“) und beim „Anatomieblock“ wurde der Buntsandstein 3–4 m höher als am Friedrich-Ebert-Platz auf der Gaisberg-Seite angetroffen²⁴. Vielleicht reichte der Heiligenberg-Hang zunächst noch weiter südwärts und erfuhr erst so spät noch eine vom hier anstehenden, relativ weichen su-Material stark begünstigte Unterschneidung, auf die schon H. Graul (1977, S. 43) – allerdings ohne genauere zeitliche Einordnung –

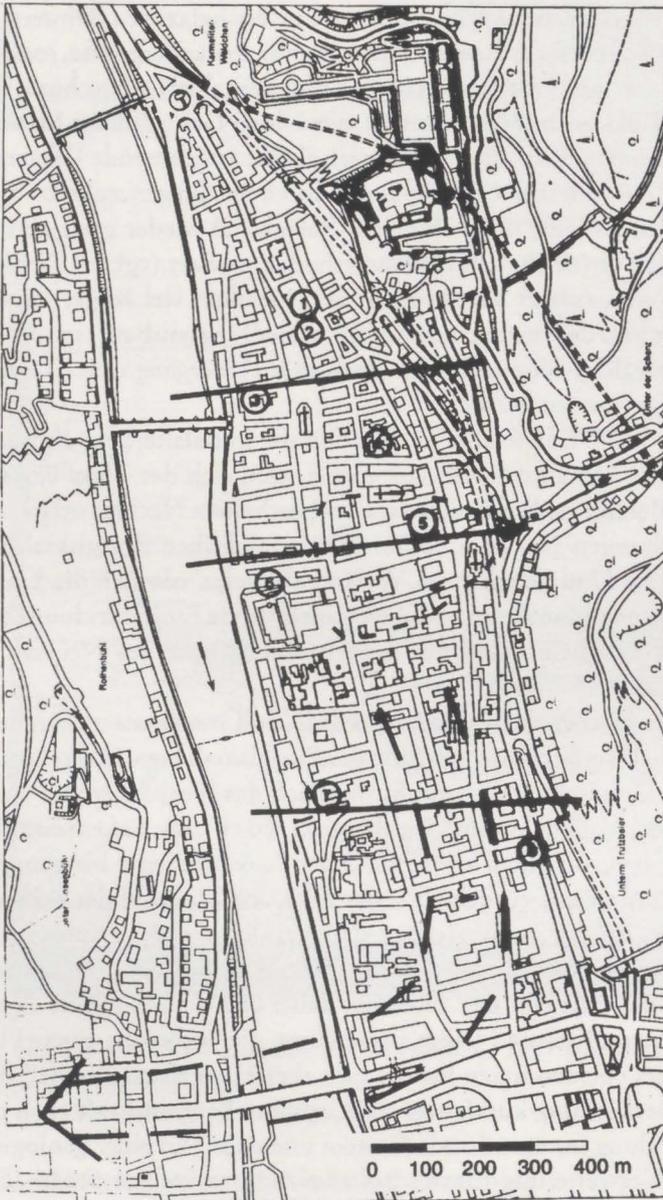


Abb. 7: Karte der Altstadt mit den Bohrungen und Profilachsen, dem Klingenteich-Schwemmkegel (gestrichelt) und der Haupttrichtung des eiszeitlichen Neckars (Pfeil)

Kartengrundlage: Amtliche Stadtkarte Heidelberg, Vervielfältigungen sind nur mit Genehmigung des städt. Vermessungsamtes zulässig

hingewiesen hat. Eine durch eine Baustelle in der unteren Albert-Ueberle-Straße (Nr.4–6) aufgedeckte Hangkante mit Löss auf grobblockigem Wanderschutt, der ca. 10 m über dem Neckar heute in die Luft ausstreicht, könnte hier auf die besonders junge Erosion des Neckartals hindeuten²⁵. Im Flussbett passten die ehemaligen kleinen Inseln vor dem Neuenheimer Ufer und die von Tillys Truppen 1622 zur Einnahme Heidelbergs genutzte Furt östlich der heutigen Theodor-Heuß-Brücke (Merian-Stich bei F. Hepp, S. 69) in einen solchen Zusammenhang. Auch die im neuesten „Hydrogeologischen Gutachten“ zum Neckartunnel-Projekt bestätigte Feststellung, daß in den Profilen westlich der Stadthalle der Schwemmlöss fehlt und der – hochliegende – Kies stellenweise kein Grundwasser führt, lässt für den eiszeitlichen Neckar hier noch einen Uferrandbereich und eine Gleithang-Situation zum Heiligenberg hin vermuten, wobei der „Kies-Neckar“ offensichtlich und leicht erklärbar schon etwas breiter war als das spätglaziale nur noch Schwemmlöss führende Fluss-System.

Erst die junge Einschneidung des Neckars in sein rezentes Bett längs des Heiligenbergs veranlasste jedenfalls die heutige räumliche Untergliederung, wie sie in den Abbildungen 7 und 8 dargestellt ist.

Nacheiszeitliche und historische Vorgänge

In eine solche Entwicklung fügt sich vor allem auch der Klingenteich-Schwemmkegel gut ein. Wie schon gesagt, wurde das einer Verwerfung folgende kurze, aber tief eingeschnittene Seitental ganz primär durch die eiszeitliche Solifluktion geformt. Innerhalb der Talung dürften nicht weit unter der Oberfläche etliche Meter grobblockiger Schutt liegen, wie es auch aus benachbarten kleineren Tälern bekannt ist und als bedeckter Blockstrom angesprochen wird (vgl. Sinn 1993). Am Talausgang wurde dieser Blockschutt durch die eiszeitlichen Schmelzwässer in den Kies des Vorfluters eingearbeitet. Davon künden die Bohrerergebnisse vom Uni-Hof beim Hexenturm, die das gehäufte Auftreten von Kubikmeter großen Blöcken im Nekkarkies registriert haben. Dieser Innenhof liegt zwar schon etwas unterhalb, aber mit 117 m immer noch rund drei Meter über dem Niveau der Altstadtterrasse, z.B. am Zwingertheater. Da die Kiesoberfläche an beiden Stellen bei etwa 108 m anzutreffen ist, geht der Höhenunterschied vor allem auf die Deckschichten zurück. Das bedeutet – hier wie anderswo auch –, daß die heutige Form des Schwemmkegels in erster Linie durch die postglazialen Prozesse, also durch die Abspülung und entsprechende Ablagerung zu erklären ist. Es kommt sogar nur die Zeit nach der Einschneidung des

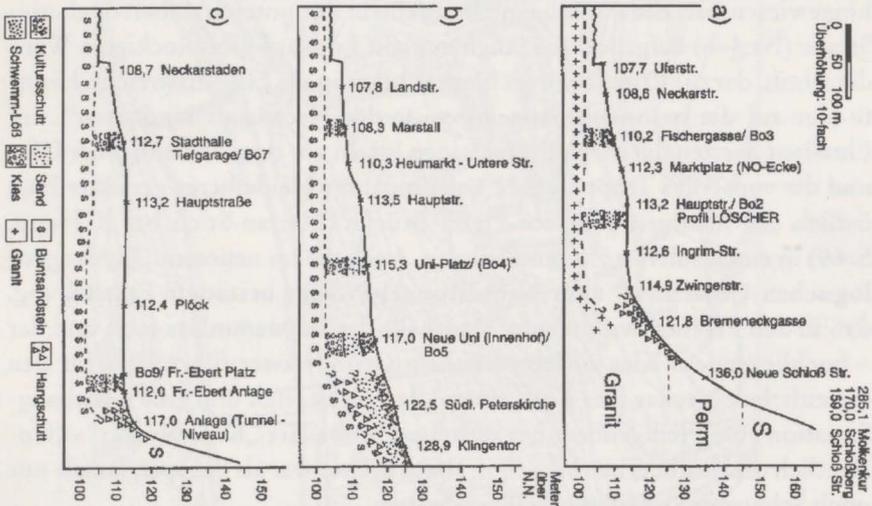


Abb. 8: Geol. Querschnitt durch den Altstadtbereich (x im Profil b: Bohrung 4 von „Zwinger 3“ interpoliert; dort kein Sand mehr, vgl. Tabelle S. 96 Kartographie: S. Scherer

rezenten Neckarbettes in Frage, als der Fluss das Stadterrassen-Niveau nicht mehr beherrschte. Bis zur Besiedelung vergingen immer noch rund 10 000 Jahre – genug für die Abspülung von reichlich Material aus diesem inzwischen zwar bewaldeten, aber sehr steilhangigen Tal. Da im Einzugsgebiet des Klingenteichs kein Löss akkumuliert wurde, verzeichnet die Auswertung der Bohrung im Innenhof – außer den bedeutsam gewordenen anthropogenen Überresten²⁶ – für die oberen 5–6 m folgerichtig: „Stark sandiger Schluff bzw. stark schluffiger Sand mit Stein- und Ton-Beimengungen“. Und auch der Kulturschutt ist durchweg von Sand umgeben. Dies war kein schlechter Baugrund für die ersten Heidelberger²⁷.

Für das Gebiet des Schwemmkegels stehen keine weiteren Aufschlüsse zur Verfügung stehen. Trotz der starken Veränderungen der Oberfläche vor allem durch die aufschüttungsbedingten Terrassierungen oberhalb der Peterskirche und durch die Anlage des Jesuiten-Viertels lassen sich die horizontalen und vertikalen Ausmaße noch einigermaßen nach dem Karten- bzw. Geländebefund rekonstruieren (s. Abb. 8 und 9b). Am deutlichsten ist die Situation, wenn man von der Friedrich-Ebert-Anlage in die Grabengasse abbiegt, wo auf der kurzen Entfernung bis zum Universitätsplatz über 13 m Höhenunterschied vorliegen.

Wichtig ist, daß die Wurzel des Kegels mit einem deutlich ausgeprägten Talboden in den Klingenteich hineinzieht und so auch oberhalb der Peterskirche und des späteren Klingentors, auf dem direkten Weg zur Oberen Burg, eine gewisse Siedlungsfläche zur Verfügung stand. Darauf weist besonders J. Goetze (1996a) hin, der auch die Ausdehnung des Klingenteich-Dorfes zum Neckar hin längs einer damals zusammenhängenden Achse Sandgasse-Schiffgasse ausführlicher dargelegt hat (S.106)²⁸. Daß der Klingenteich ein besonders wasserreiches Tal ist, kam den ersten Siedlern sicher zugute. Noch heute gibt es im Quellbereich auffallend viele Fassungen, u.a. die für die Schlossquell-Brauerei. Von dem ursprünglich sicher kräftigen Bach ist wenig übriggeblieben. Immerhin erkennt man bis Punkt 187,3 unterhalb der Häuser Klingenteichstr. 19 b–d einen deutlichen Einschnitt in den Buntsandsteinschutt, wobei die wasserführende Rinne heute höher an den Hang gelegt ist. Ca. 200 m unterhalb verschwindet der Bach, nach einem kleinen Wasserfall, schon endgültig in der Kanalisation²⁹.

Ein deutlicher Hinweis auf den ursprünglichen Verlauf zum Neckar findet sich außerhalb erst weit unten an der Hauptstraße beim Abzweig der Schiffgasse. Hier hat die Hauptstraße mit 111,1 m ihren tiefsten Punkt überhaupt³⁰. Der Anstieg erfolgt nach beiden Richtungen, ist aber besonders markant nach Osten hin, da hier nach nur 200 m, an der Kreuzung mit der Marstallstraße und der Grabengasse, schon wieder das Niveau von 113,4 m erreicht wird, wobei der Schwemmkegel an der Hauptstraße ausdünnert, sich aber immer noch etwas bemerkbar macht³¹. Es ist normal, daß der Nachfolge-Bach sich am Rand seines Schwemmkegels ein neues Bett suchte und dies natürlich in der Fließrichtung des Vorfluters. Der Bereich der Grabengasse, die in etwa die Kulmination des Schwemmkegels darstellt, lag für den nachfolgenden Bach zu hoch. Der dann vor der Westmauer der Kernaltstadt entstandene Graben war künstlich und wohl seit dem 15. Jahrhundert ständig trocken, als man das saisonale Überschusswasser aus dem Klingenteich im Griff hatte (vgl. Goetze 1996a, S. 106). Mit Sicherheit konnte der Klingenteich im Ernstfall einst in den Graben geleitet werden. Auch eine Umleitung längs der südlichen Stadtmauer ist denkbar. Außer zu fortifikatorischen Zwecken war der Bach und von ihm abzweigende, künstliche Gräben auch zur Bewässerung, als Brauchwasser und nicht zuletzt zur Ableitung von Abwässern nutzbar. Entsprechende Durchlässe zum Neckar hin sind zwischen den Gassen auf der Höhe der Stadthalle heute noch zu erkennen (frdl. Mitt. J. Goetze)³². Der Kernaltstadt stand kein so leistungsfähiger Bach zur Verfügung³³. Dafür konnte man mittels künstlicher Leitungen schon früh auf das nahegelegene, wasserreiche Hanggelände des Königstuhls zurückgreifen. J. Goetze (1996 a u. b) hat dies ausführlich beschrieben und dabei, unter

Bezug auf H. Derwein (1940), auch auf die Konzentration der für das spätere Mittelalter so wichtigen Badstuben und Badehäuser im Gebiet der heute noch durch die Mittel- und Oberbadgasse zu erreichenden Zwingerstraße hingewiesen, gerade weil dieses Stadtviertel zu den wasserreichen Berghängen besonders günstig gelegen war. Durch den quer über die Altstadt-Terrasse verlaufenden Klingenteich-Schwemmkegel war diese südwestliche Ecke der Kern-Altstadt aber auch besonders schwer zu entwässern, zumal nach Goetze (1996a, S. 118) das Gelände von der Hauptstraße zur Ingramstraße hin leicht einfällt, was schon gegen Ausgang des Mittelalters die Anlage eines tiefen Abwasser-Sammelkanals Richtung Neckar auslöste³⁴.

Es ist möglich, daß sich hier eine alte Zweigrinne des postglazialen Neckars bemerkbar macht, denn auch in der Phase des Schwemmlösses wurde ja nur periodisch das Areal der späteren Terrassenoberfläche weitgehend überflutet, während bei Normal- und Niedrigwasser dann die mehr randlich und tiefer gelegenen Arme durchflossen wurden. Nach der Einschneidung ins heutige Neckarbett fielen solche periphere Rinnen nicht gleich trocken, sondern wurden unter Umständen durch ein Rinnsal vom Berg her ganz langsam mit feinem Sediment aufgefüllt. In einen solchen Zusammenhang gehört wohl ein Fund von Ludwig Merz, den er so beschreibt: „In der Zwingerstraße fand ich eine Schicht von Uferaulehm. Er enthielt sogar noch karbonatische Pflanzenteile. Durch sein langsames Absetzen nach dem Rückgang der Überflutung ist dieser Lehm, wie Dr. Heukemes bemerkte, für Töpferarbeiten geeignet, was eine Brennprobe bestätigte“ (briefl. Mitt. Mai 1997). Ohne diesen interessanten Fund, dessen Material man genauer als längerfristig im Stillwasser abgesetzten Ton ansprechen müsste, und vor allem ohne den von J. Goetze beschriebenen frühen Abwasserkanal unter der Ingramstraße, würde man eine solche kleine Abweichung vom Niveau der Hauptstraße eher als anthropogen deuten, denn das Feinrelief der Altstadt-Terrassenoberfläche ist sonst doch sehr stark durch Aufschüttungsvorgänge verursacht. Besonders prägend waren wohl die Schuttmassen der Totalzerstörung in den Jahren 1689 und 1693, die die Hauptstraße als den Streifen mit der dichtesten Bebauung auch am meisten überhöhten, in der Kernaltstadt um 2–3 m. Dies zeigte sich deutlich bei den Bauprojekten an Kornmarkt und Karlsplatz. Dies lässt auch die Situation an der Heilig-Geist-Kirche erkennen. Während das von der großen Zerstörung im wesentlichen verschonte Haus „Zum Ritter“ durch die folgende Aufschüttung deutlich an Erdgeschoss-Höhe einbüßte, kamen die Eingänge der Kirche dadurch höher zu liegen, so daß man jetzt über mehrere Stufen bzw. eine Rampe in das Hauptschiff gelangt³⁵. Auf der anderen Seite, wo man den Kirchenboden nur über zwei hohe Staffeln erreicht, existiert noch das ursprüngliche Niveau

des 1441 fertiggestellten, allerdings von Anfang an auf neckarwärts leicht abfallenden Gelände gegründeten Bauwerks. Dabei liegt im Vergleich zur Unteren Straße, und zwar schon ab der Pfaffengasse, auch der Kirchenvorplatz des Fischmarktes bereits über aufgeschüttetem Terrain (Höhenpunkt 111,9 m). Von hier steigt es merklich zum Marktplatz und Rathaus auf über 113 m an. Und noch gut einen Meter mehr misst man im Zentrum des Kornmarktes, der, nach Süden leicht ansteigend, dem natürlicheren Niveau der Ingrim- und der sie nach Osten fortsetzenden Karlstraße deutlich aufgesetzt ist. Trotz der ganz modernen, vor allem mit der Einrichtung der Fußgängerzone entstandenen Oberfläche darf man dieses Feinrelief im Altstadtzentrum wesentlich dem Wiederaufbau des 18. Jahrhunderts zuschreiben.

Älter als die Katastrophe von 1689/93 und auch als der Baubestand, der auf dem Merian-Stich von 1620 und dem von Sebastian Münster (1553) schon festgehalten ist, könnte eine unter den Häusern der Stein- und Fischergasse entdeckte Aufschüttung sein. Die Bohrungen für die bei dem Sanierungsprojekt in diesem Gebiet installierte Tiefgarage haben, unter einem Oberflächenniveau von 110,50 m, gut drei Meter dick „eine alte Auffüllung festgestellt, die aus Sand, Kies und Bauschutt besteht. Es handelt sich dabei um Kulturschutt“ (E. Schwarz 1979, S. 3). Die zugehörigen Bohrprofile sind als Abb. 9 in den vorliegenden Aufsatz übernommen. Für eine Verallgemeinerung des Befundes spricht, daß der Bereich von 107 m, der heute von stärkeren Hochwässern des Neckars überschritten wird, wohl auch schon früher gefährdet war. Offensichtlich wurde deshalb im Mittelalter erst allmählich zum Ufer vorgebaut. Dazu schreibt J. Goetze 1988, „daß die Stadt anfänglich trotz des abgesteckten Planungsgrundrisses nicht vollständig besiedelt wurde, sondern sich von den zentralen Siedlungskernen um den Rathausmarkt etwa seit Beginn des 13. Jahrhunderts ausdehnte und erst allmählich den Rahmen der Stadt füllte.“ (S. 24). Bei dem abschließenden Ausbau Richtung Neckar gerieten die untersten Häuser hart südlich der Oberen Neckarstraße mit den sozial schwächeren Schichten dann aber doch in ein fast regelmäßig überschwemmtes Niveau, wo eine Unterkellerung – auch wegen mangelnder häuslicher Bevorratung – schon garnicht mehr sinnvoll war (vgl. dazu Goetze 1996a, S. 116).

Die vor gerade 100 Jahren im wesentlichen abgeschlossene Aufschüttung, Einengung und Verbauung des Neckarufers hat also schon im Mittelalter begonnen. Nachdem bereits das Niveau der Unteren Straße aufgeschüttet und planiert erscheint, könnte man sich deren nördliche Gebäude-Zeile als zeitweilige alte Grenze der Kernaltstadt vorstellen. Wäre die Stadtmauer damals schon ähnlich dem Merian-Stich verlaufen, dann hätte es dazwischen

zum Beispiel Platz für Grünland gegeben („Tränkter“). Jedenfalls wären die Hochwasserschäden innerhalb der natürlichen Überschwemmungs-Aue relativ gering ausgefallen. Wie weit diese Aue ursprünglich – zunächst prähistorisch – nach Süden reichte, könnte übrigens im Areal Fischer-/Steingasse der postglaziale Lehm-Horizont anzeigen, der deutlich tiefer in den Kies der Altstadt-Terrasse eingeschnitten und angelagert ist (s. Abb. 8a). Auf diesen erst im rezenten Neckarbett akkumulierten Lehm wurde dann von der Kernsiedlung aus, terrassenartig gestaffelt, aufgeschüttet, um die Hochuferzone künstlich vorzuverlegen.³⁶

Die erwähnte Aufschüttung des Fischmarktes verursachte auch ein Gefälle der Unteren Straße zum Heumarkt hin. Dies wirkt sich dahingehend aus, daß der Anstieg der Gassen zur Hauptstraße gegen Westen steiler wird, wie sich besonders beim Küchengässchen und der Großen Mantelgasse bemerkbar macht³⁷. Hier scheint das Hochgestade, der Randbereich zwischen Talau und der in der Regel überschwemmungsfreien Hochuferzone der „Niederterrasse“³⁸ ursprünglicher erhalten als im zentralen Gebiet des Marktplatzes. Eben solche Längsprofile zeigen die Gassen gleich in der östlichen Vor-Altstadt, besonders die Schiffgasse, wo man bei stärkeren Hochwassern in den letzten zwei, drei Jahrzehnten gut das Vordringen der Flut bis auf halbe, aber immer ganz sichere Distanz zur Hauptstraße beobachten konnte.

Anders ist die Situation in der westlichen Vor-Altstadt. Hier steigt exemplarisch die Brunnengasse schon nach viel kürzerer Entfernung vom Fluss recht steil zu dem deutlich breiter ausgebildeten Hauptstraßen-Niveau; das Längsprofil der benachbarten Gassen und der Bienenstraße ist, wenngleich stärker durch die unterschiedliche Bebauung gestört, im Prinzip gleichartig. Auch auf dem berühmten Merian-Stich von 1620 erkennt man, daß die damals doch schon fast flächig bebaute nordwestliche Vorstadt auf einem markanten Sockel liegt und deshalb viel weniger hochwassergefährdet war und ist als die Kern-Altstadt. Da der Taltrichter mit dem eiszeitlichen Kieskörper und der Abstand zwischen Hauptstraße und Fluss sich gegenüber dem zentralen Uni-Platz-Gelände zum Vorland hin nicht mehr wesentlich vergrößern, ist dieser Sockel offensichtlich eine Folge des weiter vorne schon ausführlicher behandelten Anstiegs der Buntsandstein-Basis nach Norden zum Neckar und Heiligenberg hin (s. Abb. 7 u. 8c)

Während in der Kern-Altstadt die Hauptstraße immer ganz nahe dem Hochgestade verläuft und die Gebäude zum Neckar hin gleich auf abfallendem Gelände stehen (Heilig-Geist-Kirche!), verfügen in der Vor-Altstadt die nordseitigen Bauten nach hinten noch über viel ebenes Terrain, wie man beim Kaufhaus Kraus, oder bei den Häusern Nr. 25 („Kunstpassage“) und

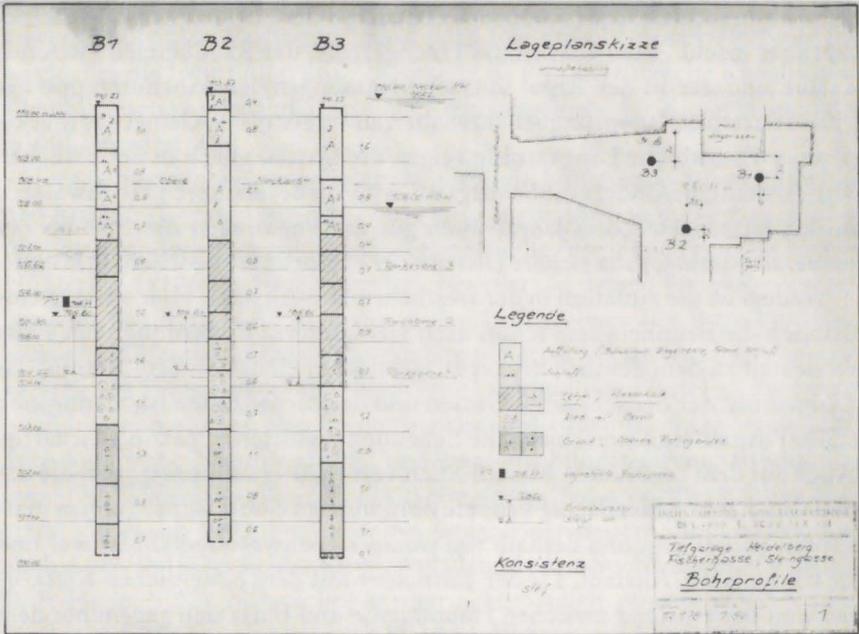


Abb. 9: Bohrungen des Bodengutachtens zur Tiefgarage Fischergasse/Steingasse, erstellt vom Ingenieurbüro Dr. Schwarz (Weinheim) am 12.1.1978

Nr. 35 („Hanfhaus“ im Hinterhof) leicht beobachten kann. Dieses breitflächige Niveau trägt auch das ausgedehnte Wohnviertel zwischen Fahrt- und Brunnengasse. Ein abrupter, stockwerksartiger Übergang zum tieferen Neckar-Niveau fällt besonders dort auf, wo die Eingänge der Tiefgaragen von den Neckarstaden aus ganz eben unter die darüberliegende Bebauung hinführen, wie z.B. bei Kraus oder auch beim Psychologischen Institut („Anatomieblock“) an der unteren Ziegelgasse hinter dem Vincentius-Krankenhaus. Eine analoge, besonders auffällige Situation findet sich in der Bienenstr. 7, wo Kindergarten und Spielplatz, durch eine fast 4 m messende Mauer getrennt, hoch über den Häusern an der Unteren Neckarstraße angelegt sind – auf dem Gelände des Schönberger oder Schomburger Hofes und der späteren Bienenwachsfabrik mit dem „Bienengärtchen“ (vgl. H. Derwein 1940, S. 111).

Die erwähnte Aufschüttung des Fischmarktes verursachte auch ein Gefälle der Unteren Straße zum Heumarkt hin. Dies wirkt sich dahingehend aus, daß der Anstieg der Gassen zur Hauptstraße gegen Westen steiler wird,

wie sich besonders beim Küchengässchen und der Großen Mantelgasse bemerkbar macht. Hier scheint das Hochgestade, der Randbereich zwischen Talau und der in der Regel überschwemmungsfreien Hochuferzone der „Niederterrasse“ ursprünglicher erhalten als im zentralen Gebiet des Marktplatzes. Eben solche Längsprofile zeigen die Gassen gleich in der östlichen Vor-Altstadt, besonders die Schiffgasse, wo man bei stärkeren Hochwassern in den letzten zwei, drei Jahrzehnten gut das Vordringen der Flut bis auf halbe, aber immer ganz sichere Distanz zur Hauptstraße beobachten konnte.

Anders ist die Situation in der westlichen Vor-Altstadt. Hier steigt exemplarisch die Brunnengasse schon nach viel kürzerer Entfernung vom Fluss recht steil zu dem deutlich breiter ausgebildeten Hauptstraßen-Niveau; das Längsprofil der benachbarten Gassen und der Bienenstraße ist, wenngleich stärker durch die unterschiedliche Bebauung gestört, im Prinzip gleichartig. Auch auf dem berühmten Merian-Stich von 1620 erkennt man, daß die damals doch schon fast flächig bebaute nordwestliche Vorstadt auf einem markanten Sockel liegt und deshalb viel weniger hochwassergefährdet war und ist als die Kern-Altstadt. Da der Taltrichter mit dem eiszeitlichen Kieskörper und der Abstand zwischen Hauptstraße und Fluss sich gegenüber dem zentralen Uni-Platz-Gelände zum Vorland hin nicht mehr wesentlich vergrößern, ist dieser Sockel offensichtlich eine Folge des weiter vorne schon ausführlicher behandelten Anstiegs der Buntsandstein-Basis nach Norden zum Neckar und Heiligenberg hin (s. Abb. 8c)

Weitere siedlungsgeographische Aspekte

Das Grundwasser im Kieskörper der Altstadt-Terrasse findet heute in erster Linie als potentieller Störfaktor bei größeren Bauvorhaben Beachtung, wie jetzt bei dem spekulativen Tunnelprojekt, aber natürlich auch bei den bereits realisierten Tiefgaragen. Die eigene Auswertung der Bohrergebnisse bestätigt den Befund des vom Städt. Tiefbauamt erarbeiteten Hydrogeologischen Gutachtens (1997), daß der in erster Linie vom Berg her gespeiste Grundwasserspiegel im zentralen Bereich nicht zum Neckar, sondern zur Rheinebene hin orientiert ist³⁹. Der Grundwasser-Spiegel liegt z.B. am Kornmarkt/Karlsplatz bei 106–107 m, beim Friedrich Ebert-Platz bei etwas über 103 m. Den höchsten Wert überhaupt verzeichnet entsprechend die relativ bergwärts den Klingenteich-Schwemmkegel durchteufende Bohrung 5 im Innenhof beim Hexenturm (vgl. Tabelle S. 19).

Historisch gesehen ist von Interesse, daß das Grundwasser vor allem in der zentralen Kern-Altstadt ca. 7 m unter der Oberfläche den Kies über dem

anstehenden Gestein 4–5 m hoch füllt, also an sich reichlich zur Trinkwasserversorgung zur Verfügung stand. Das Hauptproblem für die Nutzung war sicher die Infiltration mit Abwässern, da die unterirdische Kanalisation allenfalls partiell vorhanden und die Reinigungskraft der Kiesschichten damit überfordert war.

– Der Schwemmlöss und das ebene Gelände boten auch auf dem Gebiet der Altstadt-Terrasse günstige Voraussetzungen für den Ackerbau, und es wäre verwunderlich, wenn dies die ersten Siedler nicht auch genutzt hätten. H. Derwein (1968) schreibt vom „Burgweiler ...“, dessen Lebensbedingungen vom Wald, vom Fluss und von den Bedürfnissen der Burg bestimmt wurden. Für eine Bauernsiedlung fehlte die erste Voraussetzung: eine entsprechende Feldgemarkung“ (S. 12). Ein „urkundlicher Beweis“ liegt zwar noch immer nicht vor, aber zu den genannten Bedürfnissen gehörten sicher auch agrarische Nahrungsmittel und zwar aus billiger eigener Produktion „vor Ort“. Warum sollte z.B. das Areal der späteren nordwestlichen Vorstadt, wo die ab 1392 umgesiedelten Bergheimer Bauern ihre Gärten, aber auch einen Teil ihrer Felder hatten (vgl. den Merian-Stich mit der Südansicht in F. Hepp, S. 92), nicht schon vorher ackerbaulich genutzt worden sein? Und in der Neckaraue war noch Platz für Wiesen und Vieh.

– Die späte Besiedlung im Vergleich zu fast allen bereits für das 8. Jhd. im Lorscher Codex bezeugten Bergstraßen- und Neckarschwemmfächer-Dörfern geht sicher weniger auf die agrarische Ungunst als auf die damalige Abgelegenheit des Taltrichters zurück, der zudem durch die Engtal-Strecke oberhalb im Verteidigungsfall eine Art Sackgasse bildete. Eine Siedlung konnte sich hier offenbar erst im Schutz einer Burgherrschaft⁴⁰ entwickeln, die gleichzeitig strategische Ziele verfolgte, nämlich die Kontrolle über die Straße in den Kraichgau, den durch den „Hackteufel“ gebremsten Neckarschiffsverkehr und schließlich die schon früh geplante Brücke.

– J. Goetze (1996, S. 119) spricht „von einer noch namenlosen Vorgängersiedlung“, während allgemein doch angenommen wird, daß auch diese schon Heidelberg hieß. Diesen Namen bekam sie wahrscheinlich von den älteren Nachbardörfern, aber sicher nicht deshalb, weil deren Bewohner hier im Wald Heidelbeeren gesammelt hätten. Diese auch sonst dem gesunden Menschenverstand widersprechende, im Jubiläumsjahr aber wieder offiziell bekräftigte Etymologie wurde von E. Christmann und H. Derwein (1941) scheinbar unumstößlich mit linguistischen Argumenten festgeschrieben. Ein weitgehend unbekannt gebliebener Artikel von L. A. Ricker (1954) hat aber eigentlich den Weg bereits freigemacht für die wesentlich plausiblere Erklärung einer Herkunft des Namens von „Heide“ (im Sinne von „Nicht-Christ“). Für diese Etymologie gibt es vor allem in Süddeutschland zahl-

reiche Analogien, wobei immer Überreste von früher ganz unerklärlichen Bauwerken meist keltischen oder römischen Ursprungs zu Grunde liegen. Es ist anzunehmen, daß es solche heidnischen Relikte nicht nur auf dem Heiligenberg, sondern auch im Taltrichter selbst gegeben hat. Aber sehr wahrscheinlich war schon den Stadtgründern von Heidelberg diese Bedeutung nicht mehr bewusst, sondern eher die mit der Heidelbeere, sonst hätten sie für ihre neue Siedlung diesen unchristlichen Namen wohl kaum übernommen⁴¹.

*Ausgewählte Bohrungen von Boden- bzw. Baugrund-Gutachten
(erstellt für das Städt. Hoch- und Tiefbauamt
sowie das Universitätsbauamt in den Jahren 1976 bis 1987)*

- 1 Karlsplatz s. Bohrung 5 bei 2)
- 2 Kornmarkt-Tiefgarage, Dr. Ing. K.H. Schweickert (Karlsruhe)
Gutachten 1986: Bohrungen 2 und 5
- 3 Steingasse/Fischergasse-Tiefgarage, Ingenieurgesellschaft
Dipl.Ing. E. Schwarz (Weinheim), 1979: Bohrung 3
- 4 Zwinger 3-Tiefgarage, Grundbauinstitut Dr. Ing. Sommer
(Darmstadt), 1979: Bohrung 3
- 5 Innenhof Neue Universität – UB-Tiefmagazin, dto., 1981: Bohrung 7
- 6 Marstall-Ostseite – Tunnelprojekt, Bohrunternehmen
Ph. Fehring (Fürth), 1987: Bohrung 2
- 7 Stadthalle-Tiefgarage („Engelblock“), Inst. Sommer
(Darmstadt, 1976: Bohrung 1
- 8 Friedrich-Ebert-Platz, Inst. Sommer und Partner (Darmstadt),
1987: Bohrung 4

Zur genaueren Lage der Bohrungen s. Karte 7

Bohrung Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8
Höhenlage	113,8	113,7	110,2	114,0	116,8	108,4	112,7	112,0
Kulturschutt	2,0	3,2	2,8	2,6	3,8	2,0	4,0	1,8
Schwemmlöss	2,7	1,5	2,7	2,6	*5,0	2,4	??	2,6
Kies	7,0	6,5	2,0	6,4	5,5	1,3	4,4	5,8
Basis	102,3	102,5	102,5	102,4	102,5	102,7	104,3	101,8
Grundwasserstand	106,5	106,1	105,6	106,5	107,4	105,2	104,4	103,0

* Bei Bohrung 5 Sand statt Schwemmlöss!

Literatur

- Barsch, D. u. Mäusbacher, R. (1988): Zur fluvialen Dynamik beim Aufbau des Neckarschwemmfächers. – *Berliner Geogr. Abh.*, Heft 47, S. 119–128
- Bartz, J. (1953): Revision des Bohrprofils der Heidelberger Radium-Sol-Therme. – *Oberrhein. Geol. Abh. NF 33*, S. 101–125
- Benner, M. u. Wendt, J. (1996): „Heidelberg Incognita“ – Archäologische und bauhistorische Ergebnisse zu den Anfängen Heidelbergs. – *Jahrb. Heidelberg. Geschichtsverein 1*, S. 61–102
- Carroll-Spillecke, M. (1993): Die Untersuchungen im Hof der Neuen Universität in Heidelberg. – *Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 20*, hrg. vom Landesdenkmalamt, Stuttgart, Theis
- Christmann, E. u. Derwein, H. (1941): Der Name der Stadt Heidelberg. – *Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 15*, S. 13–21
- Derwein, H. (1940): Die Straßen und Flurnamen von Heidelberg – Eine Stadtgeschichte. Heidelberg (vergriffen)
- Derwein, H. (1968): Geschichte der Stadt Heidelberg. In: *Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim, Amtliche Kreisbeschreibung*, hrg. v. Staatl. Archivverwaltung BW, Band II, S. 8–82 (vergriffen)
- Eichler, H. (1974): Die pleistozänen Hangsedimente des Odenwaldrandes südlich Heidelberg. – *Heidelb. Geogr. Arbeiten 40* (Hans Graul-Festschrift), S. 147–166
- Eichler, H. (1988): Naturausstattung und räumliche Gliederung der Neuenheimer Flur (mit geol. Karte 1 : 30 000). In: O. Jaeger, *Die Flurnamen von Neuenheim, Heidelberg*, Verlag Guderjahn
- Eichler, H. (1994): Ackern und Forschen im Löss – Probleme und Phänomene der Bodenerosion im Kraichgau. – *HGG-Journal 7/8* (Hans Graul-Festschrift), S. 58–88
- Fezer, F. (1974): Randfluss und Neckar-Schwemmfächer. – *Heidelb. Geogr. Arbeiten 40* (Hans Graul-Festschrift), S. 167–185
- Fezer, F. (1990): Wie alt ist der älteste Europäer? – *HGG-Journal 4*, S. 15–16
- Fezer, F. (1994): NIKR contra Elsa – Zur Flussgeschichte des unteren Neckars. – *HGG-Journal 8-9* (HANS GRAUL-Festschrift), S. 30–38
- Fezer, F. (1998): Mittel- und Jungpleistozän im „Heidelberger Loch“. – *Jber.Mitt. oberrhein. geol. Ver.* (im Druck)
- Fricke, W. (1988): Der Bericht von E. F. Deurer über das Eishochwasser von 1784 – Eine Erklärung der Naturkatastrophe. – In: *Die Alte Brücke in Heidelberg*, hrg. von H. Prückner, Heidelberg, Ed. Braus
- Geiger, M. (1974): Blockströme und Blockmeere am Königstuhl und Katzenbuckel im Odenwald. – *Heidelb. Geogr. Arbeiten 40* (Hans Graul-Festschrift), S. 185–200
- Geologische Karte 1 : 25 000 Heidelberg mit Erläuterungen* (1918, 3. Auflage): Unveränderter Neudruck als Blatt 6518 Heidelberg-Nord, Landesvermessungsamt Baden-Württemberg 1984
- Goethe, J.W.v.(1797): Aufenthalt in Heidelberg während der Reise in die Schweiz. – *Tagebucheintrag in: Heidelberg-Lesebuch* S. 9–12, hrg. von M. Buselmeier 1986, Insel Taschenbuch
- Goetze, J. (1988): Die Brücke im Rahmen der Heidelberger Stadtentwicklung. – In: *Die Alte Brücke in Heidelberg*, hrg. von H. Prückner, Heidelberg, Ed. Braus

- Goetze, J. (1996a): Gassen, Straßen und Raster oder die Anfänge der Stadt Heidelberg – Überlegungen und Gedanken zum Heidelberger Stadtgrundriß. – *Jahrb. Heidelb. Geschichtsverein* 1, S. 103–120
- Goetze, J. (1996b): Geschichte der Wasserversorgung in Heidelberg. In: *Heidelberger Altstadtbrunnen, Schriftenreihe Stadtarchiv HD, Sonderveröffentl. 7* (hrsg. von Peter Blum), Heidelberg, Verlag Guderjahn
- Graul, H. (1963): Zu geomorphologischen Problemen im Heidelberger Raum – In: *Festschrift zum XXXIV. Dt. Geographentag*, S. 154–176, Heidelberg/München, Keyserische Verlagsbuchhandlung
- Graul, H. (1977): *Exkursionsführer zur Oberflächenformung des Odenwaldes*. – *Heidelb. Geogr. Arbeiten* 50
- Hepp, F. (1993): *Matthaeus Merian in Heidelberg*. – Heidelberg, HVA
- Hoppe, R. (1970): *750 Jahre Ziegelhausen 1220–1970*, Heidelberg, HVA
- Hydrogeologisches Gutachten zur Machbarkeit eines Straßentunnels am Südufer des Neckars von Bung u. Beratende Ingenieure erstellt im Auftrag des Tiefbauamtes Heidelberg, Mai 1997 (Kurzfassung)
- Ilg, U. (1983): Die Oberfläche von Würmschottern und Neckarschwemmelehm in Heidelberg. – *Magisterarbeit Geogr. Inst. Heidelberg (masch.schr.)*
- Kraatz, R. (1990): Der Unterkiefer von Mauer – *Homo erectus Heidelbergensis*. *HGG-Journal* 4, S. 5–14
- Mangold, A. (1892): Die alten Neckarbetten in der Rheinebene. – *Abh. hess. geol. Landesamt* 2, S. 57–114
- Löscher, M. (1988): Die Geschichte des Neckarlaufes. – In: *Der Neckar in alten Landkarten, Ausstellungskatalog Bad. Landesbibl.*, hrsg. von G. Römer, bearb. von H. Musall et al., Karlsruhe
- Löscher, M. (1990): Zur Datierung alter Rinnensysteme auf dem Neckar-Schwemmfächer. – *HGG-Journal* 4, S.
- Merz, L. (1965): Die Heidelberger Stadtmauern. – *Ruperto Carola XVII*, Bd. 38, S. 177–186
- Merz, L. (1986): *Die Residenzstadt Heidelberg*. – Heidelberg (vergr.)
- Merz, L. (1996a): Am Karlstor legten einst Schiffe an. *Bad. Heimat* 76. Jg., H. 3, S. 377–380
- Merz, L. (1996b): *Stadt am Fluß – Zur Geschichte des Neckarufers*. – *Jahrb. Heidelb. Geschichtsverein* 1, S. 24–36
- Musall, H. u. Scheuerbrandt, A. (1980): Bild und Struktur der kurpfälzischen Residenzstadt Heidelberg an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. – *Heidelb. Geogr. Arb.* 46 (HD und der Rhein-Neckar-Raum), S. 30–59
- Ricker, L.A. (1954): Name und Entstehung Heidelbergs. – *Ruperto Carola* 6, Nr. 13/14, S. 139–145
- Rüger, L. (1928): *Geologischer Führer durch Heidelbergs Umgebung*. Heidelberg (vergriffen)
- Salomon, W. (1927): Die Erbohrung der Heidelberger Radium-Sol-Therme und ihre geologischen Verhältnisse. – *Abhdl. Heidelb. Ak.d. Wiss., Math.-naturw. Kl.* 14, S. 1–105
- Schabb, M. (1958): Die Entstehung des pfälzischen Territoriums am unteren Neckar und die Anfänge der Stadt Heidelberg. – *Zeitschr. f. d. Geschichte des Oberrheins* NF 67, S. 233–276

- Scheuerbrandt, A. (1976): Heidelberg. – Karte IV, 6 Nr. 3 mit Beiwort, Historischer Atlas Baden-Württemberg, Stuttgart
- Scheuerbrandt, A. (1996): Die ersten urkundlichen Erwähnungen Heidelbergs. In: Heidelberg – Geschichte und Gestalt, hrg. von E. Mittler, Heidelberg, Verlag Winter und HVA
- Scheuerbrandt, A. (1996): Heidelbergs Aufstieg und Niedergang in kurpfälzischer Zeit. In: (s.o.)
- Schweizer, V. unter Mitarbeit v. R. Kraatz (1982): Kraichgau und südlicher Odenwald. – Sammlung Geol. Führer 72, Stuttgart, Verlag Bornträger
- Schweizer, V. (1996): Die natürlichen Grundlagen. In: Heidelberg – Geschichte und Gestalt, hrg. von E. Mittler, Heidelberg, Winter und HVA
- Schwarz, E. (1979): Tiefgarage Steingasse – Baugrund- und Gründungsbeurteilung. 8 Seiten masch.schriftl. (für Städt. Hochbauamt HD)
- Sidki, K. (1977): Zu den tektonischen Lagerungsverhältnissen des Gebirges im alten Stadtgebiet von Heidelberg. – Jber. Mitt. oberrhein.geol.Ver, N.F. 59, S. 105–111
- Sinn, P. (1994): Geomorphologische Exkursion von Leimen-Mitte bis Lingental. – HGG-Journal 7/8 (Hans-Graul-Festschrift), S.39–53
- Sinn, P. (1997): Zur Geologie von Heidelberg-Handschuhsheim (III) – Der zweigeteilte Mühlbach-Schwemmkegel. – In: Jahrbuch 1997. Stadtteilverein Handschuhsheim, S. 69–74.
- Thürach, H. (1918): Erläuterungen zur Geol. Karte 1 : 25 000 Heidelberg, 3. Auflage. – Unveränderter Neudruck Landesvermessungsamt Stuttgart 1988
- Zienert, A. (1981): Geographische Einführung für Heidelberg und Umgebung. – Heidelberg, Verlag Winter

Dank:

Besonders geholfen haben Frau Kneucker vom Städt. Hochbauamt, die Herren G. Weber und Ronge vom Tiefbauamt, Herr Schwab vom Vermessungsamt, Herr Kochowski von den Stadtwerken, Herr Schweizer vom Universitätsbauamt, Ehrenbürger Ludwig Merz sowie die befreundeten alten Kollegen vom Geographischen Institut Dr. Horst Eichler, Prof. Dr. Fritz Fezer, Dr. Manfred Löscher (jetzt Gymnasium Sandhausen) und Prof. Dr. H. Musall (jetzt FH Karlsruhe).

Anmerkungen

- 1 Der im Mai 1997 im Alter von 87 Jahren verstorbene Professor Dr. Hans Graul war von 1961 bis 1974 der Lehrstuhlinhaber für Physische Geographie an der Universität Heidelberg. Als Geomorphologe (kurze Definition s.u.) hat er sich zwar nicht systematisch, aber sicher am intensivsten mit der von geologischer Seite eher vernachlässigten Thematik dieses Aufsatzes beschäftigt. Er hat mir als Student und Assistent vieles auch im Gelände vermittelt, was vor allem in seiner Abschiedsgabe an Heidelberg 1977 schriftlich fixiert worden ist. Bei meinen eigenen Exkursionen in Heidelberg und Umgebung konnte ich stets auf diesen Erfahrungsschatz zurückgreifen. Eine Führung zur 800-Jahrfeier, erstmals unter der Überschrift des vorliegenden Beitrags, eröffnete ich, wie etliche andere mit Studenten, Schülern, Kollegen, VHS-Teilnehmern zuvor,

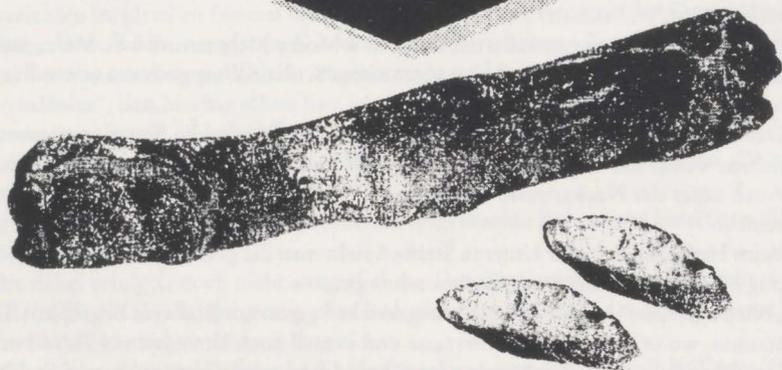
- am Philosophenweg mit einem auszugsweisen Zitat aus Hans Graul (1963), wo dieser einleitend seine Geburtsstadt Wien geradezu poetisch mit Heidelberg vergleicht: „Der besondere Reiz so mancher größeren Stadt ist ihre Lage im Schnitt mehrerer gegensätzlicher Landschaften, die auch dem Betrachter ohne Schulung bewußt und ihm in ihrem anregenden Gegensatz zur Quelle erhebender Gefühle wird. Ich selbst erinnere mich hier oft an Wien, das wegen seiner einmaligen Lage zwischen den sich abflachenden Alpenausläufen so oft gerühmt wurde ... Kann Heidelberg hinsichtlich der vieltimmigen Komposition des Kranzes seiner es umschließenden Landschaften auch nicht ganz mit der alten Kaiserstadt an der Donau wetteifern, so ist in deutschen Landen doch kaum eine Stadt zu finden, die so viele lagemäßige und nicht nur lagemäßige Vergleiche mit Wien aushielte wie gerade Heidelberg ... Wenn wir nun bei Heidelberg verbleiben, so sehen wir die Stadt gelegen am unvermittelten Ausgang des steilhangigen, engen Neckartals am westlichen Steilrand des bergig-grünen Odenwaldes, in einem zwar schmalen, aber deutlichen Mündungstrichter geöffnet zu den kaum überschaubaren Weiten der oberrheinischen Niederung“ (S. 154).
- 2 Die Geomorphologie, Teilbereich der Physischen Geographie, befasst sich hauptsächlich mit den Oberflächenformen, dem Relief der heutigen Landschaft, das ganz wesentlich von den morphodynamischen Vorgängen des Eiszeitalters geprägt ist.
 - 3 V. Schweizer: Die natürlichen Grundlagen. In: Heidelberg, Geschichte und Gestalt, hrg. v. E. Mittler, Heidelberg 1996. Zur Ergänzung und Bereicherung des vorliegenden Aufsatzes sind vor allem die Abbildungen und großformatigen Farbfotos, übrigens auch in einigen anderen Beiträgen dieses aufwendigen Jubiläumsbandes, besonders zu empfehlen.
 - 4 Nach H. Eichler (1988, S. 252) werden derzeit im Bereich des nördlichen Odenwaldes 0,7 mm/Jahr gemessen. Wenn man nun den Betrag für den Buntsandstein, der am Königstuhl über 500 m hoch, im Graben über 3 000 m tief liegt, auf den gesamten angegebenen Zeitraum rechnet, so ergibt sich gerade 0,1 mm pro Jahr. Dem widerspricht nicht, daß die Rheingrabenbildung immer wieder auch mit Erdbeben einhergeht. Das schlimmste nachgewiesene Beben ereignete sich 1386 im Raum Basel mit zahlreichen Todesopfern und starken Zerstörungen.
 - 5 Störungen oder Verwerfungen verlaufen nicht streng linear, sondern betreffen immer mehr oder minder breite Segmente des Gesteins. Diese werden dadurch aus ihrem Gefüge gebracht, zerrüttet in „Ruschelzonen“, die der Abtragung Vorschub leisten. Auch weiter aufwärts folgen viele Neckartal-Abschnitte ebenfalls solchen tektonischen Störungen, vor allem auch die größeren und kleineren Seitentäler, angefangen beim Klingenteich und der Hirschgasse.
 - 6 Es erscheint sinnvoll, die Namen für die Schollen mit Bergnamen, die für die Verwerfungen aber mit Tiefenlinien des Geländes in Verbindung zu bringen. Die eingefahrene Bezeichnung „Molkenkurverwerfung“ würde dadurch leichter begreiflich. Die Molkenkur-Hirschgassen-Verwerfung quert übrigens nach aktuellen Bohrergebnissen den Neckar weiter westlich, eher unterhalb der Alten Brücke.
 - 7 Das Kapitel „Das Werden der Heidelberger Landschaft“ (S. 235–242) hat – trotz Überbetonung der Tektonik – bis heute exemplarischen Rang.
 - 8 Der Königstuhl-Gipfelbereich liegt über einer weiteren Stufe, da er vom c2, der härtesten Teilschicht des sm abgedeckt wird. c2 = Conglomerat = verbackener Kies (heute: Konglomerat). Diese Schicht enthält außer relativ grobem Sand viele kleine Gerölle, vor allem aus hellem Quarz. Die Verteilung durch den c2 macht sich deutlich be-

- merkbar, wenn die Bergbahn die letzten 2–300 Meter bis zur Königstuhl-Station bewältigt.
- 9 Eigentlich sinnvoller „Fries-Weg“, da nach dem berühmten romantischen Heidelberger Maler Ernst Fries benannt. Schon 1841 wurde eine Gedächtnistafel in einen markanten Steinbruchfelsen gemeißelt, der jetzt „Friesenstein“ heißt. Offensichtlich wird diese Lokalität mit dem „Friesenberg“ verwechselt.
 - 10 Diese Süd-Nord-Staffelung hängt im größeren Rahmen zusammen mit der Heraushebung des Odenwaldes aus dem Kraichgau, die man auch an den Schollen von Gaisberg und Königstuhl mit Blick von Westen her gut verfolgen kann.
 - 11 Die Oberfläche der Büchsenäcker ist zusätzlich von einer sekundär aus Zechstein-Dolomit entstandenen Eisenkiesel-Schicht abgedeckt; daher die besondere Breite dieser Denudationsterrasse (vgl. H. Thürach 1917, S. 49–51 sowie H. Graul 1977, S. 33–34). Einige Blöcke dieses gelblich-dunkelbräunlichen Materials sind vor dem Köpfel-Schwimmbad zu besichtigen.
 - 12 Die heutige Jahresdurchschnitts-Temperatur liegt in unserem Raum bei +10 Grad.
 - 13 Wie sie L. Thürach (1917, S. 83 ff.) wegen der Blockmassen der „Felsenmeere“ an der Nordseite des Königstuhles vermutet hat. Diese sind jedoch nur die extremste Ausprägung der Solifluktion in unserem Raum, ausgelöst durch den besonders harten und entsprechend grobblockigen Schutt liefernden c2, der in der Gipfelregion des Königstuhl-Massivs ansteht und fast rundum solche Phänomene verursacht hat. Näheres dazu bei M. Geiger (1972, S. 185–200) und H. Graul (1977, S. 35–41 und 66–69).
 - 14 Die lange Zeit offene große Baulücke an der Tunneltrasse der Friedrich-Ebert-Anlage lässt hier, am Fuß des Gaisbergs, auf das Volumen des Hangschutts und auf die damit verbundenen Probleme zurückschließen.
 - 15 Außer dem meist roten Buntsandstein bildet der vor allem aus dem Kraichgau und dem Bauland stammende Muschelkalk die Hauptmasse der Gerölle. Ganz untergeordnet kommen meist feinkörniger Gang-Granit und eher mürber gelber Keuper-Sandstein vor, die entweder zu selten oder wenig recht transporttauglich sind. In großer Menge treten hingegen die gelblichen bis hellgrauen Kalke des Weißjura auf, die als Fernmaterial klein, plattig und auf ebenso ideale Weise oval gerundet sind.
 - 16 Legt man diese 40 m auf die 100 000 Jahre um, die die letzte Eiszeit ungefähr gedauert hat, dann kommt man für die Absenkung ebenfalls auf eine Größenordnung von 0,4 mm pro Jahr.
 - 17 Die großen Ströme der immerfeuchten Tropen erodieren nicht in die Tiefe, weil sie nur Schwebstoffe und gelöste Bestandteile als Fracht mit sich führen, deshalb die vielen Wasserfälle z.B. am Kongo.
 - 18 F. Fezer weist auch darauf hin, daß der Name Neckar von keltisch „nikr = wild, böse“ nur von diesem Talabschnitt ausgegangen sein kann. Näheres dazu bei v. Moers-Messmer (1989).
Die vielen Klippen finden sich alle noch auf der alten Geologischen Karte 1 : 25 000, die zum Glück seit 1984 wieder als Nachdruck und dazu recht preisgünstig zur Verfügung steht.
 - 19 Ältere, höher gelegene Schotter wurden im Taltrichter restlos ausgeräumt.
 - 20 Sand- und Kiesbänke im Rhein, die bei Hochwasser weggeschwemmt werden, tauchen danach wieder auf, aber mit ausgewechseltem Material. Es handelt sich demnach nur um temporäre, nicht um definitive Ablagerungen.

- 21 Nicht mitgezählt wurden die über 35 Bohrungen zum Projekt „Darmstädter Hof-Centrum“, weil deren Ergebnisse zu unsicher und deshalb für diesen Aufsatz nicht verwertbar sind. Lediglich der Verlauf der Hauptrandverwerfung kommt durch die abrupte Zunahme der Kies-Mächtigkeit gleich westlich der Fahrtgasse gut heraus.
- 22 Von vier nahe beieinander gelegenen Bohrungen für die Tiefgarage vom Zwinger 3 erreichten im gleichen Niveau die zwei etwas östlicher gelegenen den Granit, die beiden anderen den Buntsandstein. Die Molkenkur-Hirschgassen-Verwerfung liegt danach noch etwas westlicher als bisher angenommen und kreuzt, zumindestens mit einem „Ausläufer“, den Neckar schon hart unterhalb der Alten Brücke.
- 23 Streng genommen ist Lehm die Korngrößenklasse, die zwischen Sand und Ton liegt. Es hat aber auch die Bedeutung eines Verwitterungsrückstands angenommen, z.B. beim Lößlehm.
- 24 Mehrere speziell für das Tunnelprojekt niedergebrachte Bohrungen bestätigen diesen Befund.
- 25 Die dabei erfolgte, noch nicht ausgeglichene Druckentlastung verursacht sehr wahrscheinlich die für die Bebauung akut bedrohliche Instabilität des Hanges unterhalb des Philosphewegs.
- 26 Hier erfolgten in der Hauptsache die Untersuchungen von M. Carroll-Spillecke (1993) und M. Benner/A. Wendt (1996), die nun mit modernen archäologischen Methoden die Existenz einer Vorgängersiedlung der eigentlichen Stadtgründung nachgewiesen haben. Statt eines Literaturverzeichnisses haben die letztgenannten Autoren das von ihnen berücksichtigte Schrifttum in die Anmerkungen miteinbezogen. Man sucht vergeblich nach H. Derwein (1940), der eigentlich alles Wesentliche schon richtig erkannt hat. Sehr interessant die Passage, wo er die Siedlungskerne von Rohrbach und Dossenheim mit der Anlage und Entwicklung des Klingenteich-Dorfes vergleicht (S. 32). – H. Derwein geht in seiner Stadtgeschichte übrigens auch systematisch und mit guten Belegen auf die geologischen Voraussetzungen ein (S. 22/23).
- 27 Der prähistorische homo heidelbergensis ist, nach seinem Fundort in Mauer, allenfalls ein halber Heidelberger; dies aber schon wegen seiner engen Beziehungen zum hiesigen Geologischen Institut. Es wäre interessant zu wissen, wie das Relief im Altstadtbereich zu dessen Lebzeiten, also vor fast 600 000 Jahren, ausgesehen hat. Die Rekonstruktion ist schwer, weil zu viele Unbekannte im Spiel sind: die Ausmaße der Heraushebung und der Einschneidung, der Denudation der Schloss-Terrasse, der Ausräumung des Taltrichters (s.o.).
- 28 Lediglich die Erklärung für die Platzierung der Peterskirche außerhalb des Klingenteichs wegen Platzmangel überzeugt nicht. Die erhaltenen romanischen Türme, etwa in Handschuhsheim oder Dossenheim, zeigen, daß die frühen Gotteshäuser meist auch als Wehrkirchen angelegt wurden, was hier in der vorgeschobenen Position sicher auch eine wichtige Funktion sein konnte.
- 29 Die im Schlussabschnitt vermutete agrarische Nutzung des Vorlandes vorausgesetzt, war der Klingenteich auch gut als Mühlen-Standort geeignet.
- 30 Hier strandete das Schiff auf der Hauptstraße bei dem Eis-Hochwasser von 1784 (vgl. W. Fricke 1988, S. 48).
- 31 Die ehemalige Pferdebahn musste vor dieser Strecke ein zweites Pferd vorspannen (Mitt. Ludwig Merz).
- 32 Der eigenartige, keiner sonstigen Gasse vergleichbare Verlauf der Ziegelgasse dürfte ebenfalls auf ein ehemaliges sekundäres Bachbett zurückgehen.

- 33 Das kleine Gewässer aus der Friesenberg-Klinge speiste außerhalb der Stadtmauer immerhin einige Fischteiche (vgl. H. Derwein 1940, S. 35). Der frühere Abfluss zum Neckar, wird vielleicht durch das tiefe Niveau der Hauptstraße von 112,1 m angezeigt, dort wo die Heilig-Geist-Straße und die Leyergasse abzweigen.
- 34 Auch bei der Providenzkirche liegt der Boden heute tiefer als das Niveau der Hauptstraße (Mitt. W. Fricke).
- 35 Ähnliche Überlegungen äußerten auch W. v. Moers-Messmer und L. Merz, wonach die heutige Ingramstraße die Achse einer ersten Stadtsiedlung gewesen sein soll (zitiert bei Musall-Scheuerbrandt 1981, S. 50).
- 36 Das Neuenheimer Hochufer mit der Neckarwiese könnte die Situation veranschaulichen, wobei das Vorland bei der Kern-Altstadt ehemals fast doppelt so breit war. Auch unter der Neckarwiese müsste bereits eine Schicht Hochflutlehm festzustellen sein.
- 37 Beim Hofeinkblick in der Unteren Straße 6 sieht man die gestaffelte Anlage der Bebauung bis hinauf zur Hauptstraße besonders gut.
- 38 „Niederterrasse“ wurde in Anführungszeichen gesetzt, weil dieser Begriff aus Tälern stammt, wo es auch eine Hochterrasse und eventuell noch ältere höhere Terrassen gibt. Der Begriff ist unter Umständen irreführend und wird öfters auch von Fachleuten falsch, nämlich über die morphologische Bedeutung hinaus, verwendet.
- 39 In der tiefergelegenen ufernahen Zone dringt das Neckarhochwasser allerdings auch in den GW-Bereich ein, wie das Hydrogeologische Gutachten belegt – passend zu den in Abb. 8 dieses Aufsatzes dargestellten Profilen.
- 40 Bei den Bergstraßen-Dörfern kamen die Burgen, etwa zeitgleich mit der Molkenkur-Anlage, viel später dazu. Erst dadurch ergab sich z.B. in Dossenheim, und zwar mit der „Kronenburg“, eine der Klingenteich-Siedlung ähnliche Situation.
- 41 Auf den fast vergessenen Artikel von L.A. Ricker haben mich dankenswerter Weise sowohl Christian Burkhart als auch Eugen Holl aufmerksam gemacht – in Kenntnis meines noch laufenden Projekts zum Namen Heidelbergs.

Besonders
zu empfehlen:



Ciabatta

Das Brot der »Toskaner Weinbauern«.
Ausgewählt von kritischen Kunden.

BACKHAUS
PFLÜGER

... immer einen Biß besser!

Bergheimer Str. 21, Tel. 1 08 68 ● Brückenstr. 16, Tel. 47 59 05
Ulmenweg 1, Tel. 31 46 52 ● Plöck 43, Tel. 16 15 95
Bergheimer Str. 109 a (an der Volkshochschule), Tel. 18 26 51
familia-Center/Back-Shop, Tel. 30 29 84

Bergheimer Str. 21 + Brückenstraße 16
frische Sonntagsbrötchen ab 8.00 Uhr

Jochen Goetze

„Zu buwen ein liberii.“

Das erste eigene Gebäude der Universitätsbibliothek
im 15. Jahrhundert

Knapp 50 Jahre nach ihrer Gründung hatte die Universität Heidelberg bereits einen kostbaren Schatz von Büchern gesammelt, nicht zuletzt aus den Nachlässen verstorbener Universitätslehrer. Bereits 1396 verfügte sie über insgesamt 600 Werke in 375 Bänden, über die im gleichen Jahr noch ein Gesamtkatalog angelegt wurde. 1432 besaß die Universität insgesamt bereits 900 Bände – auch über sie wurde ein heute noch erhaltener Katalog verfertigt¹.

Den Besitz der Bücher teilten sich die Artistenfakultät – die Vorläuferin der heutigen Philosophischen Fakultät – einerseits und die drei „oberen“ Fakultäten, nämlich Theologie, Rechtswissenschaften und Medizin andererseits². Bereits unter dem Rektorat des Berthold von Dippurg (1395/96) wird in dem ersten angelegten Katalog aller im Besitz der Universität befindlichen Bücher zwischen denen der Artistenfakultät einerseits und denen der drei anderen Fakultäten andererseits unterschieden³. Diese Differenzierung zwischen den einzelnen Bibliotheken der Universität blieb bis zur Katastrophe des Jahres 1623 sowohl institutionell als auch baulich erhalten.

Immer waren die Fakultäten der Universität bestrebt, ihren Besitz an Büchern zu mehren. Fromme Stiftungen, Geschenke und testamentarische Verfügungen insbesondere verstorbener Lehrer der Universität schufen die Grundlage, die durch gelegentliche Zukäufe allmählich komplettiert wurde.

Von Beginn an stellte die Unterbringung der Buchbestände ein großes Problem dar. Wo sie in den ersten Jahren aufgestellt waren, ist nicht überliefert. Wilken vermutete 1817⁴, daß sie möglicherweise in den Klöstern der Stadt Heidelberg unterkamen, in Frage käme hier in erster Linie das Augustinerkloster am Westrand der heutigen Altstadt (Augustinergasse), das der Universität bereits frühzeitig Gastrecht gewährte.

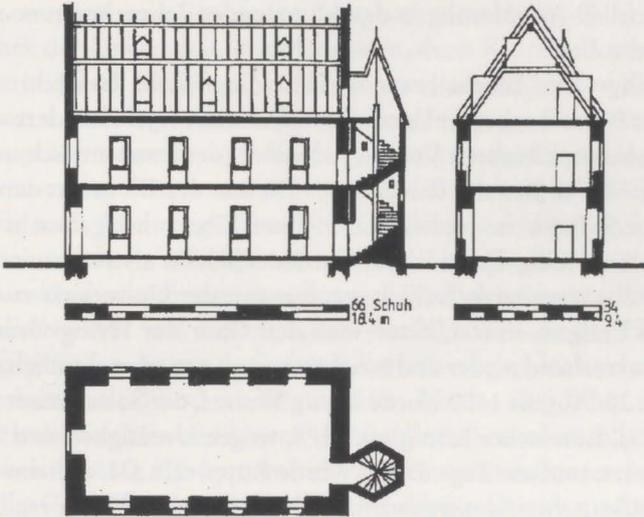
Eine eigene bauliche Lösung konnte allerdings in den frühen Jahren noch nicht angestrebt werden. Der Hausbesitz der Universität war in den ersten Jahren außerordentlich beschränkt. Zwar brachte die Enteignung der jüdi-

schen Gemeinde im Herbst des Jahres 1390 durch Kurfürst Rupprecht II. (1390–1398) insofern eine gewisse Erleichterung, als der Universität nominell der gesamte jüdische Hausbesitz in Heidelberg und vor allem auch die Synagoge übereignet wurde⁵. In den tatsächlichen Besitz kam die Universität jedoch nur in drei Fällen, zwei Häuser in der nördlichen Pfaffengasse (heute Dreikönigstraße) und Ecke Hauptstraße. Wichtigster Besitz wurde jedoch die Synagoge, die am 26. Dezember 1390⁶ in Anwesenheit Rupprechts II. von Bischof Eckard von Worms zu einer Marienkapelle geweiht wurde. Ohne wesentliche Umbauten konnte die ehemalige Synagoge der Universität als Auditorium für die Theologische und die Juristische Fakultät dienen, als Aufstellungsort für die überaus wertvollen Bücherschätze der Universität scheint sie jedoch nicht in Frage gekommen zu sein. Die im Mittelalter allgemein gepflogenen außerordentlich scharfen Sicherheitsvorkehrungen für Bibliotheken lassen das relativ offen zugängliche Auditoriumsgebäude auch denkbar ungünstig für die sorgsame Verwahrung der Bücher erscheinen.

Dennoch müssen die Bücher der Universität einen für Benutzer zugänglichen Aufstellungsort gefunden haben. Die der Artistenfakultät scheinen im Kollegium der Artisten (ehemals zwischen heutiger Augustinergasse und Schulgasse gelegen) untergebracht gewesen zu sein; möglicherweise, wahrscheinlich sogar, waren hier auch die Bände der anderen Fakultäten aufgestellt. Am 29. September 1396 beschlossen die drei oberen Fakultäten, daß die jüngst neu erworbenen Bücher unter bestimmten Bedingungen, die die Sicherheit gewährleisteten, in der Bücherei des Artistenkollegiums ausgelegt werden sollten.⁷ Sicher ist das nur ein vager Hinweis, doch ist kein weiterer eigener Aufstellungsort der Bücher der drei oberen Fakultäten überliefert.

Neben diesen beiden Bibliotheken scheint es noch eine dritte gegeben zu haben, die des Heilig-Geist-Stiftes, einer Einrichtung, die die kirchlichen Ressourcen in Form der Pfründen für die Universität Heidelberg nutzbar machte. Die Finanzierung der Universität scheint anfänglich allein aus der kurfürstlichen Hof- und Kammerkasse vorgenommen worden zu sein, noch 1410 wurde ein Teil des Lehrpersonals in dieser Art finanziert.

Bereits seit 1391 hatte die Universität Anteil an den kurfürstlichen Einnahmen aus den reichen Rheinzöllen bei Bacharach und Kaiserswerth, auch die Kirche hatte einige Einkünfte aus einigen Pfarreien in der Umgebung Heidelbergs beigesteuert, doch konnte das die kurfürstliche Hof- und Kammerkasse nur geringfügig entlasten. Kurfürst Rupprecht III. (1398–1410, seit 1400 Römischer König) beschritt schließlich den Weg der kirchlichen Institutionen. Auf seine Bitten hin inkorporierte Papst Bonifaz IX. (1389–1404) der Universität Heidelberg 12 Kanonikate⁸ aus verschiedenen Stiften der Worm-



Die Zeichnung des Gebäudes fertigte Architekt Dipl. Ing. Michael Buck (Universitätsbauamt Heidelberg) nach den Angaben der Quellen und dem Heidelbergpanorama von M. Merian.

ser und Speyerer Diözesen. Aus den Mitteln dieser Kanonikate sollten nach den päpstlichen Anweisungen nunmehr 12 Magister und Doktoren der Universität unterhalten werden. Mit dieser Verfügung Papst Bonifaz' IX. vom 1. Dezember 1398⁹ war die eigentliche finanzielle Grundlage der Universität bis zur Einführung der Reformation in der Kurpfalz im Jahre 1556 gelegt, freilich in der Art, daß die Finanzierung der Universität in der Weise geschah, wie die Priester, Kanoniker und sonstige Amtsträger der Kirche unterhalten wurden, nämlich aus den Pfründenstiftungen um ihr Seelenheil besorgter Gläubiger, die der Kirche zum fürsorglichen Gebet um ihr Seelenheil nicht unerhebliche Summen vermacht hatten. Die jeweiligen Inhaber der Kanonikate wurden von ihren kirchlichen Pflichten befreit, und an deren Stelle trat das Lehramt in der Universität, sie wurden gewissermaßen zur Wahrnehmung von Lehrämtern an die Universität ausgeliehen. Die personelle Besetzung der Kanonikate lag freilich nunmehr bei der Universität.

Da nun die 12 in Heidelberg in der Rechtsform eines Stiftes vereinigten Kanonikate an einem entsprechenden kirchlichen Ort vereinigt werden mußten, um der kirchlichen Rechtsform eines Stiftes Genüge zu tun, richtete Rupprecht III. an der Heidelberger Heilig-Geist-Kirche ein entsprechendes Stift ein, das in seiner rechtlichen Konstruktion, in seiner finanziellen

und personellen Ausstattung in den kommenden Jahrzehnten noch erweitert werden sollte¹⁰.

Die Heilig-Geist-Kirche bestand bis zu dieser Zeit, dem Jahre 1398/99, noch in der Form des in den Fundamenten in diesem Jahrhundert archäologisch ergrabenen kleineren Vorgängerbaues¹¹, der konzentrisch unter dem heutigen größeren Bau der Kirche lag¹². Da nun der Dienstort der Kanoniker in einer Stiftskirche traditionell in deren Chor untergebracht war, der Chor der alten Heilig-Geist-Kirche sich jedoch dafür als zu klein erwies und zudem noch ein weiteres, freilich weniger mit der Universität zusammenhängendes Ereignis eintrat, brach man den Chor der Heilig-Geist-Kirche um 1400 kurzerhand nieder und errichtete einen neuen, wesentlich größeren Bau¹³: Am 20. August 1400 wurde König Wenzel, der Sohn Kaiser Karls IV. (1346–1378), Römischer König seit 1378, wegen Untätigkeit und Unfähigkeit abgesetzt, und am Tage darauf wurde Rupprecht III. zu seinem Nachfolger als Römischer König gewählt. Sicherlich verband Rupprecht nun die Idee, im erneuerten Chor der Heilig-Geist-Kirche zugunsten der Universität ein Stift einzurichten, mit dem Plan, hier eine Grablege für die Dynastie der pfälzischen Wittelsbacher zu gestalten. Der Schlußstein mit dem königlichen Reichsadler im letzten Joch des Chorgewölbes¹⁴ und die Tatsache, daß Rupprecht sich hier mit seiner Gemahlin Elisabeth von Hohenzollern beisetzen ließ, belegen dieses.

Seiner zukünftigen Bedeutung angemessen wurde der Chor als geräumiger Hallenumgangschor gestaltet, der sowohl die Altäre der Stiftsherren als auch die Grablegen vieler Generationen des Hauses Pfalz-Wittelsbach würde aufnehmen können.

Vermutlich im Jahre 1408 wurde der Chor fertiggestellt und seiner Bestimmung übergeben, und es scheint so, als sei darin auch eine kleine Bibliothek der Stiftsherren aufgestellt gewesen¹⁵. Eine erste Erweiterung erfuhr diese durch das Vermächtnis des sehr wohlhabenden Mediziners Wilhelm Tensdal von Deventer, der dem Stift 1419 seine Bibliothek vermachte¹⁶. Bemerkenswerterweise enthält sein Testament die Bestimmung, daß die Bücher von den Magistern und Studenten der Universität benutzt werden sollten; wenn die Bücher im Heilig-Geist-Stift zur Aufstellung gekommen sind, muß sich hier eine universitäts-öffentliche Bibliothek befunden haben.

Eine reiche Erweiterung der Stiftsbibliothek brachte das Legat Kurfürst Ludwigs III. (1410–1436). Im Jahre 1421 teilte er der Universität mit, daß er ihr nach seinem Tode den größten Teil seiner Bibliothek vermachen werde¹⁷.

Vermutlich im Jahre 1420 wurde das alte Langhaus der Heilig-Geist-Kirche abgetragen und mit dem Neubau begonnen. Spätestens im darauffolgenden Jahre muß – möglicherweise nach einer Planänderung¹⁸ – die Idee

verfolgt worden sein, im neuen Langhaus der Heilig-Geist-Kirche die Bibliothek der Universität unterzubringen, denn Kurfürst Ludwig III. formulierte in seiner Mitteilung an die Universität 1421 wörtlich, daß seine Bücher zum Gebrauch für die Mitglieder der oberen Fakultäten „zu dem heyligen geiste in eine liberie, die man darinne machen wirtet legen, und die mit ketten und schlossen wol verwaren und versichern sa“¹⁹. Gemeint war damit die nach der Fertigstellung des Langhauses erfolgte Aufstellung der Bibliothek auf der nördlichen und südlichen Langhausempore der Heilig-Geist-Kirche, die zu diesem Zweck ungewöhnlich breit gestaltet wurden.

Mit diesem Akt war nun eigentlich die Bibliothek in der Heilig-Geist-Kirche begründet, die mit den reichen Erweiterungen der beiden folgenden Jahrhunderte die Bibliotheca Palatina, die „Mutter aller Bibliotheken“, die kurfürzliche Landes- und Universitätsbibliothek werden sollte.

Kurfürst Ludwig III. hatte mit diesem Plan zweifellos im Auge gehabt, die Heilig-Geist-Kirche zum Zentrum der Universität zu machen. Mit dem Stift war das finanzielle Rückgrat der Universität geschaffen, alle feierlichen Akte der Universität fanden in der Heilig-Geist-Kirche statt, und hier sollte auch die Bibliothek, der geistig und materiell kostbarste Schatz der Universität, aufgestellt werden.

Noch während das neue Langhaus von Heilig-Geist mit seinen geräumigen Bibliotheksemporen im Bau war – es wurde vermutlich 1440 oder 1441 fertiggestellt²⁰ – entwickelte die Artistenfakultät Pläne zum Bau einer eigenen Bibliothek. Im September 1434 hatte die Artistenfakultät eine Kommission eingesetzt, die die Strukturen der Fakultät überarbeiten sollte²¹. Insbesondere hatte die Kommission die Aufgabe, die Verteilung der Pflichtvorlesungen über Ethik, Metaphysik und Philosophie unter den jüngeren und älteren Magistern der Fakultät zu regeln. Auch die Art des Vorlesungsbetriebes wurde festgelegt, und in diesem Zusammenhang scheint die Idee für den Bau eines eigenen Bibliotheksgebäudes aufgekommen zu sein, denn am Tage des Kommissionsberichtes, dem 21. Oktober 1434 faßte die Artistenfakultät einen entsprechenden Beschluß²², einstimmig übrigens, wie das Protokoll hervorhebt. Und noch in derselben Sitzung setzte man einen Ausschuß von 8 Magistern – kaum weniger freilich als das Plenum – ein, der die schwierige Wahl des Bauplatzes und die Bauleitung übernehmen sollte.

Es läßt sich nur vermuten, was die Artistenfakultät dazu veranlaßte, ein eigenes Bibliotheksgebäude zu planen, wäre doch auf den geräumigen Emporen im Langhaus der Heilig-Geist-Kirche genügend Platz auch noch für die Artistenbibliothek gewesen. Auf der einen Seite war es sicher die seit der Gründung der Universität bestehende und garantierte Eigenständigkeit der Artistenfakultät, die das Bauvorhaben entstehen ließ, und die Magister

mochten vielleicht befürchten, daß diese mit der Konzentrierung der gesamten Universität in der Heilig-Geist-Kirche eingebüßt werden könnte. Auf der anderen Seite war mit der ersten testamentarischen Verfügung Kurfürst Ludwigs III. von 1421 bereits der Rahmen für eine stringente Benutzungsordnung gegeben, dem sich die Artisten nicht anschließen konnten; 1434 mochte das noch auf Vermutungen beruhen, nach dem 1436 abgefaßten Testament Ludwigs III.²³ wurde es Gewißheit: Wie schon 1421 bestimmt, sollten die Bücher in der Heilig-Geist-Kirche mit Ketten und Schlössern befestigt untergebracht werden, jede Ausleihe wurde untersagt.

Nach der Übereignung der Bibliothek im Jahre 1438 stellte die Universität in Übereinstimmung mit den testamentarischen Verfügungen eine Benutzungsordnung auf, die wohl den Befürchtungen der Artisten entsprach. Einen Schlüssel zur Bibliothek, die zunächst wohl im Chor der Heilig-Geist-Kirche aufgestellt wurde, erhielten gegen eine entsprechende Eidesleistung nur die im Heilig-Geist-Stift organisierten Doktoren und Magister. Zugang hatte also nur ein kleiner ausgewählter Personenkreis, nicht aber die Allgemeinheit der Universität.

Bis zum Jahre 1439 wurde der Plan der Artisten für ein eigenes Bibliotheksgebäude nicht weiter verfolgt, jetzt aber, unmittelbar nachdem die Universität die restriktive Benutzungsordnung erlassen hatte, wurde er wiederbelebt. Allerdings scheint sich die Universität dieses Planes bemächtigt zu haben, möglicherweise um einen Alleingang der Artisten zu vermeiden. Für den 2. Januar 1439 vermerkt ein Eintrag in die Akten der Artistenfakultät knapp und bündig, daß inzwischen ein Bauplatz ausgewählt worden sei und daß die Bücher der Artisten im unteren Stockwerk des geplanten Gebäudes aufgestellt werden sollten, im oberen Geschoß nicht näher bezeichnete Bücher der oberen Fakultäten²⁴.

Ausführlicher und aufschlußreicher wird der Vorgang in den Akten der Universität dargestellt²⁵: für den 2. Januar 1439 hatte der Rektor eine Versammlung der Universität in der Marienkapelle anberaumt; offensichtlich einziger Tagesordnungspunkt war der Bibliotheksbau der Artisten. Jetzt ist Genaueres über den geplanten Bau zu erfahren: er soll zwei Räume umfassen, einen unteren und einen oberen. In dem unteren sollen neben den Büchern der Artisten auch andere der Theologie, des Kanonischen Rechts und des Bürgerlichen Rechts und der Medizin aufgestellt werden, Teile der Bibliothek der oberen Fakultäten mithin. Der obere Raum blieb den „nobiliores libri universitatis“, den wertvolleren und berühmten Büchern der Universität vorbehalten.

Auch die Frage des Zugangs zur Bibliothek wurde gleich geregelt: für das untere Stockwerk sollten die einzelnen Artisten-Magister Schlüssel erhal-

ten, zum oberen Stockwerk nur die Doktoren der oberen drei Fakultäten, ferner die Licensiaten der juristischen und der medizinischen Fakultät und die Baccalare der theologischen Fakultät. Diese Vorschläge stellte der Rektor zur Diskussion.

Die folgende Diskussion scheint ziemlich turbulent abgelaufen zu sein, denn zwei Artisten-Magister verweigerten „simpliciter et cathegorematic“, einfach und kategorisch eine Begründung ihrer Ablehnung der Pläne, war doch aus dem Vorhaben der Artisten plötzlich eines der gesamten Universität geworden und selbst der den Artisten zugesicherte untere Raum des Gebäudes konnte nicht von ihnen allein genutzt werden. Den dissentierenden beiden Magistern gab der Rektor acht Tage Zeit, ihr Votum zu begründen. Anschließend wählte man eine Kommission von 10 Mitgliedern aus allen Fakultäten, einschließlich Dekan der Artisten und Rektor der Universität.

Und nun schien die Sache plötzlich zu eilen. Man setzte sich mit Heidelberger Handwerkern in Verbindung und schloß am 9. März desselben Jahres einen Bauvertrag mit dem Maurer Hans Kremer und dem Steinmetzen Christian von Koblenz ab²⁶. Vertragsgegenstand war die Errichtung des Bibliotheksgebäudes im Garten der Artisten. Die Hauptpunkte des Vertrages sind: der Rohbau ist bis zum 24. Juni des folgenden Jahres fertigzustellen; das Gebäude soll 16 verschließbare Fenster haben, für jedes über diese Zahl hinaus eingebaute Fenster erhalten die Bauleute eine weitere Entlohnung von 3 Gulden (fl), für jedes weniger eingebaute Fenster wird ihnen die Summe von 3 fl vom Lohn abgezogen. Die Art der Fenster wird penibel festgelegt: die steinernen Gewände sollen genau behauen sein, außen geglättet, mit Bändern (Scharnieren) und Vertiefungen zur Aufnahme der Klappläden ausgestattet sein, über ein steinernes Fensterkreuz verfügen und genauestens gearbeitet sein. An den beiden Schmalseiten soll das Gebäude je einen Giebel erhalten, die zwei Schuh (1 Heidelberger Werkschuh = 27,9 cm) über die Dachhaut emporragen sollen. Die Stärke der Fundamente wird mit 5 Schuh vereinbart; im Erdgeschoß sollen die Außenwände 4 Schuh stark und 15 Fuß hoch sein, dann folgt ein Absatz zur Aufnahme der Deckenbalken. Demzufolge wird für die Stärke der Wände im Obergeschoß 3 Schuh angegeben, die Höhe wird mit 16 Fuß vereinbart. Die Giebelwände darüber sollen noch 2 Fuß stark sein, und alle Wände sollen außen roh beworfen (verputzt) werden. Über diese Vereinbarungen erhielten beide Parteien einen „usgeschnyeden zettel“, ein Chirograph also²⁷.

Am 5. April des Jahres konnte der Rektor der Universität mitteilen, daß Kurfürst Ludwig IV. (1436–1449) dem Plan in allen Punkten zugestimmt habe, allerdings mit der Einschränkung, daß die Universität sich in allen den Bau betreffenden Fragen mit einem von ihm benannten Bausachverständi-

gen ins Benehmen zu setzen habe. Sicher eine weise Entscheidung des Landes- und Universitätsherren, die im Umgang mit Büchern erfahrenen Magister und Doktoren nicht schutzlos der rauhen Wirklichkeit des Baugewerbes auszusetzen.

Zum vertraglich vereinbarten Termin, dem 24. Juni 1440, war der Rohbau des Bibliotheksgebäudes noch nicht fertiggestellt, offensichtlich war auch noch nicht mit dem Bau begonnen worden. Erst am 25. Juli des darauffolgenden Jahres ist in den Akten der Universität davon wieder die Rede²⁸. Im Bauvertrag vom 9. März 1439 war geregelt, daß die Magister für das Ausheben der Fundamentgräben selbst sorgen oder geeignete Arbeiter dazu zu verdingen hätten. Erst jetzt begannen die Erdarbeiter unter Leitung ihres Vorarbeiters Vetterlin mit den Arbeiten²⁹. An der gleichen Stelle werden die genauen Maße des Gebäudes mitgeteilt: der Fundamentgraben soll in einer Breite von 8 Schuh = 2,23 m für die Aufnahme des 5 Schuh = 1,39 m starken Fundamentes in einer Gesamtlänge von 212 Schuh = 59,15 m ausgeschachtet werden. Aus diesem Maß von 212 Schuh für die Gesamtlänge der Außenmauern des Gebäudes lassen sich natürlich keine Angaben über das Verhältnis von Länge und Breite des Gebäudes machen, doch decken sich die Gesamtmaße mit dem Aufmaß, das knapp 260 Jahre später unter der Leitung des Mathematikers Gerhard von Leuneschloß vom pfälzischen Oberfeldmesser Franz Adam Sartorius von dem 1693 zerstörten Gebäude genommen wurde³⁰. Danach maß das Gebäude 66 Schuh = 18,41 m in der Länge und 39 Schuh = 10,88 m in der Breite.

Der Eintrag über den Beginn der Erdarbeiten erwähnt nicht nur die Anwesenheit des Rektors und der Ausschußmitglieder, sondern auch die des „sapiens“, des weisen Wernher und des bereits bekannten Maurers Johann Kremer³¹. Nachdem eine Abschlagszahlung von 18 fl gezahlt war, konnten die Arbeiten beginnen.

Bereits am 1. August konnte mit der feierlichen Grundsteinlegung der Baubeginn begangen werden³². In Anwesenheit einiger Ausschußmitglieder und des Vicepedellen Simon Hagen³³ legte der Rektor den Grundstein des Bibliotheksgebäudes. Anschließend erhielten die Handwerker eine erste Abschlagszahlung.

Erst im folgenden Jahre hören wir wieder von der Bibliothek. Am 25. Mai beschloß die Universität eine Bibliotheksordnung und einen Plan für die Aufstellung der Bücher; offensichtlich stand man kurz vor dem Abschluß der Bauarbeiten³⁴, und bereits wenige Tage später beschloß die Universität, die Bücher in das neue Gebäude transportieren zu lassen³⁵. Vielleicht waren die Magister und Doktoren in der Beurteilung des Baufortschrittes ein wenig voreilig verfahren, denn ein Eintrag in die Akten der Artistenfakultät

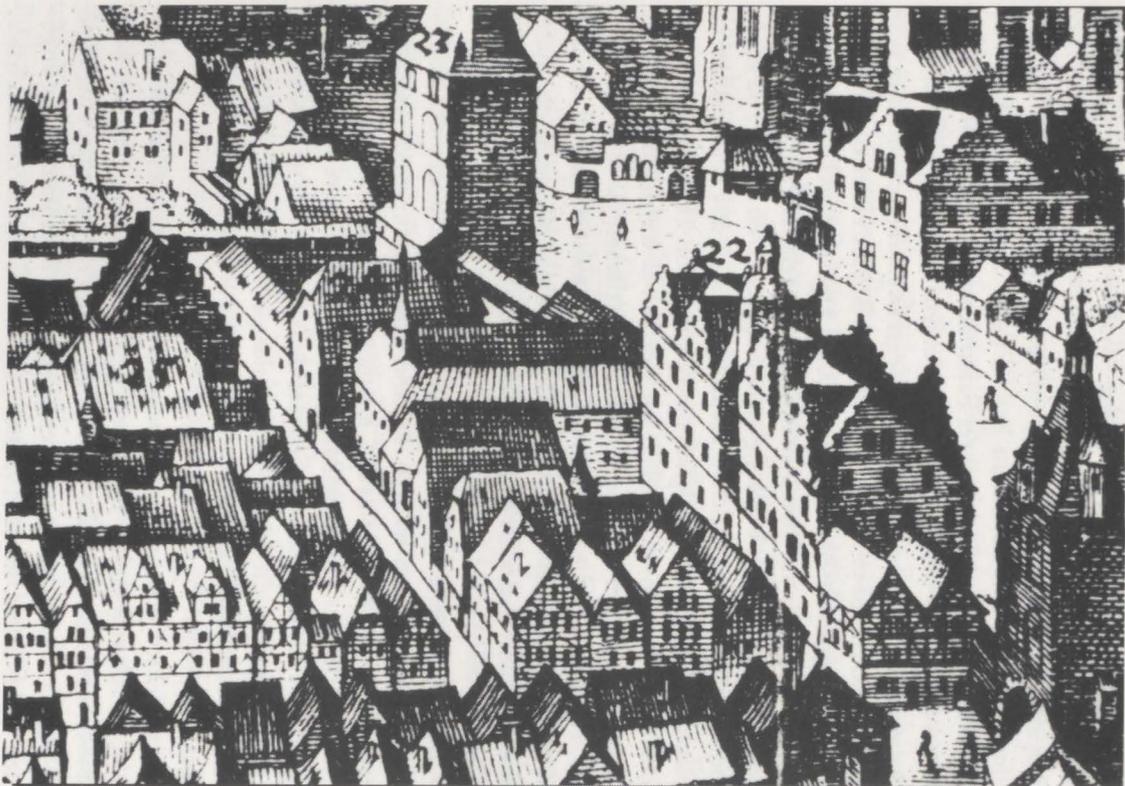
vom 9. Juni des Jahres³⁶ spricht eine andere Sprache, der Bau war noch keineswegs bezugsbereit.

Gleichzeitig aber mußten sich die Bauherren notwendigerweise mit der finanziellen Seite des Unternehmens beschäftigen. Am gleichen Tage beschlossen die Magister, den Fiskus ihrer Fakultät zu öffnen und den Betrag von 250 fl an den Fiskus der Universität zu zahlen. Sorgfältig ließ man sich darüber vom Rektor eine mit seinem Amtssiegel beglaubigte Quittung ausstellen³⁷. Nach Einträgen in derselben Acta hatte Rektor Nikolaus Wachenheim bereits am 1. Juni die Bausumme mit 600 fl angesetzt und die Artistenmagister um eine Erhöhung ihres Anteils um 50 fl gebeten³⁸. Darauf scheinen sich die Artistenmagister vorläufig nicht eingelassen zu haben. Am Ende seiner Amtszeit legte Artistendekan Heinrich Reinfelt aus Schweinfurt in seinem Rechenschaftsbericht lediglich die Zahlung von 250 fl dar, von den zusätzlichen 50 fl ist nicht die Rede³⁹. Im April 1443 werden die Artisten, diesmal etwas dringlicher aufgefordert, die zusätzlichen 50 fl zu zahlen⁴⁰. Nunmehr erklärten sich die Magister bereit, die Summe zu zahlen, freilich ließen sie sich vom Rektor – natürlich besiegelt – eine Auslösung der Summe aus den Einkünften der Universität aus der St. Jacobi-Kirche in Lauda verschreiben⁴¹.

Am 6. Dezember 1443 schließlich konnten die Forderungen der beiden Bauunternehmer beglichen werden. In einer Ratsiegelurkunde der Stadt Heidelberg erklären der Steinmetz Christian von Koblenz und die Vormünder der Kinder des offensichtlich verstorbenen Maurers Johann Kremer, daß sie voll entlohnt worden seien und daß die Magister und Doktoren der Universität ihnen „ein schenk ... uber das gethan habent“⁴². Über die Höhe der Entlohnung ist nichts erwähnt, auch nicht über die des Geldgeschenkes.

1442 hatte Rektor Nicolaus von Wachenheim die Bausumme mit 600 fl veranschlagt, doch scheint der Bau teurer geworden zu sein, denn im September 1444 verpflichtet sich die Universität, dem Professor der Theologie Johannes Wenck die aus dessen privaten Mitteln zur Baufinanzierung zugesprochenen 100 fl unter besseren finanziellen Verhältnissen zurückzuzahlen⁴³. Der Rohbau scheint also 700 fl gekostet zu haben.

Mit der Abwicklung der finanziellen Seite des Unternehmens – es ist wohl zu vermuten, daß darin auch die Gründe für die Verzögerung lagen – ist die Frage nach dem endgültigen Bezug der neuerbauten Bibliothek noch nicht geklärt. Zwar hatte die Universität bereits 1442 den Transport der Bücher beschlossen, auch war bereits eine Bibliotheksordnung erstellt worden und die Frage der Schlüsselgewalt geregelt worden, doch wurden die Schlüssel erst am 27. Februar 1445 vom Rektor an den seinerzeit dazu be-



Auf der Stadtansicht von Matthäus Merian ist das Gebäude der Universitätsbibliothek gut zu erkennen

stimmten Personenkreis übergeben⁴⁴. Dieser Termin scheint für die endgültige Fertigstellung und den Bezug des Gebäudes zuzutreffen, denn erst im Juni des Vorjahres waren die „Ketten für die Sicherung der Bücher in der neuen Bibliothek und andere für die Sicherung der Bücher notwendige Dinge“ in Auftrag gegeben worden⁴⁵, d.h. die Bibliothek konnte ohne diese Sicherungsmaßnahmen ohnehin nicht bezogen und den Benutzern zugänglich gemacht werden.

Nirgendwo ist die innere Gestaltung der Bibliotheksräume beschrieben, lediglich aus einem 1466 angefertigten Gesamtkatalog der Bibliotheken der Universität⁴⁶ geht hervor, daß im unteren Raum der neuen Bibliothek die Bände der Artisten mit den Leihgaben der oberen Fakultäten in 6 Pulten auf der rechten und in 11 Pulten auf der linken Seite des Raumes aufgestellt waren. Im oberen Raum herrschte eine andere Ordnung; hier waren die Bücher der oberen drei Fakultäten in 20 Pulten in zwei nebeneinanderstehenden Reihen untergebracht. Demnach müssen die beiden übereinander liegenden Räume ohne Zwischenwände gestaltet gewesen sein. Aus den überlieferten Angaben läßt sich die Grundfläche der beiden Geschosse nach Abzug der Mauerstärken jeweils etwa $16 \times 8,5 \text{ m} = 136 \text{ m}^2$ errechnen. Das obere Geschosß und wohl auch das Dachgeschosß, über dessen Nutzung nichts gesagt wird, konnten über einen an der nordwestlichen Giebelwand errichteten Treppenturm erreicht werden, wie bei vielen repräsentativen Bauten in der Stadt Heidelberg.

Mehr als zehn Jahre waren vom Beginn der Planungen bis zum Bezug vergangen. Bis zum Jahre 1594 konnte das Gebäude wie geplant genutzt werden, dann freilich wurde die Bibliothek der Artisten aus dem unteren Stockwerk verdrängt, da die Universität das saalartige Erdgeschoß zur bequemen Abhaltung ihrer Gastlichkeiten und Festmähler besser zu nutzen wußte⁴⁷. Im offiziellen Sprachgebrauch der Universität hieß das Gebäude seitdem das „Prytaneum“ (*griech.* *prutaneion* = Amtshaus der Vorsteher). Im Orléanschen Erbfolgekrieg wurde das Gebäude ebenso wie viele andere der Stadt Heidelberg gründlich zerstört; eine Aufnahme der baulichen Überreste der Baulichkeiten der Universität, die ab 1695 von einer Kommission von Handwerkern und dem eben von Mainz nach Heidelberg übergesiedelten Baumeister Johann Adam Breunig vorgenommen wurde⁴⁸, läßt erkennen, daß das Gebäude völlig ausgebrannt war, die steinernen Umfassungsmauern und der Turm mit der Wendeltreppe größtenteils noch erhalten waren. Nach 1700 mußte die Universität den gesamten Komplex zwischen heutiger Merianstraße, der westlichen Seite der heutigen Schulgasse und der früheren südlichen Heugasse, über der heute die Jesuitenkirche steht, entschädigungslos an die Jesuiten abtreten⁴⁹.

Im heutigen Stadtbild ist das Bibliotheksgebäude nicht mehr zu finden. Zwar hat Matthäus Merian 1620 in seinem Panorama von Heidelberg Dach, Giebel und Treppenturm des Hauses noch festhalten können, sodaß zusammen mit den anderen Hinweisen die Lage des Gebäudes genau bestimmbar ist. Seine Fundamente liegen heute unter der Nordwestecke der Jesuitenkirche, leicht in die Schulgasse hineinragend und mit der nördlichen Fassadenmauer der Kirche abschließend; die Lage des Treppenturmes dürfte etwa in der Mitte der Schulgasse an dieser Stelle zu lokalisieren sein.

Anmerkungen:

- 1 G. Ritter, *Die Heidelberger Universität*, Bd. 1, Heidelberg 1936, S. 396 ff. Die Kataloge sind gedruckt bei G. Toepke, *Die Matrikel der Universität Heidelberg*, Bd. I, Heidelberg 1884, Anhang IV. Zum Gesamtproblem der frühen Bibliotheken in Heidelberg ferner: E. Mittler, *Die Bibliotheca Palatina*, in: *Mit der Zeit*, Wiesbaden 1986, S. 7–50. Ders., *Bibliothek und Universität*, in: *Semper Apertus, Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg*, Heidelberg 1986, Bd. IV, S. 1–20. Ders., *Ludwig III. begründet die Bibliothek des Heiliggeiststifts*, in: *Bibliotheca Palatina, Katalog zur Ausstellung*, Textband, Heidelberg 1986, S. 6 f. R. Düchting, *Bibliotheca Palatina*, in: *Heidelberger Jahrbücher XXIX*, Heidelberg 1985, S. 133–152.
Unverzichtbar noch immer: F. Wilken, *Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergschen Büchersammlungen*, Heidelberg 1817.
- 2 Neben den drei „oberen“ Fakultäten Theologie, Jura und Medizin, an denen das Studium erst dann aufgenommen werden konnte, wenn die grundlegenden Studien in der Artistenfakultät mit dem Erwerb des Grades eines „Magister Artium“ (M.A.) erfolgreich abgeschlossen waren, nahm die Artistenfakultät nach dem für Heidelberg vorbildlichen Muster der Sorbonne in Paris eine Sonderstellung ein, die sich darin dokumentierte, daß die Universität zwar ein Szepter führte, die Artistenfakultät aber ein eigenes besaß. In den ersten Jahren nach der Gründung (bis 1393) konnte zudem der Rektor der Universität nur aus der Artistenfakultät gewählt werden.
- 3 H. Weisert, *Geschichte der Universität Heidelberg*, Heidelberg 1983, S. 11
- 4 Wilken, wie Anm. 1, S. 11.
- 5 Abdruck der Urkunde Rupprechts II. bei E. Winkelmann, *Urkundenbuch der Universität Heidelberg*, Bd. I, Heidelberg 1886, Nr. 30.
- 6 Das bei Toepke, wie Anm.1, S. 647, nach ihm bei Winkelmann, *Urkundenbuch II*, Nr. 55 und nach diesen durchweg in der Literatur angegebene Datum 1391 ist falsch. Der Jahresanfang wurde im Mittelalter im Römischen Reich allgemein mit dem Fest der Geburt Christi gefeiert, lag also am 25. Dezember des Vorjahres. Nach der mittelalterlichen Zeitrechnung zählte daher der 26. Dezember des Jahres 1390 bereits zum eben begonnenen Jahre 1391.
- 7 Universitätsarchiv Heidelberg (im folgenden UA HD) *Acta Universitatis I*, fol. 62
- 8 Amt eines Kanonikers an einer Domkirche resp. dessen Einkünfte
- 9 Vergl. G. Ritter, wie Anm. 1, S. 132 ff, Druck bei Winkelmann, *Urkundenbuch I*, wie Anm. 1, Nr. 46
- 10 Vergl. Ritter, wie Anm. 1, S. 131 ff.

- 11 Vergl. E. Zahn, Die Heiliggeistkirche zu Heidelberg. Geschichte und Gestalt = Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evang. Landeskirche Badens, Bd. XIX, Karlsruhe 1960, passim.
- 12 Vergl. Zahn, wie Anm. 11, Plan 1 und den Text passim.
- 13 Zum folgenden Zahn S. 8 ff.
- 14 Abbildung bei Zahn, Abb. 20
- 15 Wilken S. 56 f. Ritter, Die Heidelberger Universität, S. 399 formuliert vorsichtig, daß man über die Anfänge der Stiftsbibliothek „nichts Näheres“ wisse.
- 16 Winkelmann, UB II, S. 200 und Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg, Heidelberg 1840, Bd. I, S. 257, Anm. 11
- 17 Druck Winkelmann I, Nr. 82. Wilken S. 95 ff. Ritter S. 399 f. J. F. Hautz, Zur Geschichte der Universität Heidelberg, in: Heidelberger Jahrbücher 45/1852, S. 147. E. Mittler, Ludwig III., wie Anm. 1.
- 18 Vergl. dazu Zahn S. 134 f.
- 19 Winkelmann, UB I, Nr. 82. Dazu E. Mittler, Die Stiftungsurkunde Ludwigs III. für die Bibliothek des Heiliggeiststifts 1421, in: Bibliotheca Palatina, Textband, S. 7.
- 20 Zahn S. 11 f.
- 21 UA HD, Acta facultatis artium I, fol. 79v–81, Abdruck bei Winkelmann, UB I Nr. 95.
- 22 UA HD; Acta facultatis artium I, fol. 81, Regest bei Winkelmann, Urkundenbuch II, Nr. 272.
- 23 Abdruck des Testaments bei Hautz, Zur Geschichte der Universität Heidelberg, S. 26, dazu zuletzt E. Mittler, Ludwig III., in: Bibliotheca Palatina, Textband S. 6 f mit der entspr. Literatur.
- 24 UA HD, Acta fac. Art. I, fol. 90 r.
- 25 UA HD, Acta universitatis II, fol. 158.
- 26 UA HD, Acta universitatis II, fol 169 r, Regest Winkelmann, Urkundenbuch II, Nr. 296. Die beiden Handwerker, der Maurer Hans Kremer und der Steinmetz Christian von Koblenz lassen sich in der Heidelberger Steuerliste von 1439 nachweisen, vergl. A. Christ: Das Steuerwesen der Kurpfalz im Mittelalter, I, Die Heidelberger Schatzung von 1439, in: Neues Archiv f. d. Gesch. d. Stadt Heidelberg Bd. III, Heidelberg 1898, S. 200 ff. Beide Handwerker sind als Mitglieder der Schmiedezunft eingetragen.
- 27 Für die Erklärung der zahlreichen handwerklichen Fachausdrücke habe ich Herrn Dieter Hornung, Heidelberg, herzlich zu danken.
- 28 UA HD, Acta univ. II, fol 168v. Regest Winkelmann, Urkundenbuch II, Nr. 298.
- 29 Vetterlin ist im Schatzungsverzeichnis von 1439 (vergl. oben Anm. 24) nicht nachweisbar. Ein Eintrag in die Acta univ. II, fol. 170 r erwähnt allerdings, daß er seine Wohnung gegenüber der des Magisters Heinrich Munsinger, Dr. med., habe.
- 30 UA HD, IX, 5 Nr. 54, wiedergegeben auch bei F. Hirsch: Von den Universitätsgebäuden in Heidelberg. Ein Beitrag zur Baugeschichte der Stadt, Heidelberg 1903, leider mit häufig unrichtigen Angaben und Mutmaßungen.
- 31 Auch im Schatzungsverzeichnis von 1439 wird Wernher unter der Nr. 305 als „der Weise“ bezeichnet; er wird als Mitglied der Weingärtnerzunft bezeichnet.
- 32 UA HD, Acta fac. Art. I, fol 170 r.
- 33 Simon Hagen wird hier noch als Vicepedell bezeichnet. Am 10. Mai 1442 legte er seinen Eid als Pedell der Universität ab, wobei er als Pedell der jur. Fakultät bezeichnet wird. UA HD Acta univ. I fol. 11.
- 34 UA HD, Acta univ. II, fol. 173v

- 35 UA HD, Acta univ. II, fol. 172v
36 UA HD, Acta fac. Art. I, fol. 99v
37 dto.
38 UA HD, Acta fac. Art. I, fol. 100r
39 UA HD, Acta fac. Art. I, fol. 201r
40 UA HD, Acta fac. Art. I, fol. 203r
41 dto
42 UA HD, Acta univ. II, fol. 170r
43 UA HD, Acta univ. II, fol. 196v
44 UA HD, Acta fac. Art. I, fol. 228r
45 UA HD, Acta univ. II, fol. 193v
46 Heidelberg Universitätsbibliothek, Heid. Hs. 47, dazu L. Schuba, Die ersten Heidelberger Bibliothekskataloge, in: Bibliotheca Palatina, Textband S. 10 f.
47 UA HD, Acta univ. XVII, fol. 45v und Acta fac. Art. IV, fol. 139.
48 UA HD, IX, 5, Nr. 5b
49 UA HD, IX, 5 Nr. 5e. Vergl. dazu besonders P.A. Riedl, Die Heidelberger Jesuitenkirche und die Hallenkirchen des 17. und 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Baukunst. Heidelberg 1956, S. 34 ff. Ferner G. Merkel, Wirtschaftsgeschichte der Universität Heidelberg im 18. Jahrhundert. = Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, Bd. 73, Stuttgart 1973, bes. S. 291 ff.

Achim Wendt

Spurensicherung zwischen Altbausanierung und Abrißbirne Zwei Beispiele zur Archäologie Heidelberger Hinterhöfe

Es mag nicht gerade den gemeinhin mit so spektakulären wie sensationellen Ergebnissen verbundenen Assoziationen mit Archäologie entgegenkommen, wenn die „Geheimnisse“ der Vergangenheit ausgerechnet in den abseitigen Winkeln enger Hinterhöfe gesucht werden. Doch wie so oft endet die Suche auch hier an unscheinbarem Ort. In historischen Altstädten sind es zuallererst die Hinterhöfe, die das alltägliche Arbeitsbild der Archäologie und Denkmalpflege bestimmen. Großgrabungen mit spektakulären Ergebnissen wie die bekannte Untersuchung des Heidelberger Kornmarktes sind an Großbaumaßnahmen gebunden und damit in Kernaltstädten die Ausnahme. Doch auch hier – um bei diesem prominenten Beispiel zu bleiben – entstammen die „sensationellen“ Fundkomplexe den rückwärtigen Hofflächen der „im großen Brand“ von 1693 untergegangenen Anwesen.

Rein quantitativ bestimmt die archäologischen Aktivitäten die hohe Frequenz an Baumaßnahmen, seien diese Umbauten, Umnutzungen, Modernisierungen unterirdischer Versorgungsleitungen usw., die im Rahmen von Altstadtsanierung und zahlloser privater Bauaufträge die historisch relevanten Liegenschaften im Kernstadtbereich berühren und die Dokumentation einmaliger historischer Zeugnisse vor ihrer endgültigen Zerstörung durch Abrißbirne und Baggerschaufeln erfordern. Zuerst sind es jedoch die spezifischen Erhaltungsbedingungen und historischen Aussagequalitäten, die eine ungeahnte Bedeutung der lange vergessenen Hinterhöfe für die Heidelberger Stadtgeschichte begründen.

Die großen Brände des pfälzischen Erbfolgekrieges von 1689 und 1693 vernichteten neben den beinahe gesamten Archivbeständen auch den Großteil an Bausubstanz der „alten berühmten Stadt Heidelberg“, die nach dem Umzug des Hofes 1720 nach Mannheim im Schatten ihrer Vergangenheit als „Residenz- und Hauptstadt“ der pfälzischen Kurfürsten blieb. Der Zugang zu dieser auch überregional so bedeutenden älteren Stadtgeschichte ist daher denkbar erschwert, ein Sachmoment, das tiefverwurzelte Vorbehalte gegenüber der Bedeutung der Heidelberger Altstadt als historischem Forschungs-

gegenstand geschaffen hat. Eindrücklich illustriert wird dieses durch die nahezu fehlende Rezeption in den gegenwärtig international stark expandierenden Bereichen der Städteforschung. Angesichts des unbestreitbaren Bekanntheitsgrades und der Bedeutung als „klassisches Denkmal“ der Residenz- und Hauptstadtentwicklung, als das Wolfgang Braunfels in seiner „Europäischen Stadtbaukunst“ die Heidelberger Stadtgestalt bezeichnete, ist das eine durchaus paradoxe Situation. Vor diesem Hintergrund gewinnt die archäologische Stadtkernforschung an Bedeutung, besteht hier doch eine einzigartige Möglichkeit, Quellen zur Stadt- und Kulturgeschichte neu zu erschließen: Eine große Chance auf einen ebenso reichhaltigen wie endlich geschichtsträchtigen Fundus im Boden.

Während die Häuser im Laufe der Zeit wiederholten Zerstörungen, Neu- und Umbauten ausgesetzt waren und Kellerausschachtungen die vorderen Zonen der Liegenschaften ausräumten, akkumulierten sich in den zugehörigen rückseitigen Höfen ungestört die Spuren der Vergangenheit, ohne daß hier tiefgreifende Substanzveränderungen den Niederschlag der Jahrhunderte zu beseitigen vermochten. Die mit der Industrialisierung zunehmende Vernachlässigung, die diese düsteren Winkel allenfalls noch als Rumpelkammern oder Abstellplätze für Autos- und Fahrräder nutzte, hat diese Bereiche als letzte Freiflächen im Stadtkern unbeschadet die Bauwellen der Nachkriegszeit überstehen lassen. In jüngerer Zeit entdeckte man den Freizeitwert durch Hinterhofbegrünungen – größere Baumaßnahmen blieben weiterhin aus. Erst heute entstehen mit dem Zwang zu Wohnraumverdichtung und Baulückenschließung wieder Eingriffe, die mit Kellerausschachtungen tief in den Boden eingreifen. Der Erhalt als „Archäotop“ wurde also gerade durch die abseitige Lage bestimmt.

Leerstehende Werkstätten, abgewirtschaftete Hinterhäuser und der Brauch, Sperrmüll wie Mülltonnen hier zu deponieren, knüpfen gegenwärtig noch schwache Berührungspunkte mit der historischen Qualität alter Hinterhöfe als Fossilien der Stadtgeschichte. Anders als in der Gegenwart konzentrierte sich in der vorindustriellen Vergangenheit dort ein Großteil des Arbeits- und Erwerbslebens. Ob die Höfe als Werkstätten, zu handwerklicher und häuslicher Arbeit oder als offene Garten- und Ackerflächen genutzt wurden, in den archäologisch erschließbaren Abfolgen tritt der historische Wandel in der Nutzungsgeschichte der Liegenschaften schichtweise zu Tage. Die Befund- und Kellerdichte reflektiert Nutzungsintensitäten und den Prozeß baulicher Verdichtung. Die üblicherweise bis in das letzte Jahrhundert beinahe ausschließlich auf die rückwärtigen Hof- und Gartenbereiche konzentrierte Entsorgung zeitigt enorme Mengen von Hausmüll, der detaillierte Einblicke in die Nutzung sowie Ver- und Entsorgung der

Anwesen im Lauf der Jahrhunderte gewährt. Die entsorgte Sachkultur reflektiert Alltag und sozialen Status ihrer Besitzer. Die Produktpalette belegt Raum- und Wirtschaftsbeziehungen. Nahezu ideale Erhaltungsbedingungen im feuchten und luftabgeschlossenen Milieu der Abfallgruben ermöglichen die Überlieferung von paläobotanischen Überresten, die Nahrungs- und Klimaverhältnisse ebenso rekonstruieren lassen, wie fossile Insekten und Bakterien hygienische Belastungen der städtischen Umwelt beleuchten.

Entsprechende Erhaltung vorausgesetzt, liefert die im Boden eines Hinterhofes konzentrierte Befund- und Funddichte einen Querschnitt zur historischen Entwicklung der untersuchten Liegenschaft von der Stadtgründung bis in die Gegenwart. Jede Parzelle ist ein räumlich eng umreißbarer Mikrokosmos – kleinste geschlossene Raumeinheit im Makrokosmos des Stadtgrundrisses – der die Einwirkungen der Stadtgeschichte in seiner individuellen Entwicklung reflektiert. In ihrer Vielfalt und räumlichen Verteilung über die Altstadt verdichten sich die Ergebnisse jeder weiteren Untersuchung zu einem immer präziseren und differenzierteren Bild der bisher beinahe unbekannteren Bau-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte Heidelbergs.

Beim gegenwärtigen Forschungsstand sind wir noch weit davon entfernt, endgültige Ergebnisse präsentieren zu können. Sind die Untersuchungen vor Ort oft in kurzer Zeit abzuwickeln, bedarf die komplexe wissenschaftliche, meist interdisziplinär betriebene Auswertung ein Vielfaches an Zeitaufwand. Zahlreiche wissenschaftliche Nachfragen und das rege Interesse der Öffentlichkeit begründen die Notwendigkeit, diese seit Jahren betriebene Sicherungs- und Forschungsarbeit neben dem Kreis der daran beteiligten Institutionen nun auch einem breiteren Heidelberger Publikum zugänglich zu machen. Anstelle eines einmaligen Überblicks über die bisherige Grabungstätigkeit der vergangenen zwanzig Jahre sollen fortan an dieser Stelle regelmäßig die ergebnisreichsten archäologischen Untersuchungen zur Stadtgeschichte in Vorberichten vorgestellt werden.

Neben einer 1996 vorgenommenen Untersuchung im Hofgelände des Anwesens Hauptstraße 214 wird ergänzend von einer kleinen Grabung im Hinterhof des Hauses Hauptstr. 136 berichtet. Beide Untersuchungsstellen eignen sich gleichermaßen zur exemplarischen Illustration und zum Vergleich individueller Aussagequalitäten archäologischer Hinterhofsequenzen, da sie gemeinsam an der mittelalterlichen Hauptverkehrsachse liegen, aber jeweils die Verhältnisse topographisch entgegengesetzter Stadtquartiere reflektieren. Überlieferungsbedingungen und Erhaltungszustand sind vergleichbar und beinhalten eine chronologische Bandbreite von der frühesten Besiedlung bis zum barocken Wiederaufbau der Stadt. Für beide Liegen-

schaften besteht zudem die für Heidelberg bemerkenswerte Möglichkeit, die archäologischen Befunde ab dem ausgehenden Mittelalter mit Schriftquellen zu verbinden.

Die Untersuchungen zur Geschichte der Parzelle Hauptstraße 136

Im Rahmen von Umbau- und Sanierungsarbeiten erfolgten im Februar 1994 tiefgreifende Ausschachtungen in dem zur Augustinergasse orientierten Hinterhofareal. Die bis zu drei Meter tief offenliegenden archäologischen Befunde konnten untersucht und anhand gut gegliederter Profilwände der Baugrube dokumentiert werden. Die Aufnahme und Notbergung erfolgte durch die Arbeitsstelle Heidelberg des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Für die Fundmeldung und kooperatives Verständnis sei an dieser Stelle der Bauleitung durch Herrn Ing. Dieter Hirschfeld gedankt.

Der archäologische Befund:

Stratigraphisch (in den angeschnittenen archäologischen Schichten) ältester Befund ist eine in den gewachsenen Sandboden eingetiefte Abfallgrube (Grube I) die vom Fundament zum Südgiebel des rezenten (jetzigen) Gebäudes geschnitten wird. Ihre räumliche Ausdehnung war damit nicht mehr vollständig zu ermitteln. Die Einfüllung besteht hauptsächlich aus stark verdichtetem Faulschlamm und datiert in die Zeit der Stadtgründung. Das dem Befund zugehörige Oberflächenniveau war nicht mehr erhalten und muß später abplaniert worden sein. Darüber folgen abwechselnd mehrere erhaltene Oberflächenbefestigungen und Auffüllschichten aus Sand mit den jeweils darüberziehenden Schmutzbändern alter Laufhorizonte. Diese rasch angewachsenen Niveauaufhöhungen datieren über den eingelagerten Keramikbruch sämtlich noch in das 13. Jahrhundert. Diese älteste erkennbare Nutzungsphase des Geländes wird von einer bis zu 20 cm mächtigen aus Brandschutt bestehenden Schicht abgeschlossen.

Unmittelbar darüber entwickelt sich erneut eine Kulturschicht, die von einer weiteren Abfallgrube (Grube II) geschnitten wird. Diese umfangreiche und sehr tiefe Grube konnte im Profilschnitt vollständig erfasst werden. Über die sich deutlich im gewachsenen Boden der Baugrubensohle abzeichnenden Verjauchungsspuren war ein rechteckiger Grundriß von ca. zwei mal drei m bei zwei m Tiefe nachzuweisen. Die Einfüllung besteht aus zwei durch eine Lehm-packung voneinander getrennten, mit hohen Anteilen an entsorgtem Hausrat und Küchenabfällen durchsetzten Fäkalienschichten. Zum nordwestlichen Grubenrand zieht ein sich nach oben verjüngendes Band derselben Konsistenz und markiert hier die dem Gebäude zugewandten Ein-

füllrichtung. An die ursprüngliche Intention als Latrinengrube erinnert eindrücklich der Fund eines hölzernen Toilettensitztes, der an einen hölzernen Überbau denken läßt. Umfangreiches, mehrheitlich auf der Grubensohle geborgenes Fundmaterial datiert die Nutzungszeit auf das zweite Drittel des 14. Jahrhunderts.

Die weitere Entwicklung des Hinterhofareals war anhand der geöffneten Fläche nur noch schwierig zu rekonstruieren, da rezente Kanal- und Wasserrohrgräben die oberflächennahen Bereiche stören. Gegenüber der mehr als meterstarken Abfolge an Oberflächenerneuerungen des 13./14. Jahrhunderts fällt der mit knapp 80 cm vergleichsweise geringe Niveauanstieg in den folgenden fünf Jahrhunderten ins Auge. Lediglich im Westprofil ließ sich über der Grube des 14. Jahrhunderts ein Befund des 16. Jahrhunderts konkretisieren. Die stark bauschutthaltige, dicht mit Ofenkachelbruch versetzte Auffüllschicht zeigt, daß die dazwischenliegenden alten Oberflächen Planierungen gewichen sein müssen, die auf tiefgreifende Erneuerungen des Hofbereiches im 15. oder 16. Jahrhundert rückschließen lassen. Davon unberührt blieben im wesentlichen lediglich Tiefbaumaßnahmen wie eine große bis drei m tiefe Grube, die sich im Süd- und Ostprofil der Baugrube abzeichnete. Bei der allein mit umgesetztem gewachsenen Boden wiederverfüllten Grube ergab auch das nur spärlich enthaltene Keramikmaterial des 15. Jahrhunderts keinerlei Hinweis auf Sinn und Zweck dieser ungewöhnlich tiefreichenden und fundleeren Ausschachtung. Isolierte, stark gestörte Mauerbefunde – zwei Mauerstümpfe und zwei auf die Augustinergasse orientierte Abwasserkanäle – entziehen sich ebenfalls einer näheren Einordnung, dürften der stratigraphischen Lage nach jedoch mit hoher Wahrscheinlichkeit dem im 18. Jahrhundert errichteten Hinterhaus der Liegenschaft zuzuordnen sein.

In Anschluß an die archäologische Untersuchung des Hofbereichs konnte auch das Kellergeschoß des Anwesens in die Untersuchungen einbezogen werden, dessen bauliche Entwicklung in Grundzügen erfasst wurde. Ein großer, zur Hauptstraße orientierter und ein kleiner, dem Hof zugewandter Gewölbekeller belegen über Baufugen und Niveauversprung die ursprüngliche Zweiteilung des im aufgehenden Baubestand einheitlich erscheinenden Barockhauses. Der nördliche, die gesamte Giebelbreite des Gebäudes einnehmende Keller markiert mit seinen etwa 1,50 m starken Fundamenten den Bestand eines ursprünglich kleineren, aber ungewöhnlich massiven Vorderhauses. Ob die 12 auf 8 m große Grundfläche noch auf das Mittelalter zurückgeht, war anhand der unter Putz liegenden Wände nicht zu klären. Der im Lichten lediglich 2,70 auf 3,50 m messende hofseitige Gewölbekeller ist von dem größeren straßenseitigen Kellerraum durch Einbauten mit Kappen-

gewölben des 19. Jahrhunderts vollkommen getrennt, in seiner Substanz aber ungestört, was auf eine eigenständige Baumaßnahme schließen läßt. Die offen liegenden Mauerverbände deuten in diesem Fall auf gotische Zeitstellung.

Zum archäologische Fundmaterial

Die in Quantität wie Qualität aussagekräftigsten Fundmaterialien konnten aus den beiden mittelalterlichen Abfallgruben und der Schuttschicht des 16. Jahrhunderts geborgen werden.

In Grube I fanden sich unerwartet Keramikfragmente der älteren „grau-tonigen“ Drehscheibenware, eine Keramikgattung, die am nördlichen Oberrhein das 11./12. Jahrhundert bestimmt. Zu diesen bisher ältesten Funden aus dem Stadtgebiet zählen ein Topfrand vom sog. „Typ Stetten“ und das Fragment einer Doppelhenkelkanne, die jedoch allein eine Entstehung des Befundes vor der Wende zum 13. Jahrhundert nicht rechtfertigen können, zumal die Grube auch Keramik der jüngeren oberrheinischen Drehscheibenware enthielt, deren Entwicklung im frühen 13. Jahrhundert einsetzt. Ob die Grube also zum Bereich der nur 150 m weiter südlich im Hof der neuen Universität erstmals sicher nachgewiesenen Vorgängersiedlung Heidelbergs zuzuordnen ist, oder ob es sich um verlagerte Altstücke handelt, ist bei der geringen Materialmenge nicht sicher zu entscheiden.

Der etwa zu einem Drittel ergrabene Inhalt von Grube II enthält reichhaltige Keramik-, Glas-, Holz- und Tierknochenfunde. Bemerkenswert ist eine ungewöhnlich frühe Kombination von regionaltypischer jüngerer Drehscheibenware mit Importkeramik, der sog. „getauchten Dieburger Ware“, die nach Befunden in der nahegelegenen Probstei Wiesenbach regional bereits ab ca. 1333/34 nachweisbar ist. Das Randformenspektrum der Keramik läßt nach gegenwärtigen Datierungsansätzen die Nutzung der Abfallgrube etwa auf das zweite Drittel des 14. Jahrhunderts eingrenzen. Für das Neckarmündungsgebiet ungewöhnlich früh ist Keramikglasur nachzuweisen. Wahrscheinlich während des Brennvorgangs gelangten grüne Glasurtropfen auf ein helles, oxidierend gebranntes Töpfchen, das nach Scherben- und Glasurbeschaffenheit ebenfalls eine Herkunft aus dem Dieburger Töpfereizentrum vermuten läßt. Bemerkenswert ist der Fund sog. „Schaffhauser Becher“, dem im deutschen Sprachraum ältesten Typus gläserner Nuppenbecher. Derartige Gläser sind in Heidelberg bisher nur ganz vereinzelt belegt, wie überhaupt vor der Wende zum 15. Jahrhundert die Glasfunde im Stadtbereich noch selten sind. Tischgeschirr aus Holz, das zu dieser Zeitstellung zu erwarten und den günstigen Erhaltungsbedingungen auch

überliefert wäre, tritt ebenfalls stark zurück. Neben Fragmenten eines Dauenschälchens verdienen ein kleiner, sehr sorgfältig hergestellter Löffel und eine vollständig erhaltene gedrechselte Schale besondere Beachtung. Ein ungewöhnliches Bild zeigt das Spektrum an Tierknochen, das mit den Küchen- und Nahrungsabfällen in die Latrine gelangte. Gegenüber den in vergleichbaren städtischen Kontexten sonst massenhaft auftretenden Knochen vierbeiniger Schlachttiere dominieren hier zu zwei Drittel die Geflügelknochen. Neben einigen Belegen des Verzehr von Schaf/Ziege begegnen vereinzelt Rinderknochen, der gängige Nachweis von Schweineknochen fehlt. Für nähere Einsichten in die Nahrungsmittel und Gewohnheiten – der Befund ist noch einer der ganz wenigen dieser Zeitstellung am nördlichen Oberrhein – muß die osteologische Auswertung der Knochenreste und die paläobotanische Untersuchung der Erdproben abgewartet werden.

Aus der Abbruchschicht des 16. Jahrhunderts wurde eine größere Anzahl Ofenkacheln geborgen. Das Spektrum reicht von grün glasierten Exemplaren gotischer Nischenkacheln des „Typ Tannenberg“ über verschiedene spätgotische Nischenkachelvarianten bis hin zu einzelnen Blattkacheln der Renaissance. Auf einigen der besser erhaltenen gotischen Beispielen findet sich ein politisch motiviertes Bildprogramm, dessen Kombination von Reichsadler und kurpfälzischem Löwen auf Stellung und Anspruch der Pfalzgrafen im Reich hinweist. Die heraldische Einordnung präzisiert die Entstehung dieser Stücke auf die Regierungszeit Ludwig III. (1410–1436). Der Fundlage nach sind die chronologisch sehr heterogen zusammengesetzten Kacheln dennoch gleichzeitig entsorgt worden, hatten also zu diesem Zeitpunkt teilweise ein beträchtliches Alter.

Ergebnisse zur Geschichte der Parzelle

Das Anwesen an der westwärtigen Ecke Hauptstraße/Augustinergasse begegnet auf Stadtansichten erstmals schemenhaft auf dem Münsterschen Holzschnitt zur Mitte des 16. Jahrhunderts, während die heutige Parzellierung mit großem Vorderhaus und angeschlossenem Hinterhof mit Toreinfahrt seit dem Merianpanorama 1619/20 deutlicher erkennbar wird. Der archäologische Befund belegt jetzt an dieser Stelle eine Hofnutzung seit der Wende zum 13. Jahrhundert, einer der bislang ältesten Siedlungsnachweise im Kernstadtbereich überhaupt. Die Abfallgruben I und II sind in Verbindung mit der Entsorgung einer mittelalterlichen Wohnbebauung zu sehen. Die im 13. und 14. Jahrhundert oft wiederholte Neubefestigung der aus Sand und Kies aufgeschütteten Laufoberflächen spiegeln die intensive Begehung

des Areals, aber vermitteln auch einen Eindruck von den widrigen Zuständen vor Anlage von Pflasterungen. Abgesehen von der häuslichen Entsorgung in Erdgruben, läßt das Fundmaterial jedoch keinerlei Rückschlüsse auf eine gewerbliche Nutzung zu. Vielmehr deuten botanische Reste von Obstgehölzen auf einen landwirtschaftlich genutzte Gartenbereich.

Eine markante Zäsur in der Entwicklung markiert die mächtige Brandschicht aus der Zeit des ausgehenden 13. oder frühen 14. Jahrhunderts, möglicherweise verursacht durch die Stadtbrände der Jahre 1278 und 1288, die urkundlich zwar nicht gesichert sind, durch diese Funde aber nachgewiesen werden können. Dichte Streuungen verziegelten Fachwerklehms zeugen vom Untergang nahegelegener Holzgebäude. Die sowohl vor als auch nach dieser Brandkatastrophe angelegten Befunde zeigen, daß die zugehörigen Wohnbauten bis in das 14. Jahrhundert noch nicht die rückwärtige Ausdehnung der heutigen, auch auf dem Merianpanorama 1620 bereits erkennbaren Bebauung erreicht hatten. Der Bestand des die mittelalterliche Stratigraphie schneidenden kleinen Kellers belegt eine Erweiterung des außergewöhnlich massiv fundamentierten Gebäudes an der Hauptstraße noch in gotischer Zeit. Anhaltspunkte gewährt in diesem Fall die im späten 14. Jahrhundert einsetzende, bemerkenswert dichte archivalische Überlieferung, die für 1423 die Errichtung eines Hinterhauses belegt, dessen Überreste wir mit dem Keller identifizieren möchten. Seit 1369 wird von einem Wohngebäude an der Hauptstraße berichtet. Da dieses Hauptgebäude bereits in der ersten erhaltenen Urkunde „zum bauen und bessern“ vergeben wird, muss es älter gewesen sein und könnte vielleicht in Nachfolge der archäologisch belegten Brandkatastrophe bereits einen, vermutlich hölzernen, Vorgänger ersetzt haben. Inwiefern die massiven Fundamente des nordwärtigen Kellers bereits einem Neubau des frühen 14. Jahrhunderts angehören, ist bis auf weiteres nicht zu klären. 1535 soll das als „ganz baufällig“ bezeichnete „Eckhaus“ schließlich abgerissen werden. 1550 wird ein neues „steinernes Haus“ erwähnt, mit dem dann spätestens die noch existente Bausubstanz des vorderen Kellers in Verbindung zu bringen ist. Das Merianpanorama zeigt also die ab 1423 in den Hof erweiterte Situation in ihrem seit Mitte des 16. Jahrhunderts bestehenden Zustand. Es steht zu vermuten, daß das heute vorhandene Gebäude noch weitere Teile dieser gotischen und renaissancezeitlichen Vorgänger enthält, da es bereits im ersten Jahr des Wiederaufbaus als provisorisches Universitätsgebäude erwähnt wird, wir es demnach mit einem der beim Stadtbrand von 1693 weniger in Mitleidenschaft gezogenen (Stein)Häuser zu tun haben sollten.

Das konkrete Beispiel gestattet den seltenen Fall vielfältiger Korrelationen zwischen der archäologischen und erfreulich dichten archivalischen

Überlieferung. Die große Abfallgrube des 14. Jahrhunderts wurde bald nach dem Brand in den Hinterhof gegraben und diente, wie auch die erhaltenen Spuren der Einfüllrichtung zeigen, der Entsorgung eines zur Hauptstraße gelegenen Gebäudes, das zuerst 1363 in den Quellen begegnet. Zugleich ist ein Besitzerwechsel faßbar, der mit dem chronologischen Ansatz zur endgültigen Aufgabe der zu diesem Zeitpunkt nur zu einem Bruchteil verfüllten Grube korrespondiert. Strukturelle Veränderungen des „zum bauen und bessern“ vergebenen Anwesens reflektieren die neue Nutzungsphase. Die Entsorgungseinrichtungen wurden vom neuen Besitzer an anderer Stelle installiert. Das bis dahin von dem „Juden Fifelin“ bewohnte Haus wurde auf Anweisung Ruprecht I. an den Glaubensgenossen Similin vergeben. In diesem Kontext liefert das Fundmaterial einen bemerkenswerten Hinweis. Die für zeitgenössische Abfallspektren ungewöhnliche Zusammensetzung der Tierknochenreste – gegenüber dem überrepräsentierten Geflügel fehlt der Nachweis von Schwein – deutet in der Tat auf abweichende Nahrungsgewohnheiten der Benutzer. Nach der enthaltenen Fundserie ist der Grubeninhalt mit dem Haushalt des Fifelin oder seinen Vorbesitzern zu verbinden. Damit dürfte der Befund zweifelsohne jüdischem Milieu zuzuordnen sein und belegt an dieser Stelle das bis jetzt älteste Anwesen der seit 1300 in Heidelberg nachweisbaren jüdischen Gemeinde. Ein Zusammenhang des Befundes mit den im Gefolge der Pestpogrome von 1349 in Heidelberg verstärkt aufgenommenen Juden wird nach der in das zweite Drittel des Jahrhunderts fallenden Datierung des Fundkomplexes durchaus wahrscheinlich. Das vergleichsweise qualitätvolle, u. a. von einem ansehnlichen Anteil Importgeschirr gekennzeichnete Fundspektrum zeugt vom hohen Lebensstandard der Bewohner. Dachziegel und Fenstergläser spiegeln eine respektable Gebäudeausstattung, die mit Harteindeckung und Verglasung einen für die Zeitstellung keineswegs gängigen Wohnstandard in bürgerlichem Milieu andeutet.

Den wesentlichen historischen Einschnitt in der Geschichte der Liegenschaft markiert die Vertreibung der Judengemeinde durch Ruprecht II. im Jahre 1390, der die Gebäude der Juden der neugegründeten Universität übereignete. Seitdem blieb das Grundstück ununterbrochen bis 1715 in Universitätsbesitz. Mit Dr. Johannes Noet, dem ersten Professor der juristischen Fakultät, beginnt die Geschichte als Dozentenwohnhaus, das im Laufe der Zeit zahlreiche Juristen von europäischem Rang beherbergte. Nach Nicolaus Petri von Bettenburg erhielt Nikolaus Burgmann, mehrfacher Universitätsrektor, das Haus auf Lebenszeit. Auf Burgmann geht das im Kellerbefund erhaltene Hinterhaus von 1423 zurück. Nach dieser Baumaßnahme haben sich in der untersuchten Hoffläche keine nennenswerten Spuren mehr niederschla-

gen, was als Hinweis auf dauerhafte Hofbefestigungen und ein Nachlassen der Nutzungsintensitäten zu werten ist, wie sie der Jahrhunderte langen Verwendung als Wohnhaus und Hörsaal entsprechen. Einzig der Abriss des obsolet gewordenen Hauptgebäudes 1535, das als „Haus der *lectura novorum iurium*“ und später als „Codizistenhaus“ bezeichnet wurde, schlägt sich offenbar in der erfassten Bauschuttschicht nieder, deren jüngste Funde in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts datieren. Die ältesten Stücke sind Reste zerschlagener Kachelöfen, die vormals die Wohn- und Studierstuben der Juristen Johannes de Noet († 1432), Nicolaus von Bettenberg († nach 1416) und Nikolaus Burgmann († 1443) geziert haben dürften. Die Kachelscherben wurden damals in dichter Streuung zur Hofbefestigung genutzt. Vor diesem Hintergrund gewinnt das heraldische Bildprogramm der für das zweite Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts belegten Wappenkacheln an Bedeutung.

Die umfassenden Baumaßnahmen im Jahrhundert nach dem großen Stadtbrand von 1693 haben an der untersuchten Stelle alle weiteren archäologischen Spuren der Vergangenheit getilgt. An die glanzvolle Zeit des humanistischen Zeitalters, als so illustre Persönlichkeiten wie Hugo Donellus, Julius Pacius, Valentin Forster oder Marquart Freher, dessen „*Origines Palatinae*“ hier entstanden sein dürften, ihre Wohnung in der Hauptstraße 136 nahmen, erinnert wenig mehr als ein nicht mehr am Originalstandort befindlicher Inschriftenstein, der vom Privileg einer durch Forster eingerichteten Fließwasserleitung berichtet. Nach dem Dreißigjährigen Krieg befand sich hier der Wohnsitz des vieltalentierten Dr. Leuneschloß, sein nicht minder begabter Sohn und Amtsnachfolger war der Inhaber der ersten Heidelberger Erbproffessur. Ihre Nachkommen schufen sich mit dem heute Haus Buhl genannten Anwesen ein neues Palais. Damit endet im Jahre 1715 die Geschichte der Parzelle in Universitätsbesitz. Nach tiefgreifenden Erneuerungen des Hauptgebäudes zur heute erhaltenen klassizistischen Baugestalt und wechselnden bürgerlichen Eigentümern, kam die Liegenschaft nach einem halben Jahrtausend noch einmal in jüdischen Besitz. Der historische Zufall spannt damit, wie auch der vorübergehenden Zwangsenteignung in nationalsozialistischen Zeit, einen Bogen von einem der ältesten Anwesen jüdischer Geschichte in Heidelberg.

Die Untersuchungen zur Geschichte der Parzelle Hauptstraße 214

Nach einer Fundmeldung im Oktober 1996 konnte in Absprache mit der zuständigen Baufirma eine begleitende Notgrabung des von Baggerarbeiten betroffenen Hofareals angesetzt werden. Die im Auftrag des Landesdenk-

malantes Baden-Württemberg in gemeinsam mit dem Grabungstechniker des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg, Einhard Kemmet, durchgeführte Untersuchung erfaßte den dem Karlsplatz zugewandten Freibereich des Grundstücks. In Fläche und Profilen konnten größere Teile der seit dem 18. Jahrhundert beinahe ungestörten Fläche dokumentiert werden. An dieser Stelle sei auch dem Bauherren Stadtrat Hermann Gundel für seine kooperative Hilfe herzlich gedankt. Ein weiterer Dank geht an die unkonventionelle Hilfestellung der Firma IBL Umwelt- und Biotechnik GmbH für die Geländeprospektion durch Bodenbohrungen, die den zielgerichteten und zeitsparenden Fortgang der Dokumentationsarbeiten optimieren halfen.

Die weitgehend ungestörte Untersuchungsfläche zeigt eine für die Altstadt verhältnismäßig geringmächtige Stratigraphie. Der gewachsene Boden, feinsandige Schwemmlerhböden über Sandsteingrus, wurde bereits 1.20 bis 1.50 m unter der rezenten Oberfläche angetroffen. Wurzelgänge in den obersten Auelehmdeckschichten belegen den Bewuchs der hier offenbar häufiger überschwemmten Talniederung in der Zeit vor der Stadtgründung. Darüber gelagert folgt eine aus umgesetztem gewachsenen Boden bestehende Schicht, in der verschiedentlich Scherben jüngerer oberrheinischer Drehscheibenware des fortgeschrittenen 13. Jh. eingelagert sind. Der Befund weist auf vergleichsweise späte Siedlungsaktivitäten im näheren Umfeld, die aber an dieser Stelle keinerlei Hinweise auf eine konkretere Nutzung des Geländes liefern. Erst seit dem späten 13. Jh. ist die Entstehung einer ersten Kulturschicht festzustellen, in die im fortgeschrittenen 14. Jh. eine ungewöhnlich flache und große, weite Teile des Untersuchungsbereichs umfassende Abfallgrube eingetieft wurde. Die Befunde dieser ersten Nutzungsphase reichen in ihrer Ausdehnung im Osten bis an die heutige Bauflucht zum Karlsplatz und deuten damit bereits für das 13./14. Jh. auf den Verlauf des ehemaligen Franziskanergässels. Im Norden und Süden ziehen die Befunde unter die rezenten Bebauungsgrenzen und weisen auf eine ursprünglich großzügigere Parzellierung des Baublocks hin.

Eine erste Bauphase, die zugleich mit dem heute noch ablesbaren kleinteiligen Parzellierungsgefüge in Zusammenhang steht, ist in einem 10 m langen und 80 cm breiten Mauerbefund erfaßt, der sich Ost-West-gerichtet durch den gesamten Untersuchungsbereich zieht und im Westteil der barocken Nordwand des Hinterhauses zum Anwesen Kornmarkt 7 als Fundament dient. Es handelt sich um Reste der Südwand eines schmalen, giebelseitig zum Franziskanergässel ausgerichteten Gebäudes, das der auf dem Merianpanorama 1620 dargestellten Bebauung entspricht. Die Entstehung dürfte in das 15., spätestens das 16. Jh. zurückreichen. In der zweiten Hälfte des 16. Jh. erfolgte südwärtig der Anbau einer gemauerten Abfallgrube mit

Gewölbeabschluß. Die für Heidelberg ungewöhnliche Orientierung auf die Gebäudemitte dürfte als Reaktion auf ein bereits bestehendes Gebäude an Stelle des heutigen Hinterhauses Kornmarkt 7 zu werten sein, wie es schemenhaft auch auf dem Merianpanorama zu erkennen ist. Die Gewölbelatrine barg eine stark verdichtete Fäkalien-schicht, die Hausrat der Zeit um 1600 enthielt. Eine darüber abgelagerte Bauschutfüllung beendet den Nutzungszeitraum. Das reichhaltig eingelagerte Fundspektrum, darunter bleierne Musketenkugeln und durch Brand deformierte Backsteine des Abwurfschachtes, im wesentlichen aber Glasgefäße des ersten Viertels des 17. Jh., deuten auf einen Zusammenhang mit den Plünderungen der Stadt im September 1622 durch Truppen des kaiserlichen Feldherren Tilly hin. Die Gewölbelatrine wurde nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht mehr in Betrieb genommen, was auf tiefgreifende bauliche und funktionale Umstrukturierungen der zugehörigen Parzelle schließen läßt.

Eine weitere Bauphase ist erst wieder nach dem großen Stadtbrand von 1693 festzustellen. Bauvorbereitungen für den barocken Wiederaufbau haben durch Planierungen die älteren Schichtenabfolgen seit dem 15./16. Jahrhundert so tiefgreifend beeinträchtigt, daß keine weiteren Aussagen zur Entwicklung des Areals bis ins 17. Jahrhundert mehr möglich sind. Auch die Spuren des Stadtbrandes sind hier vollständig entfernt. Für die heute noch vorhandenen Neubauten, deren Bausubstanz überwiegend auf die Zeit zwischen 1709/12 und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts datiert, wurden ältere Reste weitgehend abgebrochen. Abriß und Entfernung der Schutt-schichten dienten v. a. der Gewinnung von einfach und massenhaft wieder-verwendbaren Bausteinen.

Zum Fundmaterial

Aussagekräftige Fundkomplexe stammen aus den beiden Abfallgrubenbe-funden. Die Funde aus der Grube des 14. Jahrhunderts enthalten ein Kera-mikspektrum von hauptsächlich jüngerer Drehscheibenware. Auffällig ist der hohe Anteil von Ofenkacheln, vor allem einfachen Schüsselkacheln. Zu erwähnen sind die bisher in Heidelberg frühesten Belege von Napfkacheln, den für das folgende Jahrhundert geläufigen keramischen „Grundbausteinen“ einfacher Kachelöfen. Als Besonderheit darf ein für Heidelberg bisher einzigartiges, an der Mündung dreieckig ausgezogenes Exemplar gelten. Beachtenswert ist der Fund eines vollständig erhaltenen Fußbeckers aus Frühsteinzeug, einer für die Zeitstellung archaischen Gefäßform, die mit der vor-liegenden Ausgußschneppe auch überregional bisher singulär ist. Der Be-

cher ist mit Sicherheit importiert und dürfte aus der Mittelrheingegend stammen. Neben Keramik enthielt der Grubenbefund auch Leder- und Glasfunde, darunter einen fragmentierten Lederschuh. Gefäßglas war wie so oft in Heidelberger Abfallspektren des 13./14. Jh. nicht vorhanden, während jedoch große Glasscheibenfragmente für die Zeitstellung auf eine gehobene Ausstattung der zugehörigen Gebäude schließen läßt.

Das Fundspektrum aus der Gewölbelatrine des 17. Jh. besticht durch seine zeitlich eng begrenzte Deponierungsspanne und die Verbindung mit den historischen Ereignissen von 1622. Mit Blick auf die Ergebnisse der Grabungen am Kornmarkt und der Unteren Neckarstraße wird der Fundkomplex damit einen bedeutenden Beitrag zur Erforschung der frühneuzeitlichen Sachkultur im Rhein-Neckar-Raum liefern. Im Vordergrund steht das größtenteils nach den Plünderungen 1622 in die Latrine entsorgte Glasspektrum, das neben dem für die Zeit Üblichen – sog. Römern, Spechtergläsern, optisch geblasenen Bechern und zahlreichen Vierkantflaschen – einige Raritäten aufweist: Anzuführen sind Gläser à la Façon de Venise, darunter einfache und mehrkantige Pokal- und Kelchglasformen mit gemodeltem Rippen- und Tropfendekor und Flaschen aus Kristallglas. Hervorzuheben ist eine bisher in Mitteleuropa selten zu findende Kupa eines Kelchglases mit weißen Fadenauflagen, das in Form und Dekor eine vollkommen identische Parallele in einem Glas aus dem sog. Reihnhaus auf dem Heidelberger Kornmarkt findet.

Der sicher seit einiger Zeit spektakulärste Gegenstand aus Heidelberger Boden fand sich auf der Sohle der Gewölbelatrine. Es handelt sich um eine vollständig erhaltene, noch geschlossene Eisenkassete. Mit verzierten Auflagen und Griffen, durch aufgenietete Eisenbänder verstärkt, handelt es sich um eine handliche Truhe für Wertgegenstände, nicht unähnlich zeitgleicher „Regimentskassen“ oder Geldkisten, wie sie ohne ihren historischen Kontext des öfteren museal überliefert sind. Die Röntgendurchleuchtung des Fundstücks ergab zwar einen bereits „geplünderten“ Inhalt, doch zeigt die Aufnahme einen unter dem gesamten Deckel der Kiste montierten komplizierten und sehr gut erhaltenen Schließmechanismus. Das in seiner Art archäologisch einzigartige Fundstück wird gegenwärtig restauriert und soll wie andere Funde aus derselben Grabung im September diesen Jahres im Rahmen einer größeren Ausstellung im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg der interessierten Öffentlichkeit präsentiert werden.

Ergebnisse zur Geschichte der Parzelle

Die Aussagemöglichkeiten der vergleichsweise kleinräumigen Hinterhofgrabung liegen zum einen in der weitestgehend ungestörten und zum Teil flächig untersuchten älteren Befundsubstanz, zum anderen in der Lage direkt zwischen den beiden eng benachbarten Großgrabungen auf Kornmarkt 1986/87 und Karlsplatz 1977. Vor diesem dichten Hintergrund bekannter Gefügestrukturen der umgebenden Baublöcke gewinnen fallweise auch isolierte Befundsituationen an Vergleichbarkeit und repräsentativem Gehalt. Im Gegensatz zu den bisher bekannten frühen Siedlungsschichten im Altstadtbereich bleibt die hier untersuchte Parzelle trotz ausgezeichneten Erhalts ungewöhnlich lange frei von archäologisch feststellbaren Veränderung, und es fehlen die recht komplexen mittelalterlichen Stratigraphien anderer Grundstücke in der Stadt, was eine geringe Nutzungsintensität anzeigt.

Die ersten deutlichen Spuren hinterläßt erst das 14. Jahrhundert. Bis weit in das 15. Jahrhundert haben wir es offenbar mit einem wenig veränderten Freibereich zu tun, der u. a. selbst der Straße zugewandt der Ablagerung von Abfällen diente – ein bis jetzt ungewöhnliches Beispiel für die Heidelberger Altstadt. Es handelt sich hier um ungewöhnlich flache, mehr als Misthaufen zu deutende Gruben, die vergleichsweise wenig Hausmüll und Küchenabfälle aufweisen, also wenig mit den charakteristischen Latrinen gemein haben. Die zugehörigen Wohnbauten müssen an einem anderen Ort der damals großzügiger als heute bemessenen Parzelle gesucht werden. Der untersuchte Bereich darf als Bestandteil einer größeren Hofanlage interpretiert werden, die mit dem Gelände der unmittelbar benachbarten, an der Südwestecke Karlsplatz/Karlstraße gelegenen und zuerst 1469 erwähnten Haushofmeisterei bzw. einem Vorgänger zu identifizieren ist. Es war jene pfalzgräfliche Einrichtung, die der Hofverwaltung diente und der als sog. „Hühnerfautei“ u. a. die Sammlung der jährlich anfallenden Naturalabgaben oblag, daher allein schon wegen des sog. „Hühnerzinses“ auch über ausgedehntere Hofflächen verfügen mußte. Die archäologischen Befunde des 13./14. Jh. könnten mit diesen Freiflächen in Verbindung stehen, was den geringen Zwang zur häufigen Erneuerung von Laufhorizonten erklären dürfte. Ein Teil der hier befindlichen Anwesen wird nach der Überlieferung im frühen 15. Jh. an die medizinische Fakultät übergeben und wird seit 1420 als Wohnhaus des ehemaligen Leibarztes König Ruprechts I. (= Kurfürst Ruprecht III., 1398–1410, König 1400–1410) erwähnt. Der Datierung nach könnte es sich im Gefolge dieser Umnutzung um die erste archäologisch erfaßte Bauphase handeln. Seit dieser Zeit ist in jedem Falle die Entwicklung

der heute noch nachvollziehbaren, bereits auf dem Merianpanorama dargestellten Parzellierung abzusichern.

Der in die zweite Hälfte des 16. Jh. datierbare Latrinenanbau im Hofbereich des untersuchten Anwesens dürfte in Zusammenhang mit einem erneuten, schriftlich überlieferten Besitzwechsel stehen: 1570 zieht der Kurfürst das Anwesen wieder an die Haushofmeisterei, die hier auch 1607 noch erwähnt ist. Der aus der Latrine geborgene Hausrat, besonders die repräsentativen Gläser, ist daher wohl diesem Umfeld zuzuordnen. Dem Kontext nach könnte die aufgefundene Eisenkassette vielleicht als bewegliche Geldkiste für Steuereinnahmen gedient haben, wo sie nach der Plünderung im Gefolge einer andeutungsweise faßbaren Teilerstörung umliegender Bauten achtlos in die Latrine geworfen wurde. Der Dreißigjährige Krieg war für das Anwesen offenbar ein tiefgreifender Einschnitt, denn auch die Schriftquellen lassen durchblicken, daß das Gelände vor 1693 bereits in privater Hand war. Die Haushofmeisterei wird demzufolge nach beinahe fünfhundert Jahren an einen anderen, bislang unbekanntem Ort verlegt worden sein. Das Gebäude der erneuerten Hühnervogtei besteht noch heute unterhalb der Westbastion des Schlosses.

Der archäologische Befund zeigt für den Wiederaufbau im 18. Jahrhundert, die auch aus der fortan dichter einsetzenden Schriftüberlieferung bekannte Einrichtung des heutigen Hinterhofes mit Toreinfahrt und leichten Stalleinbauten. Einzelne Funde erinnern an die Zugehörigkeit zu einem Metzgereibetrieb im frühen 19. Jahrhundert. Erwähnenswert ist ein in der Südwestecke des Hinterhauses Kornmarkt 3 nach Entfernung der Putzschichten am aufgehenden Mauerwerks entdeckter Herdrest, der wohl der hier um 1750 erwähnten Küche des Pfarrhauses der wallonischen Gemeinde zuzuordnen ist.

Schlußbemerkung

Die beiden vorgestellten Beispiele aktueller Hofuntersuchungen illustrieren die Vielgestaltigkeit zu Tage tretender Themenkomplexe und Fragestellungen, die durchschnittliche Grabungsstellen im Stadtkern präsentieren. Jede einzelne Untersuchung in der Altstadt birgt individuell verschiedene Spuren, deren Auswahl stets dem Zufall der Überlieferungsbedingungen und dem Ort der jeweiligen Baustelle zu verdanken ist. Es begegnen aber auch strukturelle Gemeinsamkeiten in Stratigraphie wie Befund- und Fundsequenzen, die übergreifend wirksame Entwicklungen im Stadtgefüge zum Ausdruck bringen. Weitreichende Ergebnisse liefern langfristig wirksame Prozesse, die kaum Eingang in die zeitgenössischen Überlieferung finden

konnten, aber auch unabhängig von selektiv oder subjektiv verfälschender Erinnerung bzw. Berichterstattung faßbare Spuren einschneidender historischer Ereignisse der Stadtgeschichte. Vor dem Hintergrund der auf sensible Nahtstellen der mittelalterlichen Stadtopographie verteilten Großgrabungen an Karlsplatz (1976), Kornmarkt (1986/87) der Neuen Universität (1986/87) und Unterer Neckarstraße (1986/87) läßt die anwachsende Zahl begrenzter Parzellenuntersuchungen mittlerweile erste repräsentative Ergebnisse erkennen, die nach Abschluß der wissenschaftlichen Auswertungen detaillierte Einblicke in die historische und kulturelle Entwicklung zur Stadt und Residenz in Südwestdeutschland gewähren. Die idealtypische Qualität Heidelbergs als eines der „klassischen Denkmäler“ westeuropäischer Stadtgestalten unterstreicht den Stellenwert als zukünftigen historisch-archäologischen Modellfall für die vergleichende Städteforschung.

Quellen

- Huffschtmidt, Maximilian: Regesten zur Geschichte des Hauses Hauptstr. 136., in: Heidelberg (Heidelberg 1921)
- Koch, Adolf und Wille, Jakob: Regesten der Pfalzgrafen am Rhein, Bd. I, 1214 bis 1400 (Innsbruck 1894)
- Miethke, Jürgen (Hrsg.): Amtsbücher der Rektoren der Universität Heidelberg, Bd. I, (Heidelberg 1986)
- Winkelman, E. (Hrsg.): Urkundenbuch der Universität Heidelberg, Bd. I u. II, (Heidelberg 1886)

Literatur

- Balharek, Christa und Lutz, Dietrich: Die Geschichte einer Parzelle. Untersuchungen in der Apothekegasse 3 in Heidelberg, in: Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1993 (1994) 293-297.
- Benner, Manfred: Keramik aus einer Latrine des 16. und 17. Jh. vom Kornmarkt, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987 (1988) 314-318.
- Benner, Manfred und Wendt, Achim: „Heidelberg Incognita“. Archäologische und bauhistorische Ergebnisse zu den Anfängen Heidelbergs, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 1 (1996) 61-102.
- Carroll-Spillecke, Maureen: Die Untersuchungen im Hof der Neuen Universität in Heidelberg. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg, 20. Stuttgart 1993.
- d'Aujourd'hui, Rolf: Zur archäologischen Stadtforschung im deutschsprachigen Gebiet Europas: Standortbestimmung und Zukunftsaufgaben, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beih. 9 (1995) 37-52.
- Decken-Sachs, Britta von der: Der Kornmarkt in Heidelberg. Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt 17. Heidelberg 1983.
- Derwein, Herbert: Die Flurnamen von Heidelberg. Heidelberg 1940.

- Felgenhauer-Schmiedt, Sabine: Die Sachkultur des Mittelalters im Lichte der archäologischen Funde. Europäische Hochschulschriften, Reihe 38, Band 42. Frankfurt/Main, Berlin, New York, Paris, Wien 1993.
- Goetze, Jochen: Gassen, Straßen und Raster oder die Anfänge der Stadt Heidelberg. Überlegungen und Gedanken zum Heidelberger Stadtgrundriß, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, 1, (1996) 103–120.
- Heukemes, Berndmark: Archäologische Beobachtungen im Erweiterungsgebiet des Kurpfälzischen Museums. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1986 (1987) 287–290.
- Huwer, Elisabeth: Frühneuzeitliche Keramik aus der Heidelberger Stadtapotheke (Tübingen 1995) Maschinenschr. Manuskript, Universität Tübingen, Fakultät für Kulturwissenschaften, Archäologie des Mittelalters.
- Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.): Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Katalog zur Ausstellung Heidelberg, Karlsruhe, Paderborn. Stuttgart 1992.
- Landschaftsverband Rheinland (Hrsg.): Bodendenkmalpflege in Altstädten. Materialien zur Bodendenkmalpflege im Rheinland, Bd. 1. Köln 1992.
- Lutz, Dietrich: Archäologie und Stadtgeschichte in Heidelberg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 16 (1987) 201.
- Lutz, Dietrich: Archäologische Stadtkernforschung in Heidelberg, Teil I, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1986 (1987) 280–286.
- Lutz, Dietrich: Archäologische Stadtkernforschung in Heidelberg, Teil II, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987 (1988) 298–306.
- Maier, Ursula: Nahrungspflanzen des späten Mittelalters aus Heidelberg und Ladenburg nach Bodenfinden aus einer Fäkaliengrube und einem Brunnen des 15./16. Jahrhunderts, in: Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, 8 (1983) 139–183.
- Prestel, Christine: Der Karlsplatz in Heidelberg. Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt 16. Heidelberg 1983.
- Scholkmann, Barbara: Sachgutforschung in der Archäologie des Mittelalters. Eine Bestandsaufnahme zu Forschungsstand und Ergebnissen, in: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich, 4/5 (1988/89) 187–208.
- Steuer, Heiko: Urban Archaeology in Germany and the Study of Topographic, Functional and Social Structures. In: Denecke, D. (Hrsg.), Urban Historical Geography. Cambridge 1988. 81–92.
- Steuer, Heiko: Zum Stand der archäologisch-historischen Stadtforschung in Europa, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 12 (1984) 34–72.
- Wendt, Achim: Neue Ergebnisse zur Stadtkernarchäologie in Heidelberg, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1996 (1997), im Druck.
- Wendt, Achim: 800 Jahre Heidelberg – archäologische und bauhistorische Befunde zu den Anfängen der Stadt, in: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 143, 1997, im Druck.



**WIR HABEN EINE FILIALE GANZ IN IHRER
NÄHE ERÖFFNET: AUF IHREM NACHTTISCH.**

● **Der „Mein Computer ist meine
Bank“-Service:**

Home-Banking. Auch außerhalb der
Geschäftszeiten. Und von zu Hause
aus. Fragen Sie uns einfach direkt.
Wir beraten Sie gern.

**Sparkasse
Heidelberg** 

Claudia Rink

Die Villa Charlottenberg an der Ziegelhäuser Landstraße

Zur Geschichte des Heidelberger Villenbaus im 19. Jahrhundert¹

„Keine Worte können Ihnen einen Begriff von der Schönheit dieses Ortes geben oder von der Freude, die wir daran haben. Wie auch Goethe sagt, ‚Heidelberg ist idealisch schön‘. Und unser Charlottenberg ist seine Krone. Ich habe nie in meinem Leben die Natur so genossen.“

(Christian Carl Josias von Bunsen
am 10. Sept. 1854
an seinen Freund Julius Hare.)²

Die Villa Charlottenberg, Ziegelhäuser Landstraße 63, liegt auf Neuenheimer Gemarkung am südlichen Fuß des Heiligenbergs, genau auf halber Strecke zwischen der Hirschgasse und dem Haarlaßweg. Bei dem Objekt handelt es sich um ein Gebäude aus dem Jahr 1830/31. Dieses Datum, das bisher unbekannt war – die Villa wird vom Denkmalamt auf das Jahr 1846 datiert –, geht aus dem Brandkataster dieser Zeit hervor.³

Die Villa Charlottenberg ist somit die erste in einer Reihe von Villen, die in den folgenden Jahren an der Straße von Neuenheim nach Ziegelhausen gebaut wurden.

Sie ist ein spätklassizistischer Bau mit Neorenaissance-Elementen, die offenbar eine wichtige Stellung in der Geschichte des Heidelberger Villenbaus des 19. Jahrhunderts einnimmt und daher besondere Beachtung verdient. Durch zahlreiche Veränderungen und durch Vergrößerung ist die ursprüngliche Gestalt der Villa allerdings kaum noch zu erkennen.

Der Architekt ist leider nicht mehr bekannt, aber dem Stil nach zu urteilen ist das Gebäude einem Schüler Weinbrenners zuzuschreiben. Noch in den 30er Jahren unseres Jahrhunderts wurde dies als eine selbstverständliche Tatsache betrachtet, die den damaligen Besitzern Strauß durchaus bewußt war, und was sie offensichtlich nicht ohne Stolz erzählten.⁴

Nicht nur des Hauses und seiner disponierten Lage, sondern vor allem auch seines einmalig schönen Gartens wegen fand die Villa Charlottenberg immer wieder Erwähnung in Reisebeschreibungen.

Die Villa steht an der Stelle, an der sich bis 1830 das „Wirtshaus zum Weinberg“ befand, welches bereits als einfache Schänke unter dem ursprünglichen Namen „Zum rothen Läppel“ am Ende der kurpfälzischen Zeit existierte.

Dieses von Frau Katharina Landfried, geb. Zwigg, der Witwe Philipp Landfrieds, zur Versteigerung aufgeboteene Anwesen erwarb am 17. März 1830 die angesehene Frankfurter Bürgerin Cornelia Charlotte Nies, geb. du Fay, für 3.350 Gulden.

Frau Nies war die älteste Schwester von Sophie Schlosser, die zusammen mit ihrem Mann Johann Friedrich Heinrich Schlosser Stift Neuburg besaß.

Zur Abrundung des Anwesens in Heidelberg kaufte Frau Nies noch im gleichen Jahr sowie in den Jahren 1831 und 1838 weitere Grundstücke, zum Teil von der Gemeinde Neuenheim, zum Teil aus Privatbesitz auf.⁵ Zu diesem Kauf gehörten: ein Stück Gemeinewald, drei Weinberge im unteren Lobenfeld, zwei Weinberge im oberen Lobenfeld, ein Kastanienflötz im unteren Lobenfeld, schließlich das östlich angrenzende Beiselsche Gut sowie ein Stück Neckarufer. Das Grundstück erstreckt sich somit hinauf bis zum sogenannten „verlängerten Philosophenweg“, der als Bergpfad nach Stift Neuburg und Ziegelhausen führt. Das Grundstück hat eine Fläche von mindestens drei ha Grund und Boden. Die eigene Wasserversorgung wurde durch drei auf dem Grundstück sich befindende Quellen gewährleistet.⁶

Das Wirtshaus ließ Frau Nies noch im gleichen Jahr abreißen, und in den Jahren 1830 und 1831 ließ sie sich an seiner Stelle einen Sommersitz errichten. Dazu gehörten ein „von Stein erbautes Wohnhaus mit 2 Nebenflügel, und 3 Schifferdächer“, desweiteren ein zweistöckiges Wohnhaus, wobei der untere Stock aus Stein und der obere aus Holz ist. Das Haus ist jedoch nicht unterkellert, aber „mit Stall unter einem Dach“, versehen. Weiter ist „ein stein[erner] Schweinestall mit s.v.⁷ Abtritt und Backofen“ im Brandkataster vermerkt. Im Jahr 1834 folgt ein eineinhalbstöckiges Treibhaus, wobei der untere Stock aus Stein ist und die ganze Vorderseite aus Holz.⁸ Nach dem Tod von Frau Nies im Jahr 1841 wird das gesamte Anwesen mit allen im Laufe der Jahre dazu erworbenen Grundstücken ihrer Adoptivtochter, Wilhelmina Amalie Heydweiller, geb. Cronenbold (auch Cronenwald), übertragen.⁹

Frau Heydweiller war verheiratet mit dem preußischen Hauptmann a. D. Heinrich Heydweiller; er war der Besitzer des Schwabenheimerhofes.¹⁰ Er wird als lebensfroher Mensch beschrieben, dem sehr daran lag, die Geselligkeiten in der Villa Charlottenberg in enger Anlehnung an Stift Neuburg weiter zu pflegen.¹¹ Unter anderen waren im Jahr 1844 die badischen Prin-

zen Ludwig und Friedrich, (der spätere Großherzog), die in den Jahren 1843/44 in Heidelberg studierten, geladene Gäste.¹² Zu solch einem Anlaß sollte auch ein Feuerwerk gezündet werden. Die Feuerwerkskörper verursachten jedoch während ihrer Lagerung ein Feuer im Dachstuhl der Villa.¹³ In den Jahren 1854–1858 wohnte der eingangs¹⁴ erwähnte Christian Josias von Bunsen bei Frau Heydweiller zur Miete. Und wieder sollte die Villa Charlottenberg zu einem Treffpunkt gehobener Geselligkeit werden. Weber schreibt: „Der Charlottenberg wurde im kleinen ein Weimarer oder medizeischer Musenhof, zeitweise von internationalem Charakter. Viele distinguierte Fremde, besonders Engländer, verkehrten in dem Salon und der daran stoßenden breiten Gartenterrasse und vereinigten die Genüsse der Natur mit denen einer geistreichen Unterhaltung. Trug doch die Familie gleichsam einen internationalen Charakter“¹⁵.

Bis ins Jahr 1891 bleibt Frau Heydweiller Eigentümerin des Anwesens. Danach geht die Liegenschaft durch Verkauf an den Hamburger Ratsherrn Dr. Johannes Theodor Weber über.¹⁶ Nachdem es nach dem Weggang Bunsens nun viele Jahre ruhig um die Villa Charlottenberg war, sollte sie nun wieder zu einem Ort geistiger Geselligkeit werden.¹⁷ In dieser Zeit wird das Haus laut Dammann umgebaut.¹⁸

Im Jahre 1917 erwirbt es der Frankfurter Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Strauß.¹⁹ Ihm folgt im Jahr 1919 der Kaufmann Julian Strauß aus Buenos Aires, der es im Jahre 1925 an seine Schwägerin Elsie Strauß, geb. Reis veräußerte. Karl Strauß, verheiratet mit Elsie Strauß, Baumwoll-Fabrikant mit Niederlassungen in Friedrichsfeld und Rotterdam, sowie Spinnereien in Zwickau und Kollnau bei Waldkirch,²⁰ ließ das Haus von Grund auf renovieren und legte in diesem Zusammenhang den Haupteingang an die Ostseite des Gebäudes.²¹ Die jüdische Familie Strauß²² verließ bereits im April 1933 Deutschland und hielt sich die nächsten Jahre in Holland auf, von wo aus sie das Haus in Heidelberg mit allen Angestellten vorerst weiter unterhielt. 1940 kam die Familie in Holland ins Ghetto, und 1943 wurde Herr Strauß an das Mannheimer Gericht ausgeliefert. Hier wurde er freigesprochen und erhielt die Erlaubnis, zusammen mit seiner Familie nach Argentinien auszuwandern. Am 19.11.1943 wurde das Haus in Reichsbesitz genommen. Damit war die jüdische Familie Strauß enteignet. Am 19.12.1950 wurde Frau Elsie Strauß das Anwesen wieder zugesprochen.

Nach dem Krieg war das Haus dann von Amerikanern bewohnt. Dies belegt eine Rechnung aus dem Jahr 1949 über eine Reparatur des Abflusses an der Außenseite des Hauses.²³

Am 11.7.1956 erwirbt es Dr. Karl Friedrich Fischer,²⁴ der zusammen mit seiner Frau Gladys Fischer im Jahr 1945 das Englische Institut gegründet

hatte.²⁵ Zuerst eine Sprachen- und Dolmetscherschule, wurde das Institut bald zu einem Privatgymnasium erweitert. Diesem wurde dann 1951 ein Internat angegliedert, dem bald mehrere Gebäude angehörten. Auch aus unserer Villa wird ein Internat des Englischen Instituts. Um dafür die Anzahl der Räume zu erhöhen, werden die beiden Außenrisalite aufgestockt und auch die Innenraumaufteilung zum Teil verändert. Derzeit ist in dem Haus kein Internat mehr untergebracht, es wird hauptsächlich von Studenten bewohnt.

Zur Namensgebung der Villa in den Quellen

Eine Villa wird in der Regel nach ihrem jeweiligen Besitzer benannt. In manchen Fällen hat eine Villa auch einen besonderen, vom Besitzernamen abweichenden Namen.²⁶

Den heutigen Bewohnern ist unsere Villa als „Villa Strauß“ bekannt, das ist der Name der jüdischen Besitzer, die 1933 Deutschland verlassen mußten. In der einschlägigen Reiseliteratur und in den verschiedenen Dokumenten, wird das Gebäude einmal als „Villa Charlottenburg“, dann wieder als „Villa Charlottenberg“ und auch als „Charlottenruh“ bezeichnet. So gibt es auch in Sulpiz Boisserées Tagebuch von 1839 eine Notiz. Boisserée schreibt, daß er Frau Nies einen Besuch abgestattet habe, und mokiert sich über den neuen Namen des Hauses – „sie hat das rothe Läppchen zu einem zierlichen Landhaus nach neuester Art umgewandelt – die mürrische Frau will den alten Namen nicht hören, und hat den lächerlichen [sc. Namen] Charlottenburg gewählt, weil sie Charlotte heißt.“²⁷ Frau Schlosser, die Schwester unserer Bauherrin, hingegen spricht in ihren Tagebüchern immer ganz deutlich von „Charlottenberg“, dem sie einen Besuch abgestattet habe.²⁸ Georg Dammann weist 1931 zum einen ausdrücklich darauf hin, daß die Villa „Charlottenberg“ und nicht „Charlottenburg“ heißt und zum anderen, daß sie „noch heute“, also 1931, als sie sich im Besitz der Familie Strauß befand, so bezeichnet wird.²⁹ Da es sich in diesem Fall um eine eigene Bezeichnung handelt – der Name Charlottenberg ist die Zusammensetzung aus dem Vornamen der Villengründerin Cornelia Charlotte Nies und der Lage der Villa am Fuß eines Weinberges – schließe ich mich Dammann an und werde den Villennamen dem Besitzernamen vorziehen.

Die Villa in bildlichen Darstellungen aus dem 19. Jahrhundert

Da die Villa nach der lückenhaften schriftlichen Überlieferung zu schließen, mehrmals umgebaut wurde, sind die bildlichen Darstellungen von ihr aus dem 19. Jahrhundert besonders wichtige Dokumente, die Aufschluß geben über das ursprüngliche Aussehen des Gebäudes und die zur Klärung der Baugeschichte beitragen können.

Nur wenige Wiedergaben der Villa sind bekannt, aber es ist durchaus denkbar, daß noch etliche unbekannte Zeichnungen oder Skizzen der zahlreichen Künstler existieren, die Heidelberg im letzten Jahrhundert frequentierten.

An Bildmaterial fand sich eine Zeichnung (Abb. 1) und ein Ölgemälde, beide von Theodor Verhas,³⁰ sowie ein Stich und eine Lithographie (Abb. 2), die nicht signiert sind und deren künstlerische Herkunft unbekannt ist. Desweiteren gibt es eine Fotografie (Abb. 3), die den vorletzten Zustand des Gebäudes dokumentiert, also aus der Zeit vor 1957 stammt.³¹

Die Graphik von Verhas, eine kleine Bleistiftzeichnung, dürfte die Vorlage für das größere Ölgemälde sein. Es handelt sich bei beiden um das gleiche Motiv: Links im Bild sieht man die Stadt mit dem Schloß; in der rechten Bildhälfte an der Chaussee erhebt sich die Villa Charlottenberg.

Der Stich ist ebenso aufgebaut; mit derselben Häusergruppe unterhalb des Schlosses und der Villa Charlottenberg auf der rechten Bildseite.

Die Lithographie weist einen anderen Blickwinkel auf. Hier befindet sich der Betrachter auf dem linken Neckarufer und schaut über den Fluß auf die Vorderfassade der Villa. Dahinter erhebt sich der teilweise bewaldete Rücken des Heiligenbergs.

Bei Zeichnung, Ölgemälde und Stich handelt es sich um eine Vedute mit Schloßdarstellung. Keinem der Künstler geht es um eine exakte Darstellung der Villa, keine der Darstellungen ist identisch mit einer der anderen. Deswegen muß man künstlerische Freiheiten in ihre Gestaltung der Villa mit einbeziehen.

Alle vier Darstellungen weichen voneinander ab, und dennoch handelt es sich in allen Abbildungen unverkennbar um dasselbe Haus. Die Übereinstimmungen sind groß, allerdings gibt es auch prägnante Unterschiede. Beides ist wichtig für die spätere Rekonstruktion der Villa, weswegen ich sie hier genauer beschreiben werde.

Die Gemeinsamkeiten sind folgende:

An einen belvedereartig erhöhten dreiachsigen Mittelbau sind zwei symmetrische Seitenteile mit je zwei Achsen angeschlossen. Die horizontale Verknüpfung der Bauteile erfolgt durch einen geschoßhohen Sockel, in dem



Abb. 1: Theodor Verhas, Villa Charlottenberg in einer Stadtansicht von Osten, undatierte Handzeichnung, (im Besitz des Kurpfälzisches Museum).

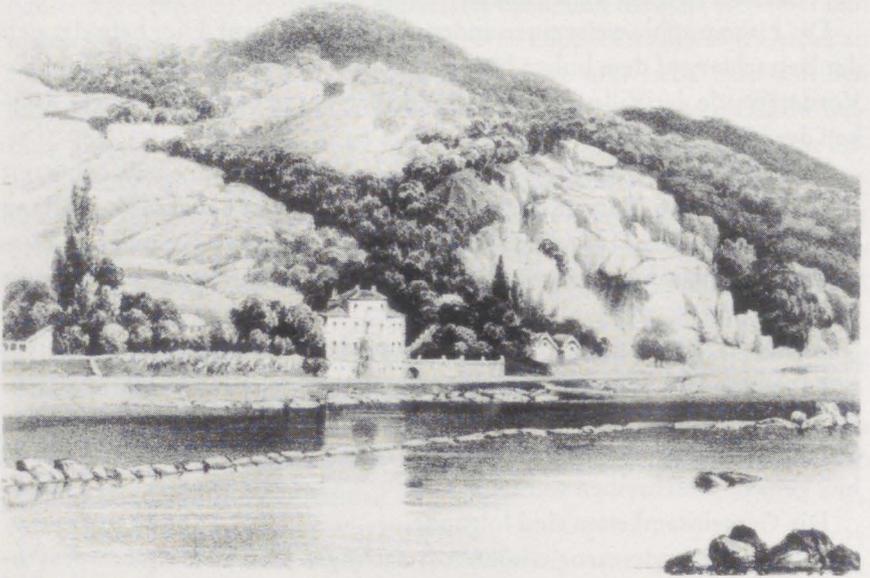


Abb. 2: Unbekannter Künstler, Villa Charlottenberg von Süden, um 1840, Lithographie, (Privatbesitz).



Abb. 3: Villa Charlottenberg, Fotografie von vor 1957, (Privatbesitz).

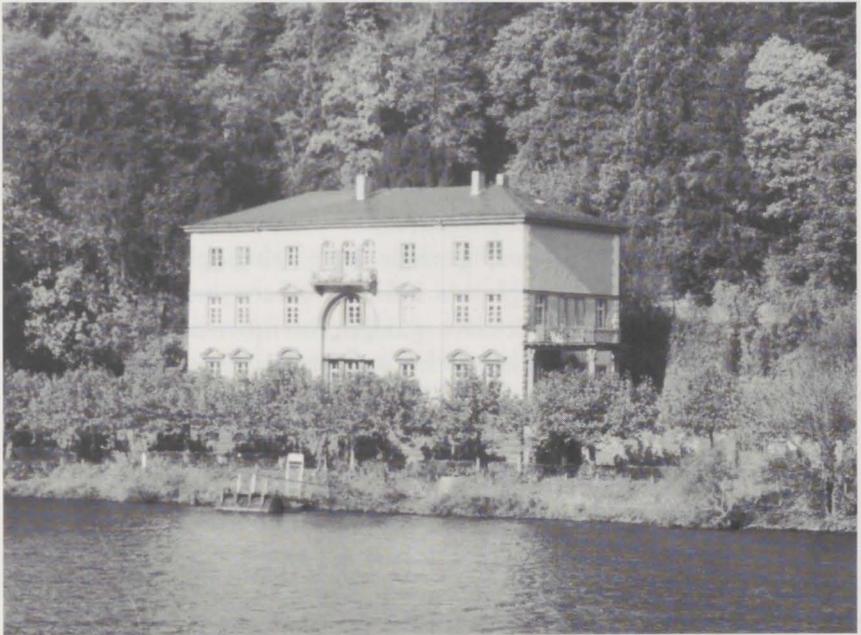


Abb. 4: Villa Charlottenberg, heute, (Privatbesitz).

sich sieben segmentbogige Kellerfenster befinden. Die mittlere Achse wird durch einen über die beiden mittleren Geschosse reichenden Rundbogen betont. Über dem Sockelgeschoß vor der Rundbogennische ist, dem Piano nobile vorgelagert, ein Balkon angebracht. Über dem Rundbogen befindet sich ein rundbogiges Drillingsfenster.

Seitlich des Hauses verläuft rechts und links in Höhe des Sockelgeschosses eine Mauereinfassung. In ihr befindet sich rechts des Hauses eine rundbogige Toreinfahrt. Die Gestaltung des Tores mit Eisenstäben ist auf allen Abbildungen die gleiche und findet sich heute noch genauso, wie auch der obere Abschluß der Einfassungsmauer, der von einem x-förmigen Gitterwerk begrenzt wird. Die Stützpfeiler sind auf allen Abbildungen, bis auf die Graphik, mit pflanzengefüllten Terrakottavasen bekrönt. Solche zieren heute noch die Pfeiler. Wie man auf Abbildungen aus dem Weinbrenner-Umkreis sehen kann, war diese rautenförmige Gestaltung des Geländers im Wechsel mit pflanzengefüllten Vasen auf Stützpfeilern offensichtlich ein beliebtes Motiv der Weinbrenner-Schule.

Die Unterschiede sind folgende:

Die Abbildungen weisen in der Geschoßanzahl, in der seitlichen Fensteranzahl, vor allem aber im Dachaufsatz Differenzen auf.

Der Stich zeigt ein Gebäude mit einem sehr hohen Sockelgeschoß, über dem sich ein zweigeschossiges Mittelteil zwischen eingeschossigen Nebenbauten erhebt. Der Mittelteil ist mit einem giebelständigen, die Nebenbauten sind mit einem traufständigen Satteldach gedeckt. Die östliche Seitenwand des Nebengebäudes ist fensterlos.

Die Lithographie zeigt ein Haus mit einem dreigeschossigen Mittelteil zwischen zweigeschossigen Nebenbauten. Die verschieden hohen Gebäudeteile sind hier mit Walmdächern gedeckt.

Bei der Zeichnung und dem Ölgemälde findet sich die gleiche Anzahl an Geschossen wie auf der Lithographie. Bei den Dächern sind die Darstellungen unterschiedlich. Auf der Zeichnung zeigen sich neben dem giebelständigen Satteldach in der Mitte Flachdächer auf den seitlichen Anbauten. Das Ölgemälde weist auf allen Gebäudeteilen eine Flachdachdeckung mit einem stark hervorkragenden Dachgesims auf. Im Mittelteil verläuft unterhalb des Gesimses ein reich geschmückter Fries. Über dem Gesims erhebt sich eine x-förmig gestaltete, gitterartige Brüstung, wie wir es vom Geländer der Einfassungsmauer her kennen.

Bei Zeichnung und Ölgemälde zeigen sich in der östlichen Seitenwand eine unterschiedliche Anzahl von Fenstern.

Versuch einer Rekonstruktion der baulichen Veränderungen

Anhand des Quellenmaterials, der historischen Abbildungen und des Grundrisses von 1927 versuche ich im folgenden die Baugeschichte des Hauses zu rekonstruieren.

Bis zum heutigen Aussehen nehme ich drei bzw. vier verschiedene Bauphasen an, in denen mehr oder weniger große Veränderungen vorgenommen wurden. Dies sind erstens die Veränderungen innerhalb der ersten vierzehn Jahre, zweitens die Veränderungen nach 1889, drittens die Veränderungen von 1927, viertens die Veränderungen von 1957. Ich werde diesen vier Phasen folgen.

Die Veränderungen innerhalb der ersten vierzehn Jahre:

1. Stockwerkanzahl
2. Dachaufsatz

1. Ob man davon ausgehen kann, daß das Haus, das sich Frau Nies als Sommersitz bauen ließ, ursprünglich so aussah wie auf dem Stich, nämlich insgesamt ein Stockwerk weniger hatte als auf den anderen Abbildungen, ist fraglich, aber nicht völlig unvorstellbar.³² Es gibt Überlegungen und Tatsachen, die dafür sprechen, auf die ich hier jedoch mangels zur Verfügung stehendem Raum nicht weiter eingehen kann. Ich gehe aber davon aus, daß das Haus bezüglich der Anzahl der Stockwerke nie das Aussehen wie auf dem Stich gehabt hat, sondern von Anbeginn in seinem mittleren Teil über dem Sockelgeschoß, zwei weitere Vollgeschosse hatte und darüber mit einem Dachgeschoß abschloß. Die beiden Seitenteile hatten jeweils zwei Vollgeschosse, wobei der linke Seitenteil nicht unterkellert war.

Würde der Stich jedoch wirklich den Urzustand des Hauses abbilden, müßte er allerdings aus den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts sein, da die anderen Abbildungen, die auf 1840 bzw. 1844 datiert sind, alle schon ein Stockwerk mehr aufweisen. Will man den Stich als Erstzustand anerkennen, so wäre das Gebäude innerhalb der ersten zwölf Jahre aufgestockt worden. Dies wäre dann die erste Veränderung, die dem ursprünglichen Zustand des Gebäudes widerfahren wäre.

2. Was nun die unterschiedlichen Dachaufsätze auf den historischen Abbildungen betrifft, könnte es durchaus sein, daß hier eine Veränderung vorgenommen wurde. Wie oben schon erwähnt, ist einem Bericht des „Mannheimer Journal“ zufolge im Jahr 1844 der Dachstuhl der Villa völlig ausgebrannt.³³ Es ist denkbar, daß sich die damaligen Besitzer Heydweiller (seit 1842) nach diesem Brand für eine andere Dachform entschieden. Das heißt,

es kann sein, daß der Mittelbau ursprünglich ein Giebeldach trug, ähnlich dem Prestinarischen Haus, 1807 auf der gegenüberliegenden Neckarseite erbaut, oder dem Palais Weimar, wie wir es von unserer nördlichen Neckarseite aus sehen können. Auch diese Form des Daches würde zu der besonders gestalteten Mittelbaufassade passen. Die Formensprache Weinbrenners – Überfangbogen unter einem manchmal offenen, manchmal mit einem Gesims geschlossenen Giebeldach – wäre noch offensichtlicher.³⁴

Bei der Dachform auf dem Ölgemälde von Verhas, das ein Flachdach darstellt, können wir meiner Meinung nach davon ausgehen, daß es sich um eine idealisierte Darstellung handelt. Der Künstler hat sich die Freiheit genommen, die Dachform so zu gestalten, wie sie seiner Vorstellung entsprechend zu einem Landhaus im italienischen Stil gepaßt hätte. Wir befinden uns in einer Zeit, in der viele deutsche Künstler nach Italien, speziell nach Rom gereist sind, um dort die Kunst der römischen Antike und die römische Landschaft zu studieren. Gerade auch die Villa als solche, war ein beliebtes malerisches Motiv in der deutschen Romantik.³⁵ Als Motiv tritt sie zunehmend in Naturstudien und Veduten hervor.³⁶ Verhas bereiste im Sommer 1837 mehrere Monate Tirol und Oberitalien.³⁷ Er hatte also Gelegenheit gehabt, die Architektur in der italienischen Landschaft zu studieren.

Die Veränderungen nach 1891:

Die erste sicher festzustellende Veränderung, die an dem Gebäude vorgenommen wurde, stammt meiner Ansicht nach aus der Zeit nach 1891, als das Haus im Besitz des Hamburger Juristen Dr. Johannes Theodor Weber war.

Die Veränderungen in dieser Phase sind ablesbar an der Schaufassade des Gebäudes. Und zwar sind folgende Bauglieder hinzugekommen:

1. Fensterverdachungen im zweiten und dritten Geschoß,
2. Ein umlaufendes Gesims in Fenstersturzhöhe,
3. Veränderungen am vierten Geschoß des überhöhten Mittelbaus.

1. Ich gehe davon aus, daß die Fensterverdachungen, die es auf keiner der historischen Abbildungen gibt, zusammen mit dem Fenstersturzgesims angebracht wurden.

2. Daß das umlaufende Gesims in Höhe der Fensterstürze eine Zutat aus späterer Zeit ist, wird zum einen sichtbar an der Hausrückseite, wo dieses im Vergleich zum Fenstersohlbankgesims nicht fortgeführt wird, und zum anderen an der Vorderseite unterhalb des Balkons, wo es zu beiden Seiten des Balkons an den Konsolen endet. Eine fortgeführte Linie des Gesimses ist nicht denkbar, weil der Rundbogen über die Höhe des Gesimses hinausragt. Außerdem weist es bei genauem Hinsehen eine andere Profilierung auf.

3. Am vierten Geschoß des Mittelbaus wurde ein stark hervortretendes, in Höhe der Dachtraufen der Nebenflügel verlaufendes Gesims angebracht. Auf diesem kamen an den Ecken des Mittelbaus gekuppelte Säulen zu stehen. Außerdem kamen je eine weitere Säule rechts und links der Rundbogenöffnungen hinzu. Diese ganzen Elemente am vierten Geschoß sind bei der Aufstockung der beiden äußeren Nebenbauten im Jahr 1957 (siehe die Veränderungen von 1957) wieder weggenommen worden. Wo die Doppelsäulen standen, befindet sich heute eine Quadersteinaufmalung.

Ich meine, daß auch der Balkon im vierten Geschoß nicht aus der Zeit der Erbauung stammt. Zum einen ist er auf keiner der historischen Abbildungen zu sehen, zum anderen ist er in seinem Stil völlig verschieden von dem Stil des unteren Balkons.³⁸ Während dieser von sechs starken, viertelkreisförmigen Konsolsteinen getragen wird, und auch das Geländer wieder, wie die Geländer der anderen Balkone und Maueraufsatz Einfassungen, rautenförmig gestaltet ist, wird jener von zwei volutenartig geschwungenen Konsolen getragen. Sein Geländer ähnelt eher einem verspielten Häkelmuster. Der Balkon paßt nicht zum ursprünglich sachlichen Klassizismus des Hauses. Außerdem nimmt er der Rundbogennische ihre ganze klassische Eleganz und Erhabenheit; sie wirkt jetzt nur mehr wie eingezwängt zwischen zwei Balkonen. Der obere Balkon könnte zusammen mit den anderen Veränderungen am vierten Geschoß hinzugekommen sein. Es ist aber nicht auszuschließen, daß er nicht auch schon früher, vielleicht in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts, angebracht wurde.

Diese genannten Veränderungen passen insgesamt in die Zeit. Wir befinden uns am Ende des 19. Jahrhunderts, in der mit Vorliebe – gerade auch in Heidelberg, wo man das Schloß als Vorbild hatte – im Stil der Renaissance gebaut wurde. Man spricht hier auch von der Heidelberger-Schloß-Renaissance. Der klassischen Strenge mit ihren ruhigen, klaren Flächen und einfachen Formen wollte man mit plastisch ausladenden Teilen entgegenwirken. Was bei unserem Gebäude allerdings in zurückhaltender Weise geschehen ist.

Die Veränderungen von 1927:

1. Erbauung eines neuen Treppenaufgangs mit Eingang in der Ostseite
2. Veränderungen an der Ostfassade

1. Der Haupteingang befand sich ursprünglich an der Rückseite des Gebäudes in der Mittelachse der Fassade. Dies geht eindeutig aus den Grundrissplänen der Entwässerungsakte von 1927 hervor. Ein Grundriß des Erdgeschosses vom April 1927 zeigt noch keinen Treppenaufgang im östlichen Teil des Hauses, wohingegen in den Plänen vom Juni 1927, vom Städtischen

Tiefbauamt am 13. Juli 1927 geprüft und genehmigt, dieser Treppenaufgang mit Eingang in der Hofseite eingezeichnet ist.

Ich gehe davon aus, daß man bei der Planung des Hauses die Hochwassergefahren des Neckars berücksichtigen mußte und daher den Eingang so anlegte, daß kein Wasser eindringen konnte. Dies dürfte der Grund sein, warum sich kein Eingang an der Hauptansichtsseite des Gebäudes befindet, und warum wir hier lediglich Kellerfenster haben, die sich gegen Hochwasser leichter verschließen ließen, und keine großen Fenster, wie man sie für ein Sockel-geschoß, in dem sich die Wirtschaftsräume einer Villa befanden, erwartet hätte. Wenn das befürchtete Hochwasser der Grund war, den Haupteingang nicht an die Straßenseite zu setzen, dann konnte man ihn auch nicht in der Ostwand anbringen, da diese Seite das gleiche Niveau wie die Straße besitzt. Von daher war die auf höherem Niveau gelegene Rückseite, die über zwölf Stufen zu erreichen ist, vom praktischen Standpunkt gesehen die ideale Lösung, vom ästhetischen Aspekt eines heutigen Betrachters ist sie es sicher nicht. Schaut man sich die später erbauten Villen auf dieser Seite des Neckars an, so liegen sie alle entweder höher am Berg, oder die Hauseingänge befinden sich ebenso wie bei unserer Villa auf der Rückseite.

Was nun die ästhetische Seite betrifft, wirkt natürlich die ursprüngliche Eingangssituation auf den heutigen Besucher erst einmal sehr bescheiden, wenn nicht sogar mißlungen. Auf den zweiten Blick jedoch und vor allem, wenn wir uns in die damalige Zeit hineinbegeben, ist eine gewisse „Abfolge von Stimmungserlebnissen“³⁹ nicht zu übersehen. Der Besucher wird durch einen hellen Hof mit Springbrunnen geführt, um dann über eine breite Treppe seitlich des Hauses, flankiert von Steinfiguren, zum Hauseingang geführt zu werden. Hier wird es nun eng und dunkel, durch den nahe herangerückten Berg. Der Zugang wird durch eine moos- und efeubewachsene Steinmauer begrenzt. Zusätzlich verdunkeln überhängende Äste diese Hausseite. Gegenüber dem Hauseingang in der Steinmauer läßt ein doppelschaliger Brunnen mit einer Maske darüber sein immerwährendes Plätschern vernehmen. Durch die in Stein gefaßte Eingangstür gelangt der Besucher innerhalb des Hauses über wenige Stufen in eine lichtdurchflutete Empfangshalle. Der Blick fällt durch die hohen Fenster auf den vorbeifließenden Neckar. Wenn man sich nun bewußt macht, in welcher Zeit das Haus gebaut wurde, nämlich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, also in der Zeit der Romantik, mag uns die Eingangssituation nicht mehr so verfehlt erscheinen. Brönner weist auf diesen Zusammenhang hin, wenn er sagt: „Wie im Landschaftsgarten ist dabei der Wechsel der Stimmungen auch in der Wohnung Ziel der Gestaltung.“ Es erfolgt eine bewußte Gestaltung von „Stimmungszonen und die Abfolge von Stimmungserlebnissen.“ Weiter heißt es: „Aus dieser Sicht

wird mancher dunkle Flur in den Wohnhäusern dieser Zeit verständlicher. Raumgefüge, die uns heute als vollkommen mißlungen erscheinen, konnten damals zumindest darauf rechnen, akzeptiert zu werden, wenn sie eine solche Stimmungsfolge suggerierten. Die Steigerung vom dunklen Vorraum zum feierlichen Treppenhaus, wie auch viele andere Raumkonstellationen dieser Art, sind heute kaum noch nachvollziehbar, weil die diese Stimmungen unterstreichenden oder erst erzeugenden Ausstattungen, insbesondere die Ausmalungen und Buntverglasungen, fast überall verschwunden sind.⁴⁰ In diesem Zusammenhang macht Brönner auf das von Weinbrenner errichtete Palais der Markgräfin Friedrich in Karlsruhe aufmerksam. Dort gelangt der Besucher auf das an der Gartenseite im Sockelgeschoß als Grotte ausgebaute Vestibül „über seitliche, relativ enge Treppen zum lichtvollen Obergeschoß [...]“.⁴¹ Aus diesem Blickwinkel betrachtet wird der Hauseingang auf der Rückseite des Hauses vielleicht doch verständlich.

Nun stellt sich die Frage, warum der spätere Besitzer Herr Strauß es doch wagte, den Haupteingang an die Hofseite zu verlegen. Der hintere Eingang könnte ihm zu schlicht gewesen sein, und er wünschte sich einen repräsentativeren Eingang. Auch war der Sinn für die Romantik nicht mehr vorhanden. Das Haus war nun auch kein Sommersitz mehr, wie zu Zeiten der Erbauerin, sondern es wurde ganzjährig bewohnt. Herr Strauß war Fabrikant, und das Haus hatte nun völlig veränderten repräsentativen Zwecken zu dienen als zur Zeit seiner Erbauung. Ein anderes Prestigedenken war vorherrschend: Man zeigte seinen Vermögensumfang indirekt durch die Gestaltung und Einrichtung seiner Villa.

Meine These ist folgende: Ab 1920 wurde der Neckar von Mannheim bis Plochingen durch den Bau mehrerer Staustufen kanalisiert.⁴² Diese Kanalisierung bannte weitgehend die Hochwassergefahren. Von daher drohte keine Gefahr mehr für die Häuser an der Straße, und es wurde möglich, den Eingang tiefer und an die östliche Hausseite zu verlegen.⁴³

2. Der Bauphase von 1927 gehören auch die folgenden Veränderungen an der Ostfassade an: Über den neuangelegten Hauseingang im ersten Stock kommt eine Verblendung mit Palladiomotiv und im zweiten Stock eine Drillingsfenster-Verblendung. Auch das Anbringen des Balkons auf der Toreinfahrt fällt in diese Zeit. Diese Veränderungen sind ablesbar in den Plänen von April 1927 und Juli 1927. Wenn man davon ausgeht, daß die Pläne korrekt gezeichnet sind, was man in unserem Fall natürlich auch anzweifeln kann, da es sich um Pläne für den Anschluß einer Abortleitung an den Schwemmkanal, bzw. die Neuverlegung von Tonrohrleitungen für die Kanalisation handelt und nicht um Grundrißpläne für bauliche Veränderungen, finden sich hier eindeutig Unterschiede. Gegen die Einwände spre-

chen, daß ansonsten alle Maueröffnungen, wie die Türen und die Fenster, in beiden Plänen übereinstimmen und sich nur in diesem Punkt unterscheiden. Im Erdgeschoßplan (nur dieser ist vorhanden) vom April 1927, unterzeichnet vom Tiefbauunternehmer Heinrich Hess, befindet sich zwischen den beiden äußeren Fenstern eine ununterbrochene Mauer. Im Plan vom Juli 1927, unterzeichnet von dem Architekten Franz S. Kuhn, sind die Verblendungen eingezeichnet. Man war offensichtlich der Ansicht, hier eine Mittelachse schaffen zu müssen. Schließlich hat diese Hausseite dadurch, daß sie Haupteingangsseite wurde, eine Aufwertung erfahren, die auch an den darüber liegenden Stockwerken ablesbar sein sollte.

Für die Vermutung, daß hier auf dieser Seite jemals mehr als die zwei äußeren Fensterachsen waren, gibt es außer den Abbildungen aus der Zeit um 1840, wo man künstlerische Freiheit mit in Betracht ziehen muß, keine sicheren Belege. Die aufgeblendeten Rustikastreifen an den Gebäudeecken und zu beiden Seiten des Mittelbaus entsprechen einer Tendenz der zwanziger Jahre in Heidelberg.⁴⁴

Die Südseite erfuhr eine weitere Bereicherung durch die Ausstattung der Fenster mit Klapppläden. Ob ursprünglich welche vorgesehen waren, weiß man nicht. Stich, Ölbild, Zeichnung und Lithographie zeigen jedenfalls keine. Erst die Fotografie aus den Jahren von vor der Veränderung von 1957 zeigt sie.

Die Veränderungen von 1957:

1. Aufstockung der beiden Seitenteile
2. Entfernung des Balkons im zweiten Geschoß
3. Verglasung der Veranda

1. Im Jahr 1957 befindet sich das Haus schließlich im Besitz des Englischen Instituts und soll Internatszwecken nutzbar gemacht werden. Man benötigte Räume für die Beherbergung von Internatsschülern. Dafür wurden, was nun das Gesamtbild von außen betrifft, die beiden Seitenteile rechts und links des Mittelbaus aufgestockt und dem Mittelbau in seiner Höhe angeglichen (Abb.4). Gemäß eines Beschlusses des Bauausschusses wurde die Aufstockung nach den Plänen des Heidelberger Architekten Otto Baumeister genehmigt, und zwar mit der Begründung, daß dadurch der frühere, nur im mittleren Drittel dreigeschossige Bau „einen einfacheren und klareren Baukörper erhält.“⁴⁵ Es gibt nun eine für alle drei Bauteile gleiche Geschoßhöhe, und alle Bauteile befinden sich unter einem gemeinsamen Dach.

2. Eine weitere Veränderung betraf den Balkon im zweiten Geschoß, der auf allen Abbildungen vorhanden ist und als Detail die besondere Gestaltung der Schauseite unterstreicht. Im Mai 1961 sind vier der sechs kräftigen

Viertelkreis-Balkenkonsolen durch den Aufprall eines LKW heruntergebrochen. Der Balkon, der 95 cm über der Hausflucht in den Straßenraum hineinragte, wurde nun als Verkehrshindernis gesehen und durfte nicht mehr in seiner ursprünglichen Tiefe bestehen bleiben. Er fiel schließlich der Stadtbauplanung zum Opfer, da Bauteile über die Bauflucht nur vorspringen dürfen, wenn ein öffentlicher Gehweg von 1,25 m Breite vorhanden ist.⁴⁶ In unserem Fall ist kein Gehweg vorhanden, und es wurde auch beim späteren Ausbau der Ziegelhäuser Landstraße kein Gehweg angelegt. So kam es, daß der ursprüngliche Balkon ganz entfernt wurde, und wir heute lediglich eine Vergitterung durch senkrecht verlaufende Eisenstäbe, auf einer knappen Vorkragung vorfinden.

3. In die vierte Veränderungsphase fällt auch die Verglasung der einst offenen Veranda auf der Gartenseite.

Nebengebäude

Generell gehörten zur Anlage einer Villa eine größere Anzahl an Nebengebäuden: Stall, Remise, Kutscher- und Gärtnerwohnung, Maschinenhaus sowie u. U. ein Gewächshaus und in Einzelfällen eine Kapelle. In unserem Fall sind, außer der Kapelle und dem Maschinenhaus, alle Nebengebäude vorhanden. Sie alle gehen bereits aus dem Brandkataster von 1830/31 hervor und werden hier namentlich genannt: „ein weiter neu erbautes Wohnhaus so zweistöckig woran der untere Stock von Stein, der obere von Holz, ohne Keller jedoch mit Stall unter einem Dach“⁴⁷ ist. Desweiteren wird ein „stein[erner] Schweinestall mit Abtritt und Backofen“ erwähnt. 1834 wird ein weiteres Gebäude in den Brandkataster mit aufgenommen, nämlich „Ein 1-stöckiges Treibhaus, wovon der untere Stock von Stein ist, die Vorderseite ist von Grund aus von Holz“.⁴⁸

Bei dem „weiter neu erbaute(n) Wohnhaus“ handelt es sich um das Gärtner- und Kutscher- bzw. spätere Chauffeurshaus, welches sich rechts neben dem Wohnhaus erhöht am Berg befindet. Es hatte zwei Wohnungen, von denen die eine vom Kutscher bzw. Chauffeur, die andere vom Gärtner bewohnt war. Da dieses Haus keine Kanalisation besaß, feuchte Mauern hatte, verwohnt und baufällig war, wurde der Bauanfrage vom Mai 1963 zum Abriss und Neuaufbau stattgegeben.⁴⁹ 1964 wurde es schließlich abgerissen und an seiner Stelle ein zweistöckiges Wohnhaus für Internatszwecke aufgebaut.⁵⁰

Desweiteren gibt es die ehemalige Orangerie oder auch Treibhaus genannt links am Berg hinter der Villa. Ursprünglich war sie in ihrem unteren Teil zum Schutz für die Pflanzen, die hier überwinterten, als verglaste Säulen-

unterbau gestaltet.⁵¹ Heute wird sie durch kleinere Fenster verschlossen. Darüber befand sich die Wohnung für einen weiteren Gärtner. Heute wird die Wohnung vom Hausmeisterehepaar bewohnt.

Alle Nebenbauten, die schon im ersten Feuerversicherungsvertrag von 1830/31 bzw. 1834 namentlich genannt werden, sind auch auf der Lithographie von 1840 deutlich zu erkennen (Abb. 3). Rechts des Hauses sieht man das, über eine steile Treppe zu erreichende, zwischen Bäumen halb versteckte, Gärtnerhaus stehen. Die Treppe existiert heute noch als Verbindungsweg zwischen den beiden Häusern. Links von der Villa, neben einer Baumgruppe, ist das Treibhaus, mit den zwei Fenstern der sich darüber befindlichen Wohnung, sichtbar. Ganz in der linken Bildhälfte befindet sich ein Gebäude mit einem Pultdach und einer Reihe von drei Fenstern. Ich vermute, daß es sich hier um den „stein[ernen] Schweinestall mit Abtritt und Backofen“ handelt.

Seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, gehörte auch ein Schwimmbassin mit Badehaus zu dem Anwesen. Es befand sich westlich vom Haus, vermutlich an der Stelle, wo sich ursprünglich der Schweinestall befand. Ende der 80er Jahre wurde dieser Teil vom Grundstück abgetrennt und seit 1990 steht hier ein Appartementhaus.

Der Garten

Bei einer Villa sind Garten und Haus stets als Einheit zu betrachten.⁵² In diesem Sinne ist das Haus mit dem dazugehörigen parkähnlichen Garten und seiner exponierten Lage am Neckar, mit seiner Sichtbeziehung zum Schloß, zur Heidelberger Altstadt und zu Stift Neuburg als Gesamtkunstwerk anzusehen. Heute zählt der Garten zu den historischen Gartenanlagen.

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als die Villen sich immer mehr dem Stadtrand näherten und schließlich ganze Vorstädte von diesem Typus besiedelt wurden, verschwanden aus Platzmangel die großen Gartenanlagen.⁵³

Unser Garten, der zeitgleich mit der Erbauung der Villa angelegt wurde, fand in zeitgenössischen Reisebeschreibungen und Beschreibungen aus späterer Zeit immer wieder rühmende Erwähnung. Welcher Gartenarchitekt den vielgerühmten Garten gestaltete, ist leider unbekannt. Man sollte jedoch den Heidelberger Gartenbaudirektor Johann Metzger, der unter anderem auch den Park und die Terrasse von Stift Neuburg zu einer „vielbewunderten Sehenswürdigkeit“ gestaltete, nicht außer acht lassen.⁵⁴ In welcher Art der Garten ursprünglich angelegt war, ob als regelmäßig architektoni-

scher oder als englischer Landschaftsgarten, ist heute nicht mehr zu erkennen, wohingegen eine strenge axiale Bindung an das Haus durch den steilen Berg, der sich unmittelbar hinter dem Haus erhob, mit Sicherheit nicht möglich war. Die Lage am steilen Hang, die Wege, die sich zu einer Terrasse mit Teehaus hinaufschlängeln, sprechen in unserem Fall für eine Mischung aus beiden. Gerade für den italienischen Renaissancegarten waren die an Hängen angelegten Terrassen typisch.

Bei den folgenden Beschreibungen, auf die ich näher eingehen werde, wird der Leser unweigerlich an italienische Gärten erinnert. Helmina von Chezy schreibt in ihrem 1838 erschienen „Handbuch für Reisende [...]“: „An Wohnungen vorbei gelangen wir zuerst zur Charlottenburg, einer Privatbesitzung der Frau Nies aus Frankfurt; ein ehemals wüster, mit Steingeröll bedeckter Platz ist hier in eine freundliche Villa, ganz im italienischen Geschmack, umgeschaffen, an welche sich liebliche Gartenanlagen, Weinberge und ein Park anschließen, durch welchen bequeme, schattige Pfade zu dem höchsten Punkte führen, wo ein Belvedere mit entzückender Aussicht sich befindet.“⁵⁵

Von der Größe und Schönheit des von Frau Nies angelegten Berggartens spricht auch fast hundert Jahre später Ada von Lettow-Vorbeck in ihren „Heidelberger Eigengärten in alter und neuer Zeit“. „Zu den schönsten Gärten Heidelbergs aus der Epoche der Romantik zählt der Garten der Villa Charlottenberg (jetzt Fabrikbesitzer Strauß). Gegenüber dem Karlstor steigt er den Hang hinauf. Unter mächtigen Kastanien eine halb verborgene Orangerie und über Terrassen mit Weinreben, blumigen Wiesenflächen, Kirschalleen und Waldparzellen voll einheimischer und ausländischer Bäume, ganz oben eine feierliche Reihe von Zypressen. ... Rosen und Orangen blühen ...“⁵⁶ Auch jetzt zählt er immer noch zu den schönsten Gärten Heidelbergs.

Hanglage und Terrassierung waren bereits typische Elemente der römischen Villa, wie auch der Villa in der Renaissance. Ein weiteres Kennzeichen einer italienischen Villa war, „wenn eine jener feierlichen Zypressenalleen zum Eingang führt, die sich wie schwarze Zickzacknähte durch die Landschaft ziehen.“⁵⁷ Hier weist die Zypressenallee zwar nicht den Weg zum Eingang, aber als typisches Villenmerkmal ist sie vorhanden. Mit Sicherheit gehört die Reihe von Zypressen zu dem „umfangreiche(n) mit seltenen Bäumen – u. a. mit 200 Koniferenarten – bepflanzte(n) Berggarten“.⁵⁸

Zum festen Bestandteil des italienischen Gartens und als Symbol des immerwährenden Frühlings gehörten Orangen- und Zitronenbäume, wie sie sich auch in unserem Garten fanden. Meistens waren sie in große Terrakotagefäße gepflanzt, die im Winter in den dafür vorgesehenen Orangerien standen. Große nach Süden orientierte Fenster sorgten für genügend Licht

und Wärme. Wie wir wissen, besaß auch unsere Villa eine Orangerie mit einer breiten Fensterfront nach Süden.

Auch heute findet der Garten immer noch Eingang in Stadtführer. So lesen wir 1991 bei Buselmeier in den „Literarische(n) Führungen durch Heidelberg“: „Der in Terrassen ansteigende Garten zählt zu den größten und schönsten Heidelbergs. Unter mächtigen Bäumen findet man Brunnen und Parkskulpturen, eine Orangerie, Lauben, Wiesen und Kirschalleen. Von der Hauptterrasse aus hat man einen Traumblick auf die Stadt. Es gibt ein Schwimmbecken, und es gab auch – wie in vielen vornehmen Häusern – einen Tennisplatz.“⁵⁹ Die Aussagen Buselmeiers treffen jedoch auf den heutigen Stand nicht mehr zu. Die aus Bruchsandstein gestützten Terrassen sind zwar immer noch vorhanden, und er ist auch sicher immer noch einer der größten Gärten Heidelbergs, wobei man davon ausgehen kann, daß er ursprünglich noch größer war, aber der schönste Garten ist er sicher nicht mehr. Der Garten ist verwahrlost und verwildert. Viele Wege sind verschüttet oder enden plötzlich vor einer undurchdringbaren Hecke. Die „mächtigen Bäume“ finden sich immer noch, auch gibt es noch Brunnen, aber von Parkskulpturen keine Spur. Die Orangerie ahnt man kaum noch. Sie ist zwar immer noch bewohnt, aber dem Verfall preisgegeben. Das Teehaus, das sich auf halber Höhe zum Philosophenweg auf einer großen Terrasse befand, ist laut Mitteilung der Hausmeister vor ein paar Jahren niedergebrannt. Lauben, Wiesen und Kirschalleen sind nicht mehr zu erkennen. „Einen Traumblick auf die Stadt“ von der Hauptterrasse aus kann man heute leider auch nicht mehr genießen, da die Bäume an der Ziegelhäuser Landstraße diesen Ausblick verwehren. Das Schwimmbecken gibt es nicht mehr, da dieser Teil des Gartens abgetrennt wurde und seit 1990 von einem Appartementhaus bebaut ist. Einen Tennisplatz gab es ursprünglich überhaupt nicht. Dieser wurde erst zu Internatszeiten angelegt.

Zur Frage des Architekten

Da die Bauakten nicht mehr vorhanden sind,⁶⁰ bin ich bei der Frage nach dem Architekten auf Vermutungen angewiesen. Durch seinen Baustil – Blendnische mit eingelassenem Fries und Thermenfenster – weist das Haus eindeutig auf einen Schüler Weinbrenners hin. Weinbrenner selbst kommt nicht mehr in Frage, da er bereits 1826 starb.

Da die Bauherrin eine Frankfurter Bürgerin war und sie sich dieses Haus in Heidelberg als Sommersitz bauen ließ, muß man in Betracht ziehen, daß sie möglicherweise einen Frankfurter Architekten mit dem Bau beauftragt hat.

Bei meiner Recherche stieß ich auf den Architekten Rudolph Burnitz. Im folgenden bin ich der Frage nachgegangen, welche Aspekte seines Lebens ihn als Architekten für unsere Villa in Betracht kommen lassen.

Seit 1822 lebte der gebürtige Württemberger in Frankfurt, wo er das Bürgerrecht erwarb.⁶¹ Seine künstlerische Ausbildung erwarb er in Karlsruhe bei Friedrich Weinbrenner. In Zusammenarbeit mit Heinrich Hübsch, der in den Jahren 1824 bis 1827 eine Anstellung am Städel in Frankfurt a. M. hatte, plante und errichtete er in den Jahren 1826/29 ein Waisenhaus in Frankfurt.⁶² Heinrich Hübsch, selbst Weinbrenner-Schüler und dessen Nachfolger in Karlsruhe, hat für die Schwester und den Schwager unserer Bauherrin, Frau Sophie Schlosser, geb. du Fay und Johann Friedrich Heinrich Schlosser, die alte Klosterkirche auf Stift Neuburg umgebaut.⁶³ Die Schlossers waren seit 1825 im Besitz des Stifts. Dieser Bekanntschaft wegen könnte natürlich auch Heinrich Hübsch selbst als möglicher Architekt in Betracht gezogen werden. Da er sich aber laut Karlsruher Ausstellungskatalog von 1983 „nur selten mit Wohnhausbau beschäftigte“,⁶⁴ und er zu dieser Zeit bereits in Karlsruhe die Nachfolge Weinbrenners angetreten hatte, möchte ich ihn nicht in Betracht ziehen.

Vom stilistischen Standpunkt gesehen könnte er sicher genauso gut in Frage kommen. Aber ich meine, daß eine größere Wahrscheinlichkeit für Burnitz als Architekten spricht.

Der hauptsächliche Grund, Burnitz als Baumeister anzunehmen, ist der, daß er in der Literatur als Architekt für das Stadthaus von Frau Nies in Frankfurt a. M. in der Neuen Mainzer Straße genannt wird. Thieme-Becker,⁶⁵ und Dessoff,⁶⁶ geben kein Erbauungsjahr an. Vogt⁶⁷ datiert es auf die Zeit um 1835. Nachprüfen läßt sich diese Zeitangabe anhand originaler Quellen nicht mehr, da alle Baunterlagen zu Frankfurter Privatbauten im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurden.

Gesichert ist auf jeden Fall, daß Frau Nies im Mai 1831 den „Bauplatz und Garten“⁶⁸, an den Wallanlagen von dem Frankfurter Stadtbaumeister Johann Friedrich Christian Hess und dem Architekten Carl Friedrich Mack erworben hat. Ein weiterer Grund, Burnitz als Baumeister anzunehmen, ist der, daß es nicht unüblich war, einen Hausarchitekten zu haben. Außerdem wird er von Vogt als der einzige Frankfurter Architekt bezeichnet, der auch Aufträge außerhalb Frankfurts annahm.⁶⁹ Da er als Zugereister, ohne Ruf der Stadt, es erst einmal nicht leicht gehabt haben mag, Aufträge zu erhalten, war er auf Arbeiten außerhalb Frankfurts angewiesen.

Einen Vergleich zu ziehen zwischen den wenigen Gebäuden, die von Burnitz bekannt sind, und unserer Villa fällt schwer. Zum einen sind es öffentliche Gebäude, wie das Waisenhaus in Frankfurt, welches er zusammen

mit Heinrich Hübsch baute, das Versorgungshaus in der Hammelsgasse, das Israelitische Krankenhaus sowie der Neubau im Saalhof. Zum anderen sind die wenigen Privatbauten so unterschiedlich im Stil, daß auch unsere Villa durchaus ihren Platz in der Reihe der unterschiedlichen Bauten einnehmen kann. An Frankfurter Privatbauten sind bekannt: das schon erwähnte Haus du Fay unserer Bauherrin in der Neuen Mainzer Straße 57, sein eigenes (Burnitz') als luxuriöse Mietwohnung angelegtes Haus am Untermainkai 3, das Landhaus Metzler in Frankfurt-Bonames sowie das völlig aus dem Rahmen fallende Manskopf'sche Haus am Untermainkai 54. Hier bediente er sich des Historismus in englischer Gotik.

Zu Rudolph Burnitz existiert keine Baumonographie.⁷⁰ Er gehörte jedoch zu den angesehenen und später vielbeschäftigten Frankfurter Architekten, die die prachtvolleren Bauten im Westen der Stadt errichteten.⁷¹ Wie alle Frankfurter Architekten war auch Burnitz an das Frankfurter Baustatut von 1809 gebunden. Dieses bestimmte nicht nur den genauen Standort und die äußeren Proportionen eines neu zu errichtenden Hauses, sondern wollte auch auf die Gestaltung der Fassaden Einfluß nehmen.⁷² Diesem Baustatut ist es sicherlich auch zuzuschreiben, daß Burnitz' Bauten in Frankfurt so wenig seine eigene Herkunft (Weinbrenner Stil) erkennen lassen.

Von daher war es für ihn vielleicht eine besondere Herausforderung, außerhalb Frankfurts einen Bauauftrag annehmen zu können, zumal in Heidelberg, wo Weinbrenner selbst gebaut hat. In diesem Sinn könnte man die Villa Charlottenberg auch als Hommage an seinen Lehrer Weinbrenner sehen.

Die oben genannten Burnitzbauten, lassen jedoch trotz aller Unterschiedlichkeit folgende Gemeinsamkeiten erkennen, Merkmale, die auch unsere Villa aufweist: Zum Beispiel die halbkreisförmigen Sockelgeschoßfenster; die Einbindung der Gesimse in die Fenstersohlbänke ist ein beliebtes Formelement seiner Bauten, es findet sich an fast all seinen Gebäuden; die Benutzung des Gurtgesimses zur optischen Trennung von Sockel- und Erdgeschoß; die Verwendung von Thermenfenstern; ebenso der geschoßweise Wechsel von Rechteckfenstern mit Rundbogenfenstern ist ein Element, das an all seinen Gebäuden zu entdecken ist, wie auch die Sandsteinrahmung der Fenster. Große Parallelen zu unserer Villa finden sich am Landhaus Metzler bei der Gestaltung des auf Viertelkreis-Balkenkonsolen ruhenden Balkons und des ihn abschließenden eisernen Geländers sowie den dahinter sich befindenden eng beieinanderstehenden, hochrechteckigen, von vier Pilastern gerahmten Fensteröffnungen. Nicht zu übersehen ist natürlich die gleiche Vertäfelung der Treppenhauswand im Stadthaus von Frau Nies wie auch in unserer Villa.

Trotz gewisser Parallelen, die sich an seinen Bauten finden lassen, bedarf es mit Sicherheit noch einiger weiterer Untersuchungen, um unsere Villa Burnitz endgültig zuzuschreiben.

Abschließend läßt sich sagen, daß die Villa Charlottenberg auch im veränderten Zustand eines der baulich dominanten Gebäude an der Ziegelhäuser Landstraße ist. Wie viel mehr noch sie das früher war, als die Uferstraße entlang dem Neckar weit weniger bebaut war, läßt ihre noch heute imposante Erscheinung erahnen.

Das Gebäude verliert, durch die Aufstockung der beiden Außenseiten, sein bis dahin charakteristisches Äußeres. Die heute blockhafte Gestalt wirkt in sich geschlossen und ist dadurch den bekannten Frankfurter Burnitzbauten sogar ähnlicher geworden, jedoch hat es seinen besonderen Charme, den ihm der überhöhte Mittelbau gab, verloren.

Dem Garten wäre zu wünschen, daß ihm die Aufmerksamkeit, die einer historischen Gartenanlage gebührt, entgegengebracht wird, daß er eines Tages wieder zu den schönsten Gartenanlagen Heidelbergs zählt, und daß Haus und Garten wieder als Gesamtkunstwerk betrachtet werden.

Die Villa Charlottenberg ist eindeutig durch den Architekturgeschmack des frühen 19. Jahrhunderts geprägt, insbesondere durch die klassizistischen Gestaltungsmerkmale der Karlsruher Architektenschule Friedrich Weinbrenners. Bei unserer Villa handelt es sich jedoch um einen wenig monumental ausgeführten Klassizismus. Ornamentale Elemente werden auf ein Minimum reduziert; der Bau lebt hauptsächlich von ausgewogenen Proportionen.

Die klassizistische Baukunst, die nach Überschaubarkeit und Ordnung trachtet und sich als eine wichtige Form bürgerlichen Selbstverständnisses darstellt, befindet sich gerade in Heidelberg in Kontrast zur Landschaft und zu den von den Romantikern entdeckten Motiven mit Schloßruine, dem Fluß und der dahinter sich erstreckenden Stadt mit Alter Brücke. Unsere Villa fügt sich jedoch gerade durch diesen Kontrast ideal in die Landschaft ein und verkörpert durch ihre Architektur das klassizistisch antikische Element, wie wir es von Bildern aus der Romantik kennen. Die religiöse Lebensanschauung unserer Bauherrin, – den Weg „zur Kirche zurück“⁷³, den ihre Schwester zusammen mit ihrem Mann ging, beschritt sie allerdings nicht –, ihre Begeisterung für die Bilder der Nazarener⁷⁴ waren ein sichtbares Zeichen für ihre Hinwendung und Befürwortung der romantischen Bewegung. Somit wird ihre Wahl für Heidelberg als Ort für einen Sommersitz in doppelter Hinsicht verständlich. Zum einen ist die Nähe zu ihrer Familie (Stift Neuburg) garantiert und zum anderen schien sich in Heidelbergs Landschaft der romantische Traum von einer verlorenen Heimat, die man in ferner Zukunft wiederersehte, zu erfüllen.

So gewiß es weiterer Untersuchungen bedarf, um die Geschichte des Hauses auf wirklich befriedigende Weise zu erhellen, so bestimmt läßt sich sagen, daß dem bislang kaum beachteten Gebäude, dessen kunstgeschichtlicher Rang hier begründet wird, eine ähnlich große Bedeutung zuzumessen ist wie anderen prominenten Heidelberger Wohnbauten des 19. Jahrhunderts, etwa dem Max-Weber-Haus auf der gleichen Neckarseite oder dem ehemaligen Palais Weimar, welches zu Beginn des 19. Jahrhunderts im klassizistischen Stil umgebaut wurde.

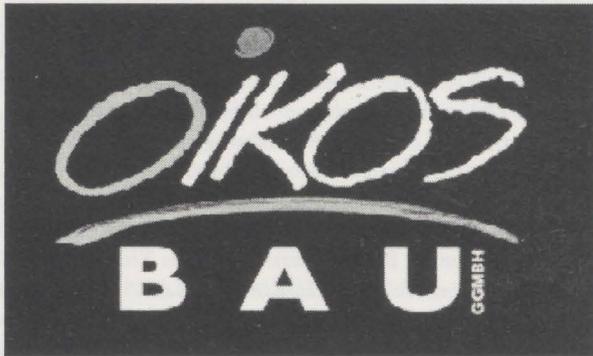
Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz ist eine Kurzfassung meiner Magisterarbeit „Villa Charlottenberg in Heidelberg, Ziegelhäuser Landstraße 63“, eingereicht am Kunsthistorischen Institut der Universität Heidelberg, im Oktober 1996.
- 2 Bunsen: Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Witwe [Francis Bunsen], Deutsche Ausgabe, durch neue Mitteilungen vermehrt von Friedrich Nippold, 3 Bände, Leipzig 1868-1871, 3. Band, S. 391. Christian Carl Josias von Bunsen, eine schillernde Persönlichkeit im 19. Jh., verbrachte seinen letzten Lebensabschnitt in Heidelberg. Er lebte von Juni 1854 bis Nov. 1859 zur Miete in der Villa Charlottenberg. Er ist nicht zu verwechseln mit dem Chemiker Robert W. Bunsen, der zur gleichen Zeit in Heidelberg lebte und heute durch seine Erfindung, des nach ihm benannten Leuchtgasbrenners (Bunsenbrenner), jedem Kind bekannt ist. Aber in ihrer Zeit war C. C. J. Bunsen sicher der berühmtere und bekanntere von beiden. Als preußischer Diplomat, seit 1824 Gesandter beim Vatikan, ab 1842 Botschafter in London, war er an allen wichtigen politischen Vorgängen seiner Zeit beteiligt. Daneben hinterließ er als Geschichtsforscher, Archäologe, Orientalist, Religionswissenschaftler und Kunsthistoriker ein ansehnliches literarisches Werk. Aus: *Universeller Geist und guter Europäer. Christian Carl Josias von Bunsen 1791-1860. Beiträge zu Leben und Werk des „gelehrten Diplomaten“*. Zum 200. Geburtstag unter Mitarbeit von Frank Foerster und Hans Becker vorgelegt von Hans-Rudolf Ruppel, Korbach 1991.
- 3 StA Hd. (= Stadtarchiv Heidelberg), Brandkataster des Ortes Neuenheim u. Mönchhof 1822 (-40), S. 187 u. 188
- 4 Dies teilte mir Frau Röthenmeier, die Hauslehrerin der Kinder Strauß, mit.
- 5 Dammann, Georg: Die Villa Charlottenberg und ihre Bewohner, in: *Mannheimer Geschichtsblätter*, Jahrgang 1931, Nr. 32, S. 237-243, S. 239; Jaeger, Otto: *Die Flurnamen von Neuenheim, 765-1891*, Heidelberg 1988, S. 32
- 6 BVA (=Bauverwaltungsamt)Entwässerungsakte, Lgb. Nr. 6593
- 7 s. v. ist die Abk. für *lat. salva venia* und bedeutet „mit Erlaubnis“.
- 8 StA Hd., Brandkataster des Ortes Neuenheim u. Mönchhof 1822 (-40), S. 187 f.
- 9 StA Ffm. (= Stadtarchiv Frankfurt/a.M.), Nachlaßakten 1841/6263, StA Hd., Gb. Bd. IX, S. Nr. 38
- 10 StA Ffm., Nachlaßakten 1841/6263
- 11 Dammann (Anm.5), S. 242

- 12 Dammann (Anm.5), S. 242, u. Jugenderinnerungen Großherzog Friedrichs I. von Baden, Hg. Karl Obser, 1921, S. 100
- 13 Einem Bericht des „Mannheimer Journal“ vom 26. Aug. 1844 zufolge, brach ein Feuer im Dach des Hauptgebäudes der Villa aus. In: Metzger, Rolf: 150 Jahre Metz, Feuerwehrgeschichte, Karlsruhe 1992, S. 21
- 14 Siehe Anm. 2
- 15 Weber, Georg: Heidelberger Erinnerungen, Am Vorabend der 5. Säkularfeier der Universität, Stuttgart 1886, S. 277, zitiert nach Dammann (Anm. 5), S. 242
- 16 StA Hd., Gb. 83, S. 942–950
- 17 StA Hd., Rhein-Neckar-Zeitung vom 16. Juli 1946, hier teilt uns Annemarie von Kirchenheim in dem Artikel „Geistiges Leben in Heidelberg um die Jahrhundertwende. Villa Charlottenberg“ einiges über den weitverzweigten Freundeskreis der Familie Weber mit.
- 18 Woher er diese Information hat, teilt er uns leider nicht mit.
- 19 GBA (=Grundbuchamt), Gb. 95 Heft 27
- 20 Wie Anm. 4
- 21 BVA, Entwässerungsakte, Lgb. Nr. 6539, Brief vom 20.5.1927
- 22 Wie Anm. 4
- 23 BVA, Entwässerungsakte, Lgb. Nr. 6593, Rechnung vom 3.1.49
- 24 GBA, Gb. 95 Heft 27
- 25 Diese und die folgende Information beziehe ich aus Lurz u. Vogt: Neuenheim im Wandel, Eine Sozialgeschichte in Bildern von 1870 bis 1950, Hg. vom Stadtteilverein Neuenheim 1990, und der Jubiläumsschrift 1985, 40 Jahre Englisches Institut.
- 26 Kubelik, Martin: Die Villa im Veneto, Zur typologischen Entwicklung im Quattrocento, Band I, München 1977, S. 55
- 27 StA Hd., Boisserées Tagebuch von 1839, in Abschrift von Herrn Pietzsch.
- 28 Die Tagebücher von Sophie Schlosser, 25 Kalenderbände, geführt in den Jahren 1840–1854, befinden sich auf Stift Neuburg. Hierin ist Buch geführt über die täglich empfangenen Gäste auf dem Stift wie auch Besuche, die die Schlossers selbst unternahmen, sowie Fahrten in die nähere Umgebung.
- 29 Dammann (Anm. 5), S. 239, Ernst Walz, Lebenserinnerungen, hg. von Rudolf Benl, Heidelberg 1991, Erläuterungen S. 77
- 30 Zeichnung und Ölgemälde befinden sich im Besitz des Kurpfälzischen Museums. Stich und Lithographie sind im Besitz von Frau Fischer, der jetzigen Eigentümerin.
- 31 Weder Zeichnung, Gemälde, Stich und Lithographie sind datiert, aber sie dürften alle um 1840 entstanden sein. Das Ölgemälde wird auf 1844 datiert, weil es ein datiertes Gegenstück dazu gibt, welches die Ansicht des Heidelberger Schlosses, des Neckars und der Neuenheimer Chaussee von Westen gesehen darstellt. Die Lithographie weist auf ihrer Rückseite die Datierung „um 1840“ auf.
- 32 Bei Sommersitz assoziiert man ein Haus, das nur in wenigen Monaten des Jahres genutzt wird, woraus man schließen könnte, daß es vielleicht auch weniger groß sein muß. Aber aus den Tagebüchern von Sophie Schlosser geht hervor, daß sich die Sommersaison über ein halbes Jahr hinzog und mit vielen gesellschaftlichen Aktivitäten angefüllt war. Ein Sommer begann Mitte Mai und endete erst in der ersten Dezemberwoche. Man verbrachte also ein gutes halbes Jahr auf seinem Sommersitz. Wir können davon ausgehen, daß sich dies in der Villa Charlottenberg ähnlich verhielt, zumal die Tagebucheintragen aus den Jahren 1840 u. 1841 gegenseitige Besuche in dieser Zeit

- belegen. Die Schlußfolgerung, daß man für einen Sommersitz ein kleineres Haus annehmen kann, ist also nicht unbedingt zulässig.
- 33 Achtzig Jahre später ist dieser Vorfall auch Thema von C. Schottler in einem Artikel im Heidelberger Tageblatt vom 2. 5. 1923 unter der Überschrift „Erinnerungen“.
- 34 Valdenaire, Arthur: Friedrich Weinbrenner, Sein Leben und Seine Bauten, 4. Auflage, Karlsruhe 1985, z. B. Abb. S. 136 f., Abb., S. 248, Abb., S. 284
- 35 Börsch-Supan, Eva: Berliner Baukunst nach Schinkel 1840–1870, München 1977, S. 109 ff.
- 36 Z. B. bei Hackert, Koch, Schnorr von Carolsfeld, Fohr, Fries, Overbeck u.a., Börsch-Supan (Anm. 35)
- 37 Verhas, Theodor: 1811–1872, Veduten und Landschaften, Ausstellungskatalog Heidelberg, Heidelberg 1993, S. 18
- 38 Die Form des unteren Balkons findet sich häufig in der Architektur Weinbrenners. Siehe Valdenaire (Anm. 34), S. 131, 136, 137 u. 248
- 39 Broenner, Wolfgang: Die bürgerliche Villa in Deutschland, 1830–1890, Köln 1987, S. 76
- 40 Brönner (Anm. 39), S. 77
- 41 Brönner (Anm. 39), S. 77
- 42 Badische Heimat, 1963 und Walz (Anm. 29), S. 58
- 43 Heute ist der Zustand leider wieder der wie vor der Kanalisierung, weil gerade durch die Kanalisierung vieler Flüsse, verbunden mit der Flurbereinigung u. a., das Hochwasser höher steigt und wieder über die Ufer tritt. Unsere Villa ist vom Hochwasser auch betroffen. Sandsäcke müssen vor die Tür gelegt werden.
- 44 Budde, Kai: Der Architekt Franz Sales Kuhn (1864–1938), Heidelberg 1983, S. 50
- 45 BVA, Bauakte, Lgb. Nr. 6539
- 46 BVA, Bauakte. Lgb. Nr. 6539, Briefwechsel zwischen Dr. Fischer und dem Bauaufsichtsamt.
- 47 StA Hd., Brandkataster des Orts Neuenheim u. Mönchhof 1822 (-40), S. 187
- 48 Ebd. S. 188
- 49 BVA Lgb. Nr. 6539, Brief vom 29. 5. 1963
- 50 Ebd., Brief Aug., 1964
- 51 Lettow-Vorbeck, Ada von: Heidelberger Eigengärten in alter und neuer Zeit, Heidelberg 1931, S. 7
- 52 Siehe, z.B. Mader, Günter und Neubert-Mader Laila: Italienische Gärten, Stuttgart 1987, S. 16
- 53 Die „Idee„ der Villa als „Haus in der Landschaft“ wurde nun häufig „durch das Landschaftszitat als Gemälde oder Wandbild“ im Hausinnern oder durch das Hereinholen der Landschaft in Form von Wintergärten ersetzt. Brönner spricht hier auch von der „inneren“ Villa. Brönner (Anm. 39), S. 75
- 54 Dammann: Georg Johann Friedrich Heinrich Schlosser auf Stift Neuburg und sein Kreis, Heidelberg 1934, S. 51
- 55 In: Handbuch für Reisende nach Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen, nach einem neuen Plane bearbeitete und berichtigte Ausgabe der „Gemälde von Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen, hg. von Franz Baader, Heidelberg 1843, S. 130 ff.
- 56 von Lettow-Vorbeck (Anm. 51), S. 19 f.
- 57 Bödefeld, Gerda und Hinz, Berthold: Die Villen der Toscana und ihre Gärten, Köln 1991, S. 14
- 58 Dammann (Anm. 5), S. 239

- 59 Buselmeier, Michael: Literarische Führungen durch Heidelberg, Eine Kulturgeschichte im Gehen, Heidelberg 1991, S. 159
- 60 Wenn jemals welche vorhanden waren, – es war damals noch nicht unbedingt üblich, bei Privatbauten einen Bauantrag zu stellen. Aus einer Zeitungsnotiz des Heidelberger Wochenblatts vom 12. April 1830 geht jedoch hervor, daß es seit 1826 eine Bauordnung gab, derzufolge „neue Gebäude jeder Gattung nicht angefangen oder bestehende Gebäude abgeändert werden dürfen, bevor nicht dem Oberamte die Pläne vorgelegt werden, von dem Bauvorhaben die Anzeige gemacht und von daher, ob und wie gebaut werden darf, die Erlaubniß erteilt worden ist, [...]“
- 61 Die biographischen Daten zu Burnitz beziehe ich aus Thieme, Ulrich und Becker, Felix: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Band 5, Leipzig 1911, S. 270
- 62 Hübsch, Heinrich: 1795–1863, Der große badische Baumeister der Romantik, Ausstellung des Stadtarchivs Karlsruhe und des Instituts für Baugeschichte der Universität Karlsruhe, Karlsruhe 1983, S. 52
- 63 Dammann (Anm. 54), S. 51. Siehe auch Oechelhäuser, Adolf von: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, Band VIII: Kreis Heidelberg, 2. Amtsbezirk Heidelberg, Tübingen 1913, S. 662,
- 64 Hübsch (Anm. 62), S. 16
- 65 Thieme-Becker (Anm. 61), Bd. 5, S. 270
- 66 Dessoiff, Albert: Kunst und Künstler in Frankfurt am Main im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1909, S. 23
- 67 Vogt, Günther: Frankfurter Bürgerhäuser des Neunzehnten Jahrhunderts, Ein Stadtbild des Klassizismus, Frankfurt 1970, S. 78
- 68 StA Ffm., Transcriptionsanlagen 1831/135
- 69 Vogt (Anm. 67), S. 78
- 70 Wenige Hinweise zu ihm als ausführendem Architekt finden sich bei Lübbecke, Fried: Frankfurt am Main, Leipzig 1939, S. 265–266 und Vogt (Anm. 67), S. 78–79. Von Lorenz Frank erschien 1994 ein Aufsatz über das klassizistische Landhaus Metzler in Frankfurt-Bonames, welches nach Burnitz' Plänen errichtet wurde, in: Denkmalpflege in Hessen, Heft 1, 1994, S. 2–8.
- 71 Hils, Evelyn: Johann Friedrich Christian Hess, Stadtbaumeister des Klassizismus in Frankfurt am Main von 1816–1845, Frankfurt/M. 1988, S.35
- 72 Hils (Anm. 71), S. 34
- 73 Sophie und Johann F. H. Schlosser konvertierten 1814 zum katholischen Glauben. In seinen biographischen Notizen schreibt Schlosser: „1814, Dezember 21. trat ich mit meiner Frau zur Kirche zurück.“ Zitiert nach Dammann (Anm. 54), S. 32
- 74 Sie besaß unter anderem ein Bild von Friedrich Overbeck, welches sie im Jahr 1827 in Auftrag gab. Allerdings soll sie es erst elf Jahre später erhalten haben. Bei dem Bild handelte es sich um das Ölgemälde „Die Heimsuchung“. Friedrich Overbeck. Sein Leben und Schaffen, von Margaret Howitt. Hg. Franz Binder, 2 Bände, Bern 1971, Nachdruck der Ausgabe der Herder'schen Verlagsbuchhandlung 1886, S. 138 f.



Wer ist denn das?

06221 - 973050
und Sie werden es wissen!

Buchhandlung
himmelheber

Theaterstraße 16
69117 Heidelberg
Telefon: 22201

Jochen Goetze

Die Uferstraße in Heidelberg
Der Bau des Neckarstadens 1896/1897

Als am 16. November 1897 der Bauabschnitt des Heidelberger Neckarstadens zwischen der damaligen Friedrichsbrücke (heute Theodor Heuss-Brücke) und der Dreikönigstraße mit einem ganztägigen Fest, mit Empfängen, Banketten und einem Umzug eingeweiht wurde, war man sich sicher, daß „der neue Promenadenweg [sic!] ... eine Zierde der Stadt werden und Einheimischen und Fremden eine Annehmlichkeit und Erfrischung bieten (werde); die für die Fuhrwerke bestimmte Fahrstraße soll die Hauptstraße entlasten“, und „es sei jetzt eine Promenade von der Peterskirche über die Anlage (heute: Friedrich Ebert-Anlage) und die Sophienstraße bis zur Alten Brücke möglich und es könne sich diese neue Anlage kühn mit ähnlichen Einrichtungen anderer Städte messen“¹. Altoberbürgermeister und Stadtverordneter Bilabel versprach, die neue Straße am Neckarufer sei ein „Wirksamer Schutz gegen Hochwasser“².

Aus der Sicht des Jahres 1896/97 vermischen sich in diesen euphorischen und volltönenden Würdigungen stadtplanerische Hoffnung und besseres Wissen: die durch den Bau der Friedrichsbrücke 1877 (heute Theodor Heuss-Brücke) vom Durchgangsverkehr abgeschnittene Altstadt sollte mittels der Uferstraße wieder eine Anbindung erhalten, und die Hoffnung auf einen wirksamen Hochwasserschutz hatte die Badische Rheinbau-Inspektion durch ein Gutachten widerlegt. Die Verkehrsentwicklung des nachfolgenden Jahrhunderts hatte man 1896/97 sicher noch nicht in den Dimensionen abschätzen können, die sich dann tatsächlich einstellten, und das Gutachten der Rheinbau-Inspektion sagte die negativen Folgen der durch den Straßenbau erfolgten Verengung des Flußbettes des Neckars genau in der Weise voraus, wie sie heute bei jedem Hochwasser eintreten³.

Es stellt sich daher die Frage, wie es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu einer aus der heutigen Sicht unverständlichen Fehlplanung kommen konnte und wo die Gründe dafür liegen. Als treibende Kraft ist zweifellos Bürgermeister Ernst Walz zu nennen, der in diesen Jahren für die kommunale Planungs- und Bauentwicklung tätig war und darin eine unermüdliche

Regsamkeit entfaltet⁴. Tatsächlich hätte ohne seinen Durchsetzungswillen und ohne seine Fähigkeiten ein derartiges Unternehmen, das zu seiner Durchführung nicht nur der kommunalen Willensbildung bedurfte, nicht realisiert werden können. Andererseits äußerte der Obmann des Bürgerausschusses der Stadt Heidelberg, der Rechtsanwalt Eduard Leonhard während der Sitzung des Bürgerausschusses am 25. Juni 1896, daß die ersten Gedanken zum Bau des Neckarstadens bereits 1875, also mehr als zwanzig Jahre zuvor entstanden seien⁵, zu einem Zeitpunkt also, als Ernst Walz noch nicht als Bürgermeister in Heidelberg amtierte.

Es ist nicht mehr festzustellen, auf wen die ersten Gedanken zurückgehen, doch aus der späteren Argumentation für die Durchführung der Maßnahme lassen sich deutlich die folgenden Zielrichtungen ablesen:

1. Verkehrsberuhigung für die Hauptstraße
2. Wiederanbindung der Altstadt an den überregionalen Straßenverkehr
3. Hochwasserschutz
4. Erstellung einer Promenade am Neckarufer
5. Tourismusförderung

Unter der Voraussetzung, daß diese Ziele bereits beim Aufkommen der ersten Gedanken eine entscheidende Rolle spielten, wenn sie sich möglicherweise im Verlauf der 21 Jahre bis zur endgültigen Realisierung verändert haben können, sind die Beweggründe für die Entstehung des Planes in der Situation der Stadt in diesen Jahren zu suchen.

Im Jahre 1875 zählte Heidelberg 22.334 Einwohner, seit 1864 war die Bevölkerungszahl um 8.989 (= 67%) sprunghaft angestiegen⁶. Auch angesichts der enormen Wachstumsraten der Städte in diesen Jahren ist das ein extrem hoher Wert. Das ausgesprochen wohlstandsorientierte Baden-Baden hatte im gleichen Zeitraum eine weitaus geringere Wachstumsrate, ebenso die freilich größere Hauptstadt des Großherzogtums Baden, Karlsruhe⁷. Lediglich die großen Industriestädte konnten in diesen Jahren ähnliche Steigerungen ihrer Bevölkerungszahlen wie Heidelberg verzeichnen, doch lagen in ihnen die Erwerbs- und Strukturverhältnisse gänzlich anders als in Heidelberg. Heidelberg war keine Industrie- und Gewerbetropole, Heidelberg hatte seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auf seinen Ruf als Stadt der Romantik gesetzt, und die Entwicklung hatte dem Recht gegeben. Universität und beginnender Tourismus wurden immer stärker zum finanziellen und strukturellen Rückhalt der Stadt. Insbesondere seit der Eröffnung des Bahnhofes in Heidelberg im Jahre 1840 und der raschen Erschließung Deutschlands und Europas durch das neue Verkehrsmittel Eisenbahn gewann die Stadt weitere Attraktivität, die sich

freilich auch in der inneren Struktur der Stadt niederschlug und sie veränderte.

Aus Mangel an Platz in der Altstadt oder der Voralstadt ließen die Badischen Staatsbahnen die von Mannheim hergeführte Bahntrasse westlich der Voralstadt auf der Höhe der Rohrbacher Straße enden und errichteten dort den Bahnhof, westlich vor der damaligen Stadt also. Bald – 1846 – kam ein zweiter, parallel dazu angelegter Bahnhof hinzu, der der Main-Neckar-Eisenbahn mit dem Anschluß nach Frankfurt. 1843 bereits konnte der Eisenbahnverkehr mit Karlsruhe aufgenommen werden, und 1862 wurde die Odenwaldbahn mit Anschluß nach Würzburg und Heilbronn in Betrieb genommen.

In rascher Folge entstand nun in der Nähe des Bahnhofs eine große Zahl von Hotels mit zum Teil höchstem Komfort⁸, die dem steigenden Anspruch der Besucher und Gäste der Stadt gerecht werden konnten. Zwar blieb der ‚Prinz Carl‘ am Kornmarkt in der Altstadt nach wie vor das erste Haus am Platze, doch erreichten die großen Steigerungsraten des Tourismus dieser Jahre die Altstadt nicht mehr⁹. Längst hatte sich in den großen Hotels um den Bahnhof ein neues Zentrum gebildet, weitere Hotels und insbesondere Pensionen entstanden in der heutigen Friedrich Ebert-Anlage, damals noch Leopoldstraße oder einfach Anlage genannt.

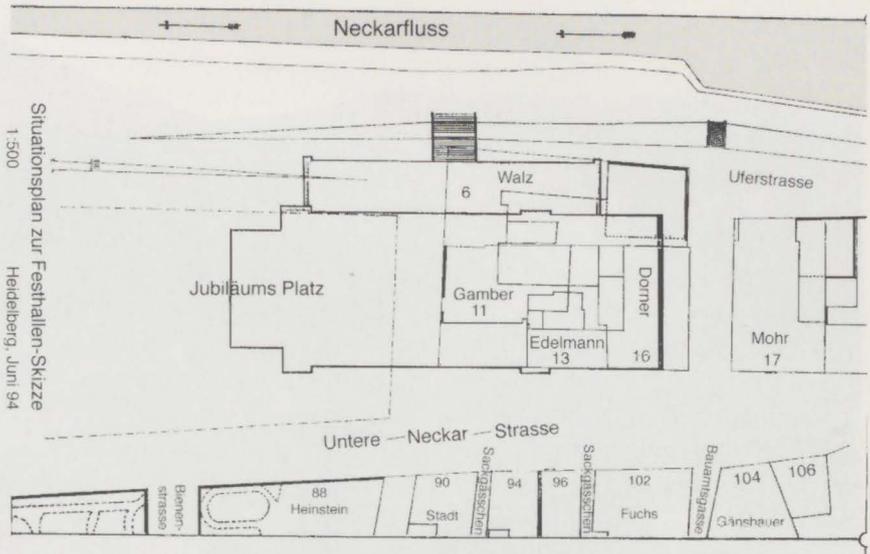
Auch im weiteren Umfeld des Bahnhofes entstand Neues. Die Rohrbacher Straße, damals noch Rohrbacher Chaussée, profitierte von der Nähe des Bahnhofes und der Hotels, sodaß sich hier eine neue und eigene Infrastruktur bildete: am Anfang der Rohrbacher Straße teure Mietwohnungen in Stadtpalais, die vom Großbürgertum bezogen wurden, und Geschäfte des gehobenen und luxuriösen Bedarfs. Gleichzeitig entdeckten bis dahin in der Altstadt ansässige Geschäftsinhaber die Gegend um den Bahnhof als neue und attraktive Geschäftsadresse und verlegten ihre Lokale in die Nähe der großen Hotels mit den zahlungskräftigen Kunden, so beispielsweise 1877 die Hofapotheke aus dem alten Geschäftslokal Ecke Hauptstraße/Apothekergasse an den Eingang der Hauptstraße gegenüber dem damaligen Hotel „Darmstädter Hof“. Auch Privatleute folgten diesem Trend, galt doch die „Anlage“ (Ebertanlage) im Einzugsbereich der vornehmen und teuren Hotels und Pensionen als attraktive Wohnadresse für die wohlhabenderen Heidelberger Bürger. Diese Tendenz verstärkte sich noch, als südlich des Bahnhofes entlang des alten Kirchheimer Weges aus wilder Wurzel ein im Landhausstil gehaltener neuer Stadtteil entstand, damals noch „Rohrbacher Baubezirk“ genannt, die heutige Weststadt¹⁰. Im nördlichen Teil dieses neuen, erst 1872 förmlich ausgewiesenen Stadterweiterungsgebietes ließen sich vorwiegend Heidelberger Großbürger und wohlhabende Neubürger nieder.

Auch das erst am 1. Januar 1891 eingemeindete Dorf Neuenheim profitierte von diesem Trend; am südlichen Abschnitt der Bergstraße entstand eine großbürgerliche Individualbebauung. Natürlich mußte dieser Trend die Besorgnis der um die Erhaltung der Heidelberger Infrastruktur besorgten Stadtverwaltung und insbesondere auch der Lobby der Gewerbetreibenden in Heidelberg hervorrufen. Sie betrachteten die neue Entwicklung, die zu einem Auszug des bürgerlichen Kapitals aus der Altstadt in die neuen Wohnbezirke führte, mit Argwohn und Mißtrauen. Doch das allein rechtfertigte noch nicht die Eindämmung des Neckars an seinem stadtseitigen Südufer und die Erbauung einer Uferpromenade.

Die topographische Situation der Stadt Heidelberg auf dem schmalen trapezförmigen Rechteck zwischen dem Karlstor und dem Beginn der Rheinebene hatte zusammen mit dem über Jahrhunderte relativ geringen Wachstum der Stadtbevölkerung das Areal der Stadt ausreichen lassen. Erst im Jahre 1800 war dieselbe Bevölkerungszahl wie im Jahre der Zerstörung 1693 wieder erreicht worden, nämlich knapp 9.000 Einwohner. In den folgenden 40 Jahren nahm die Bevölkerung um etwa ein Drittel zu, doch auch dieser Zuwachs konnte noch auf dem bis dahin nur locker bebauten Areal der Vorstadt zwischen Grabengasse und heutigem Bismarckplatz untergebracht werden. Nach 1850 jedoch reichten die Flächen von Altstadt und Vorstadt nicht mehr aus, und die städtische Erweiterung konnte aus topographischen Gründen nur in Richtung der Rheinebene erfolgen. Folgerichtig wurde hier 1840 der Bahnhof erbaut.

Mit der Bahn kamen freilich nicht nur zahlungswillige Touristen nach Heidelberg; 1845 verkehrte der erste Güterzug zwischen Mannheim und Heidelberg¹¹, und bald schon machte der schnelle Güterverkehr auf dem immer feiner gestalteten Netz der Eisenbahnen dem dagegen schwerfälligen und langsamen Lastverkehr der Binnenschifffahrt Konkurrenz.

Traditionell bildeten die Neckarschifffahrt und die damit zusammenhängenden Gewerbe im Wirtschaftsleben der Stadt eine nicht unerhebliche Rolle. Nach dem Eisgang im Februar 1784, der auch den Vorgängerbau der heutigen Alten Brücke fortriß und die gesamte Neckarflotte der Stadt vernichtete, wurden erste Planungen zum Bau eines „Winterhaltes“ angestellt. Darunter war ein vom Neckar aus zugängliches Bassin gemeint, das von der Stromrichtung des Neckars nicht erfaßt werden und den Schiffen im Winter Schutz vor Eisgang und Hochwasser bieten sollte. Die Pläne ruhten lange, erst zu Beginn der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts, in der sehr schwierigen inneren und äußeren Politik Badens um den Beitritt zum Zollverein unter der Führung Preußens konnten die Pläne konkretisiert werden, freilich mit der Auflage, daß der Heidelberger „Winterhalt“ zu einem Freihafen ausge-



Situationsplan zur Festhallen-Skizze

baut werden sollte. Für die Stadt Heidelberg hätte sich damit eine interessante finanzielle Möglichkeit eröffnet, doch mit dem Beitritt Badens zum Zollverein am 1. Januar 1836 ließ man den Plan wieder fallen. Trotzdem wurde der Bau des Bassins begonnen, und im Oktober 1847 konnte es nach 7-jähriger Bauzeit geflutet werden¹².

Der Hafen entpuppte sich als Fehlplanung; der inzwischen immer umfangreichere Transport von Waren und Gütern durch die Eisenbahn ließ die Lastenbeförderung auf dem Neckar erheblich zurückgehen. Seit dem Bau der Eisenbahn und der Aufnahme des Güterverkehrs auf der Schiene wurde der Transport auf dem Neckar zunehmend unattraktiv, zumal da flußaufwärts noch mühsam getreidelt werden mußte. Erst 1878, als im Neckar von Mannheim bis Heilbronn eine Kette verlegt und die Kettenschiffahrt mit Dampfschiffen eröffnet werden konnte, wurde die Neckarschiffahrt konkurrenzfähig. Der Winterhafen entpuppte sich auch in technischer Hinsicht als Fehlkonstruktion: seine Sohle lag tiefer als die des Neckarbettes, die Einfahrt vom Neckar her war zu schmal bemessen, als daß ein wirksamer Wasseraustausch zwischen dem Hafen und dem Neckar hätte stattfinden können. Das Wasser begann bald zu faulen und verbreitete üble Gerüche; eine Zuschüttung des Hafenbeckens wurde aus hygienischen Gründen dringend empfohlen. 1867 begann man, den Hafen zuzuschütten, 1875 war das Werk vollendet, und auf dem Areal des ehemaligen Winterhaltes legte die Stadtverwaltung den Bismarckgarten an¹³.



Die bisher noch nicht veröffentlichten Aufnahmen des Heidelberger Archäologen Prof. Friedrich von Duhn (Privatbesitz B. Burger) aus dem Spätjahr 1896 geben das südliche Neckarufer während des Baues der Uferstraße wieder; die Anlage der Straße ist bis zur Heuscheuer gediehen.



Unter Berücksichtigung der äußeren Bedingungen – der badischen Politik um den Beitritt zum Zollverein – und den städtisch heidelbergischen Interessen kann der Versuch, die alten Formen der Neckarschiffahrt durch entsprechende Schutzanlagen zu erhalten, nur als anachronistisch beurteilt werden. Zwar hatte die Stadt erkannt, daß ihre wirtschaftstopographischen Erweiterungsmöglichkeiten nur im Westen vor der Stadt liegen konnten, doch hatte sie das zukunftssträchtige Entwicklungspotential der Eisenbahn gründlich falsch eingeschätzt. Willkommen war der Stadt Heidelberg sicher die tourismusfördernde Personenbeförderung der Eisenbahn, den Gütertransport als Konkurrenten der Flußschiffahrt scheint sie nicht zur Kenntnis genommen zu haben. So entwickelte sich konsequenterweise in den folgenden Jahren und Jahrzehnten ein neues Gewerbegebiet nördlich und westlich des Bahnhofes. In der sich zunehmend dem Tourismus öffnenden Stadt sah man das nicht ungerne, bedeutete diese Entwicklung doch eine Verlagerung des altstädtischen Gewerbegebietes am Neckar aus dem engeren Einzugsbereich der Stadt an die Peripherie¹⁴: das Neckarufer entlang der Altstadt, das bis dahin das Gerbegebiet der Stadt war, konnte in die urbane Wohn-, Erholungs- und Tourismusstruktur einbezogen werden, und das Erscheinungsbild der Stadt konnte nur gewinnen, wenn das Ambiente des kleinbürgerlichen Gewerbetreibens aus der Sichtweite der Stadtmitte verschwand. Die Lagerung von Bau- und Brennholz, von Baumaterialien und Kohlen am Neckar im direkten Einblick von der Stadt und vor allem auch von dem von Touristen bevorzugten Philosophenweg aus war unverträglich

mit dem Bild einer Stadt, die sich besonders mit Baden-Baden verglich und gern die Qualität eines Kurbades angenommen hätte¹⁵.

Im Jahre 1877 nahm die Entwicklung mit der Eröffnung der Friedrichsbrücke¹⁶ (heute Theodor-Heuss-Brücke) eine von der Stadt nicht beeinflussbare Entwicklung. Zwar wurde die Eröffnung der Brücke von der Stadt begeistert gefeiert, doch zeigte sich schon bald, daß die neue Brücke nicht nur Vorteile für die Stadt brachte. Auf der einen Seite konnte der überregionale Nord-Süd-Verkehr nun an der Stadt vorbeigeleitet werden, was eine spürbare Entlastung der Hauptstraße von den nicht sehr beweglichen, von Pferden mehrspännig gezogenen Schwertransporten zur Folge hatte. Andererseits blieb aber auch mancher erwünschte Verkehr der Altstadt fern, steuerte direkt das neue Viertel um den Bahnhof an und führte daher in der Altstadt zu mancherlei Klagen. Es war nicht zu übersehen, daß die Altstadt dadurch in die Isolierung zu geraten drohte und daß sich um den Bahnhof ein neues Zentrum bilden könnte.

Gerade diese Befürchtung wurde Realität durch Verlegung ursprünglich in der Altstadt beheimateter Wirtschafts- und Geschäftsbetriebe in die Nähe des neuen Zentrums¹⁷, besonders deutlich wird dieses am Standortwechsel der alteingesessenen Hofapotheke. Im Jahre 1877 wurde sie an den Bismarckplatz verlegt¹⁸.

Der sich anbahnende Strukturwandel in der Stadt war nicht zu übersehen, und man begann zu planen.

Wann genau der erste Gedanke an eine Straße am südlichen Neckarufer entstand, läßt sich nicht mehr feststellen; erste Aktenüberlieferungen stammen aus dem Jahre 1882¹⁹, und sie zeigen, daß man in den gedanklichen Überlegungen bereits relativ weit vorangeschritten war. Dabei hatte eine Reihe von Überlegungen eine entscheidende Rolle gespielt:

1. Die Tatsache, daß die seit 1875 auf dem Gebiet der ehemaligen Berghheimer Mühle ansässigen Portlandzementwerke zur Abwicklung ihres Transportverkehrs in den Jahren 1878 bis 1881 bereits eine Straße entlang des Neckarufers zur Friedrichsbrücke angelegt hatten²⁰.
2. Das bereits im Planungsstadium befindliche 500-jährige Jubiläum der Universität Heidelberg, das 1886 zu feiern war, und zu dem sich die Stadt in einem modernen und zeitgemäßen Bild zeigen wollte.
3. Der Ehrgeiz der Stadt, als Kurbad für die „besseren Stände“ zu gelten.
4. Die in diesen Jahren stadtplanerisch so populäre Idee der Ringstraßen, die in vielen anderen Städten bereits angelegt oder in Planung waren.

1882 begann die Stadt mit den ersten Verhandlungen über den Kauf von Grundstücken und Grundstücksanteilen für den Bau der Straße. Dabei stell-

ten die meisten angesprochenen Besitzer ihr Grundstücke bereitwillig zur Verfügung, Widerstände gegen die Planung und den Bau der Uferstraße sind kaum festzustellen, bis auf einen Fall, von dem noch ausführlich zu berichten sein wird. Auch Differenzen über die von der Stadt angebotenen Kaufpreise waren selten, handelte es sich doch meistens nur um geringflächige Grundstücksanteile, da die Stadt ohnehin im Besitz der Allmendrechte am südlichen Neckarufer war.

Erste Vorarbeiten eines Teilstückes waren bis zum Jahre 1886 auszuführen: die Stadt hatte großzügig die Ausrichtung und Finanzierung der Feierlichkeiten zum 500-jährigen Jubiläum der Universität Heidelber übernommen, und Mittelpunkt des Jubiläums sollte eine Festhalle auf dem damaligen Zimmerplatz am Neckar (an der Stelle der heutigen Stadthalle) sein. Hier wurde eine der damals so beliebten hölzernen Festhallen errichtet, größer noch als die heutige Stadthalle, die nach dem Jubiläum auf Abbruch versteigert wurde²¹. Da nun die erwarteten auswärtigen Gäste mit der Bahn anreisten, legte man das Hauptportal in eine für die Altstadt eher unlogische Richtung, nämlich nach Westen zum Bahnhof hin – auch die später errichtete heutige Stadthalle behielt ja diese Ausrichtung bei.

Nachdem das Jubiläum der Universität gefeiert war, konnte man endlich an die Realisierung der Uferstraße gehen. 1888 wurde ein erster Kostenvoranschlag von der Frankfurter Baufirma Philipp Holzmann Cie. eingeholt, der mit 500.000 Mark schockierend hoch ausfiel. Nach langen und erregt geführten Debatten im Stadtrat und im Bürgerausschuß ersann die Stadt im Winter 1889/90 eine neue Variante für einen kostengünstigeren Bau der Uferstraße: sie sollte erst am Zimmerplatz bei der Bienenstraße beginnen – die Zufahrt von der Friedrich-Brücke existierte ja bereits – am Neckar entlang bis zur Alten Brücke führen, von dort weiter bis zur Jakobsgasse, dann durch die zu verbreiternde Jakobsgasse auf die Hauptstraße und von dort durch das Karlstor weiter in das Neckartal führen. Diese Lösung erwies sich insofern als kostengünstiger, weil damit der teure Kauf der Liegenschaft der Herrenmühle im Ostteil der Altstadt umgangen werden konnte.

Gleichzeitig wandte sich die Stadt an die Großherzogliche Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues in Karlsruhe, bat um Planungshilfe und begründete das Vorhaben mit dem „lebhaften Wunsch in der hiesigen Einwohnerschaft nach Herstellung einer Neckaruferstraße längs der Stadt von der neuen bis zur alten Brücke und über diese hinaus bis zum Carlthor“. Die städtischen Überlegungen zum zweiten Teil des von der Heidelberger Einwohnerschaft so lebhaft gewünschten Trassenabschnittes von der Alten Brücke bis zum Karlstor beschrieb man freilich nicht näher, hoffte hier auch wohl auf eine Planungseingebung und Finanzierungshilfe von staatlicher Seite.

Mit einer aus der Begründung sich ableitenden ungewohnten Schnelligkeit antwortete die Großherzogliche Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues in Karlsruhe wenige Tage darauf, daß man in Karlsruhe für derartige Planungen „keine Kapazitäten frei“ habe.

Nach dieser abschlägigen Bescheidung scheinen die Pläne in Heidelberg vorläufig nicht weiter verfolgt worden zu sein. Erst nach dem frühherbstlichen Neckarhochwasser des Jahres 1891 wird das Problem wieder aktuell: Im Oktober 1891 reichte eine Bürgerinitiative der Stadtverwaltung eine Petition mit 260 Unterschriften Heidelberger Bürger ein, die darum bat, die „Planung der Uferstraße solle dazu benutzt werden, um einen hinreichenden Hochwasserschutz zu schaffen“²². Die Stadtverwaltung nahm das Anliegen dieser zum Teil prominenten und wirtschaftlich potenten Bürger ernst und forderte von der Großherzoglichen Rheinbauinspektion in Mannheim ein Gutachten über die Hochwasserverträglichkeit der Uferstraßenplanung an. Am 20. Juni 1892 antwortete die Rheinbauinspektion und warnte dringend davor, das Profil des Neckarlaufes innerhalb der Stadt Heidelberg zu verändern, da jede „Verengung des Neckarbettes mit großer Sicherheit zu höheren Hochwassern“ führe. Trotz der fachkundigen Bedenken der Rheinbauinspektion siegte in Heidelberg der planerische Wille des Bürgerausschusses: am 25. Juni 1896 stimmte er mit 92 Ja- gegen 7 Neinstimmen „freudig“ für den Bau der Uferstraße mit einer Verengung des Neckarbettes ab, wie der Obmann des Bürgerausschusses Eduard Leonhard sarkastisch protokollierte. Die Verlockung des Neuen hatte gesiegt, und erleichtert über den reibungslosen Ablauf des Beschlußverfahrens versprach Altbürgermeister und Stadtverordneter Heinrich August Bilabel wider besseres Wissen, daß mit der Anlage der Uferstraße ein „wirksamer Hochwasserschutz“ gewährleistet sei – das Gutachten der Rheinbauinspektion hatte ja das genaue Gegenteil vorausgesagt.

Knapp einen Monat später, am 24. Juli 1896 erhielt der Heidelberger Bauunternehmer Johannes Jahn den Zuschlag für die Erstellung der notwendigen Arbeiten zum Angebotspreis von 133.349 Mark.

Überschaut man den gesamten bisherigen Vorgang, kann nur festgestellt werden, daß umfassende stadtplanerische Überlegungen im heutigen Sinne nicht angestellt worden waren. Die langfristige Wirksamkeit der städtebaulichen Veränderung durch die Anlage der Uferstraße war nicht bedacht worden auch die damit in Gang gesetzten urbanen Prozesse waren nicht berücksichtigt worden. Vielmehr hatte man in durchaus traditioneller Weise eine momentan als Mißstand empfundene Situation beseitigt.

Stadtplanung im modernen Sinne war in diesen Jahren im Entstehen begriffen. Im Jahre 1889 hatte der Wiener Baumeister und Städteplaner Ca-

millo Sitte (1843–1903) in seiner noch heute vielbeachteten Abhandlung „Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ eine Kampfansage gegen die allein auf künstlerische Wirkungen bedachten Stadtplanungen veröffentlicht, wie sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Paris und Wien ausgeführt worden waren. Andere, wie die Gräfin Dohna-Poninski, die unter dem Pseudonym „Arminius“ veröffentlichte²³, stellten soziale Anliegen in den Vordergrund und forderten von den Kommunen die Verwirklichung des „Pflichtteils des Lebensgenusses“ für alle Stadtbewohner ohne soziale Unterschiede. Kurz darauf befaßte sich der in Karlsruhe lehrende Städtebauer Reinhard Baumeister mit „Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung“²⁴. Seit dieser Veröffentlichung galt Baumeister als der maßgebliche Spezialist und Experte für das bereits damals als außerordentlich schwierig empfundene Handwerk der Stadterweiterung. 1887/88 beauftragte ihn die Stadt Heidelberg mit einer Prüfung der Heidelberger städtebaulichen Situation, und weiter sollte er den noch nicht realisierten Teil des Ortsbauplanes von 1872 prüfen und Verbesserungsvorschläge erarbeiten. Aus diesen ging der Heidelberger Ortsbauplan des Jahres 1891 für den „Rohrbacher Baubezirk“, die heutige Weststadt, hervor²⁵. Der in Heidelberg sogenannte „Baumeister-Plan“ für die Weststadt trat für eine lockere Bauweise mit Zwischenräumen zwischen den einzelnen Häusern ein, verlangte begrünte Vorgärten und die Anlage von freien Plätzen; ein Teil der Forderungen scheiterte am Widerspruch der Bauinteressenten vor allem in der südlichen Weststadt. Die vielgeschossige und reihenhausartige Bebauung in diesem Teil der Weststadt zeugt noch heute davon.

Planung und Anlage der Neckaruferstraße fielen in eine Zeit heftiger Auseinandersetzungen nicht nur um ästhetische, hygienische, urbane Fragestellungen, es ging auch um die in das Privateigentum eingreifende Planungshoheit von Kommunen. Bürgermeister Ernst Walz griff in diesen Jahren mit einer Reihe von Schriften in die öffentlich und breit geführte Diskussion ein. Energisch vertrat er den Standpunkt größtmöglicher Eingriffsmöglichkeiten der Kommunen in die privaten Besitzverhältnisse bei der Durchführung öffentlicher Bauvorhaben. In einem vielbeachteten und programmatischen Aufsatz legte er seine Gedanken 1893 nieder²⁶. Anerkennend urteilt Josef Stübgen 1896: „Im Großherzogtum Baden hat der Bürgermeister von Heidelberg, Herr Walz, in Gemeinschaft mit Amtsgenossen die Gesetzgebung in diesem Sinne angeregt“²⁷. Gemeint ist damit das Gesetz „Ergänzung des Gesetzes vom 20. Februar 1868 über die Anlage von Ortsstraßen und die Feststellung von Baufluchten, sowie das Bauen längs der Landstraßen und Eisenbahnen“ vom 6. Juli 1896²⁸, das in der Tat auf das Betreiben

Ernst Walz' zustande gekommen ist. Mit diesem Gesetz, das sinngemäß auch auf die Anlage der Uferstraße am Neckar angewandt werden konnte und der Stadt die für die Enteignungen notwendigen rechtlichen Mittel an die Hand gab, war der Weg für den Bau der Uferstraße frei.

Erinnern wir uns: am 25. Juni 1896, nur knapp 14 Tage vor dem Inkrafttreten des Gesetzes hatte der Heidelberger Bürgerausschuß die Anlage des Neckarstadens beschlossen und den Stadtrat mit der Ausführung beauftragt. – Zufall?, Nein, denn mit dem Gesetz waren erst die rechtlichen Voraussetzungen für die Durchführung des Straßenbauvorhabens geschaffen worden und alle den Bau der Uferstraße vorbereitenden Maßnahmen, insbesondere auch die Enteignung der Witwe Fanny Walz, der Mutter Bürgermeister Ernst Walz', deren Haus und Garten Untere Neckarstraße 9 dem Vorhaben buchstäblich im Wege stand, müssen als halsbrecherisch waghalsige Unternehmungen eines Mannes beurteilt werden, der sich seines Einflusses und seiner Macht absolut sicher war und nicht mit dem Scheitern seines Gesetzesvorschlages rechnete.

Nach 1 $\frac{1}{4}$ -jähriger Bauzeit konnte der Neckarstaden im Abschnitt Bienenstraße bis zur Alten Brücke am 16. November 1897 feierlich eingeweiht werden.

Anmerkungen:

- 1 So der Obmann des Bürgerausschusses Eduard Leonhard bei der Abstimmung im Bürgerausschuß am 25. Juni 1896, Protokoll, StA HD
- 2 *dto*
- 3 Vergl. dazu unten S. nnn
- 4 Rudolf Benl, Ernst Walz. Lebenserinnerungen. Vierzig Jahre an der Spitze der Stadt Heidelberg. Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Heft 3, Heidelberg 1991.
- 5 Vergl. Anm. 1
- 6 Aufstellung im Adreßbuch der Stadt Heidelberg für das Jahr 1883, Heidelberg 1883, S. IX.
- 7 Vergl. dazu die Angaben in: Deutsches Städtebuch, hrsg. V. E. Keyser, Bd. IV, 2, Land Baden-Württemberg, Teilband Baden, Stuttgart 1959. Zum Wachstumsproblem der Städte in dieser Zeit generell: H. Matzerath (Hrsg.): Städtewachstum und innerstädtische Strukturveränderungen. Probleme des Urbanisierungsprozesses im 19. u. 20. Jahrh., Stuttgart 1984 und zuletzt Cl. Zimmermann: Die Zeit der Metropolen. Urbanisierung und Großstadtentwicklung, Frankfurt/M. 1996.
- 8 Vergl. H. Büchler: Das Heidelberger Hotelwesen, Heidelberg 1922, S. 16 ff
- 9 Vergl. die Aufstellungen bei Büchler, S. 23 und 27.
- 10 Vergl. dazu Chr. Vierneisel, Der differenzierte Fluchtlinienplan und der Umlegungsplan für die Heidelberger Weststadt von 1891-1896, in: J. Rodriguez-Lores u. G. Fehl (Hrsg.), Städtebaureform 1865-1900, Bd. 5.1 der Reihe Stadt – Planung – Geschichte, Hamburg 1985, S. 169 ff. und J. Goetze, Entstehung und Entwicklung der Weststadt,

- in: 100 Jahre Weststadt, Bergeim, Südstadt, Hrsg. v. Stadtteilverein West-Heidelberg, Heidelberg 1992, S. 97 ff.
- 11 Vergl. Eisenbahnen nach Heidelberg, Hrs. v. d. Deutschen Bundesbahn, Heidelberg 1980, S. 34.
 - 12 Vergl. H. Derwein, Die Flurnamen von Heidelberg, Heidelberg 1940, S. 284.
 - 13 StA HD UA XXVIII, 1.
 - 14 Vergl. dazu auch H.-M. Mumm, Heidelberg als Industriestandort um 1900. Zur These von der besonderen Industrie-feindlichkeit Heidelbergs, in: Heidelberg. Jahrb. z. Gesch. d. Stadt, Bd. 1/1996, S. 37 ff, bes. S. 38.
 - 15 Nach der Lauerordnung vom 14. Sept. 1873 – Druck im Adressbuch der Stadt Heidelberg, 1875 – sah man oberhalb der Alten Brücke am Neckar das Aufstellen von Marktwagen vor, unterhalb der Alten Brücke bis zur Dreikönigstraße die Brennholz-lagerung, vor der Einmündung der Dreikönigstraße der Fischmarkt, neckarabwärts bis zur Großen Mantelgasse die Lagerung von Steinen und Rohprodukten, von der Großen Mantelgasse bis zur Marstallstraße die Lagerung von Heu, vor dem Marstall „Handelsgüter“, von da bis zur Ziegelgasse Brennholz und andere Hölzer, und daran anschließend bis zur Fahrtgasse Steine, Kohlen etc..
 - 16 Vergl. dazu: A. Mays, Die Brücken und Fähren über den Neckar bei Heidelberg von der ältesten bis auf die neueste Zeit: Festschrift zur Einweihung der neuen Brücke zwischen Heidelberg und Neuenheim am 7. Oktober 1877, Heidelberg 1877.
 - 17 Vergl. dazu H.-M. Mumm, wie Anm. 14, S. 39 77.
 - 18 Vergl. Sechshundertfünfundzwanzig Jahre Hofapotheke in Heidelberg: 1330–1955. Heidelberg 1955.
 - 19 Zum folgenden wurden aus dem Stadtarchiv Heidelberg die Archivsignaturen herangezogen. Da die Blätter der einzelnen Faszikel nicht numeriert sind, verzichte ich im folgenden auf Einzelnachweise.
 - 20 Die Anlage der Straße zwischen dem im Bau befindlichen Bergheimer Klinikviertel der Universität und dem Neckar führte zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Portlandcementwerken und der Universität, die die Neckarufelage des Klinikfreigeländes wegen der besonders günstigen Luftverhältnisse als wichtiges therapeutisches Hilfsmittel nicht verbaut sehen wollte., Vergl. Eberh. Stübler, Geschichte der medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg 1386–1925, Heidelberg 1926, S. 239 ff.
 - 21 Vergl. Franz Dufner: Führer durch die Heidelberger Stadthalle, Heidelberg 1903 und Karin Jäckel: Die Heidelberger Stadthalle: Ein Phönix aus der Asche, in: Badische Heimat, Jahrg. 61,2 (1981) S. 271–275.
 - 22 Bemerkenswerterweise sind die ersten 8 Unterzeichner und einige weitere identisch mit denjenigen, die im Mai 1891 der Stadt Heidelberg die Gründung des 'VEREINS ALT-HEIDELBERG' anzeigten.
 - 23 Arminius, Die Großstädte in ihrer Wohnungsnot und die Grundlagen einer dauernden Abhilfe, Leipzig 1874.
 - 24 Reinhard Baumeister: Stadterweiterungen in technischer, baupolizeilicher und wirtschaftlicher Beziehung, Berlin 1876.
 - 25 Vergl. dazu besonders Christoph Vierneisel: Der differenzierte Fluchtlinienplan und Umlegungsplan für die Heidelberger Weststadt von 1891–1896. Der Städtebau-Reformer Reinhard Baumeister in der Planungspraxis, in: Juan Rodriguez-Lores/Gerhard Fehl (Hrsg.): Städtebaureform 1865–1900, von Licht, Luft und Ordnung in der Stadt der Gründerzeit, Hamburg 1985.

- 26 Ernst Walz: Die Regelung der Baugrundstücke im Großherzogtum Baden, in: Blätter für soziale Praxis in Gemeinden, Vereinen und Privatleben, Jg. 1893.
- 27 Josef Stübben: Maasnahmen zur Herbeiführung eines gesundheitlich zweckmässigen Ausbaues der Städte, in: Deutsche Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege, Jg. 1896, S. 28.
- 28 Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogtum Baden, Jahrg. 1896, S. 207–212.



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Aus unserem Verlags-Programm sind außerdem folgende Titel lieferbar:

**KÖNIGLICHE
FRAUENSCHICKSALE
ZWISCHEN
ENGLAND UND KURPFALZ**
von Lili Fehrle-Burger

2. Aufl. 1997

176 S. 46 Abb./ gebunden

ISBN 3-924566-06-2

DM 29,80



Die HÄUSER der JUDENGASSE in HEIDELBERG

Heft 1 : DIE SCHWABENBURSE

von Hermann Lehmann

Heft 1 / 1996

92 S. 23 Karten und Abb./ kartoniert

ISBN 3-924566-04-6

DM 15,-



Kurpfälzischer Verlag - Dr. Hermann Lehmann - Dreikönigstr. 10 - 69117 HD
Zu beziehen über den Buchhandel



75
Jahre



Bauen und Gestalten in sozialer Verantwortung

- Mietwohnungen, Eigentumswohnungen, Eigenheime
- Alten- und behindertengerechte Wohnungen. Betreutes Wohnen
- Bau von Kindergärten und an deren Einrichtungen

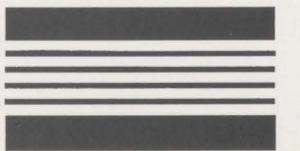
Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz mbH
Bluntschlistr. 14, 69115 Heidelberg
Telefon 06221 / 53050, Fax 06221 / 28032

Das Wohnungsunternehmen der Stadt Heidelberg

Qualität und Tradition
Die Altstadtbäckerei



Im Hause Hauptstraße 212
wird seit 1766 gebacken.
Nach Abschluß der umfang-
reichen Sanierungsarbeiten
wird im Gebäude
Hauptstraße 214,
dem ehemaligen Gasthaus
»Zum Eisernen Kreuz«,
das neue »Café Gundel«
seine gastliche Tradition
fortsetzen.



**B
Ü
C
H
E
R**
**B
R
A
U
N**

UNIVERSITÄTS
BUCHHANDLUNG

Sofienstraße 3, am Bismarckplatz
69115 Heidelberg

Ilona Scheidle

„Weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr“¹

Das Vermächtnis der Anna Blum,
erster weiblicher „Ehrenbürger“ Heidelbergs

Am 3. Juli 1917 verstarb Anna Blum. Ihr 80. Todesjahr ist Anlaß, das Leben und Wirken dieser Frau zu thematisieren, die 1913 als erste Frau zum weiblichen Ehrenbürger Heidelbergs ernannt wurde, und zu fragen, was sie auszeichnete, so daß sie von der Stadt ausgezeichnet wurde.

Eugen von Jagemann, der Vorsitzende des Bezirksausschusses des Deutschen Roten Kreuzes, beschrieb die Verstorbene folgendermaßen: „Denn gar gern und viel tat sie im Verborgenen, nach dem Satze: ‚Tue das Gute und wirf es ins Meer, weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr‘. Aber der Gedanke eines Lohnes irdisch oder überirdisch [...] lag ihr dabei völlig ferne.“²

Neben dem Hinweis auf ihr selbstloses soziales Engagement betonen die Nachrufe besonders ihre Vorbildlichkeit. Die Heidelberger Zeitung beschreibt sie drei Tage nach ihrem Tode als „leuchtendes Vorbild einer deutschen Frau“³.

Solche Sätze sind typisch für posthume Laudationen. Faktisch enthalten sie keine konkreten Aussagen, weder über Anna Blum noch über ihr Leben. Sie sind vielmehr aussagekräftig über das, was über die Verstorbene der Nachwelt vermittelt werden soll. Das heißt, sie sind aussagekräftig als Zuschreibungen, die man aktiv der Geschichtsschreibung und dem Gedächtnis der Stadt übergibt.

Konkrete Fakten über die hervorgehobene Position von Anna Blum im Leben Heidelbergs erschließen sich durch einige wenige nachgelassene Texte von ihrer Hand.⁴ Andere Dokumente vermitteln den „offiziellen Blick“ auf ihr Leben und erschließen ihre gesellschaftliche Rolle in Heidelberg.⁵

Am 12. Oktober 1843 wurde Anna Maria Barbara Helwerth in Heidelberg geboren.⁶ Ihr Vater war der „Bürger und Gastwirt“ David Heinrich Helwerth.⁷ Er verstarb drei Jahre nach ihrer Geburt. Ihre Mutter Elisabeth Helwerth, geb. Dürr, führte den ehelichen Betrieb des Badischen Hofes in



Abb.: Anna Blum in hellem Kleid und Cornelia Metzger. (STA HD 8108624)

der Hauptstraße 107 – heute Eckhaus Hauptstraße 113 und Schiffgasse – als Witwe weiter.⁸ Als Gastwirtstochter des damals vornehmsten Hauses am Platz gehörte sie der Oberschicht an. Wie ihre Eltern zählte sie zur evangelischen Gemeinde in Heidelberg. Sie war von Geburt an durch ein Fußleiden körperlich geschwächt.⁹

Quellen zu Anna Blum zeugen vor allem von ihrem Leben als erwachsene Frau, als Gattin und als Witwe. Mit 29 Jahren heiratete Anna Helwerth Dr. Wilhelm Blum (1831–1904). Der zwölf Jahre ältere Bräutigam war ausgebildeter Arzt und Jurist und seit 1860 in Heidelberg ansässig.¹⁰ Das Blumsche Haus in der Theaterstraße 10 entwickelte sich zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt in Heidelberg, besonders nach der Heirat von Anna und Wilhelm Blum am 21. September 1872. Im Sinne eines Salons wurde es zum halböffentlichen Raum, wo rege Kontakte und lockere Gespräche zwischen Dozenten der Heidelberger Universität, Ortshonoratioren und anderen Freigeistern möglich waren.¹¹ Auch das zweite Blumsche Anwesen, ihr Sommersitz¹² im Schloßwolfsbrunnenweg 6, war ein geselliges Zentrum.

Eine finanziell gesicherte Lebensstellung ermöglichte den Eheleuten Blum, einen weitgehend unabhängigen Lebensstil zu pflegen.¹³ Wilhelm Blum wird in der Liste der Wahlberechtigten, geordnet nach Steuerklassen, in der Klasse der höchstbesteuerten Heidelberger Bürger aufgelistet.¹⁴ Anna Blum war als Frau zeitlebens nicht wahlberechtigt und wurde daher nicht aufgeführt.

Das kinderlose Ehepaar widmete sich dem öffentlichen Leben. In den Jahren 1869–1892 war Wilhelm Blum für die Nationalliberale Partei auf allen politischen Ebenen tätig.¹⁵ Als Gattin hatte Anna Blum „an dem ganzen weiten öffentlichen Leben ihres Gatten regen Anteil“¹⁶. Daneben übte sie mehrfach leitende Positionen in verschiedenen Gremien des Badischen Frauenvereins aus.¹⁷

Ab den 90er Jahren wirkten die Eheleute verstärkt in der städtischen Wohlfahrt und engagierten sich sowohl in Vereinen als auch individuell im Bereich der Volkshygiene. Eine Spende von über 30.000 Mark ermöglichte der Stadt 1893 den Bau der Blumschen Badeanstalt. Zwei Jahre nach dem Tode ihres Gatten spendete „Dr. Wilhelm Blum Wwe.“¹⁸ etwa den gleichen Betrag für einen Erweiterungsbau, das Volksfrauenbad.¹⁹

Für ihr soziales Engagement wurden beide Eheleute jeweils an ihrem 70. Geburtstag (1901/1913) mit der Ehrenbürgerwürde der Stadt Heidelberg ausgezeichnet.

Anna Blum formulierte zwei Jahre nach dem Tode ihres Mannes ihren „letzten Willen“²⁰. Ihre gesamten Lebenserfahrungen in Gremienarbeit, Vereinsorganisation, Hauswirtschaft und vielem mehr flossen darin ein. Er spie-

gelt ihre Lebens- und Werteordnung konzentriert wider. Als Wohltäterin der Stadt begründete sie unter anderem zwei Stiftungen: „Blümlisalp“, ein Erholungsheim im Schloßwolfsbrunnen Weg 6, und „Blum's Hof“, ein „Altersheim“ in der Theaterstraße 10.

Circa zwei Jahre bemühte sich die Stadt Heidelberg, das Vermächtnis der Anna Blum umzusetzen. Im Juli 1920 wurde das Bauvorhaben für die Theaterstraße 10 per Formalentscheid eingestellt.²¹ Zwar war die Umsetzung des Vermächtnisses eingebunden in die „notvollen Nachkriegsjahren“²² nach dem ersten Weltkrieg. Doch legt die Nutzungsgeschichte des Anwesens Theaterstraße 10 nahe, daß auch persönliche Interessen der städtischen Honoratioren gegen den eigentlichen Stiftungswillen standen. So belegte ab März 1919 Bürgermeister Drach die Wohnung im ersten Obergeschoß, der sogenannten „Belle Etage“. Im Jahre 1924 kam es zu einem Wohnungsaustausch zwischen Drach und Regierungsdirektor Morgens. 1927 adressierten der evangelische Kindergarten und der Stadtoberschulrat Dr. phil. Muckle im Anwesen. 1935 nutzten die Hitlerjugend und der Bund Deutscher Mädels die ganze Immobilie. Nach dem Kriege waren verschiedene Ämter in der Theaterstraße untergebracht (z. B. das Städtische Forstamt, das Einwohnermeldeamt, das Paßamt, etc.). Erst ab 1956 stehen die Räumlichkeiten den Heidelberger „Fraueninteressen“ zumindest teilweise wieder zur Verfügung: der „Altersclub des Frauenvereins“ hatte sich hier eingerichtet. Heute ist das Anwesen Theaterstraße 10 Sitz des Deutschen Frauenrings e. V.

Als umfangreichstes und zugleich wohl authentischstes Zeugnis von Anna Blum wird ihr Testament auszugsweise gedruckt. Gleichzeitig beantwortet die erste Ehrenbürgerin mit den Worten ihres Vermächtnisses – quasi „aus dem Grabe“ – was sie auszeichnete, so daß sie ausgezeichnet wurde.

Heidelberg 6 Sept 1906
Schloß-Wolfsbrunnen Weg 6
gez.: Frau Dr. W. Blum W.
Anna geb. Helwerth.

Mein letzter Wille.

[...]

5. Das Haus, Theaterstr. 10 in Heidelberg mit Garten, aber ohne Mobiliar, vermache ich der Stadt Heidelberg.

6. Das Haus, Schloss- Wolfsbrunnen Weg 6, soll nach dem Tode von Herrn und Frau Dr. Caesar Blum in Karlsruhe und nach dem Tode von Frau Geheimrat Kühne, geb. Blum ebenfalls mit Garten an die Stadt übergeben werden.

7. Das Haus Theaterstr.10 soll den Namen führen:Blum's Hof, das Haus Schloss Wolfsbrunnen Weg 6: Blümlisalp; beides zum Andenken an meinen Mann.

[...]

*Fortsetzung der Vermögensteilung
Legate- Stiftungen-Geschenke.
(Aus dem Vermögen meines Mannes)*

1. Aus den M.681,750, welche ich als gesetzliche Hälfte von meinem Mann erbt, sollen M. 40,000 bei der städtischen Stiftungscasse hinterlegt werden, mit deren Zinsen meine Erben, und nach deren Tode die Stadt, das Haus Schloss Wolfsbr. Weg 6 erhalten und den Gärtner bezahlen sollen und zwar das Geld ausschliesslich für diesen Zweck verwenden. Dieses Haus soll nämlich, wenn es nach dem Tode der Verwandten, die den Garten nicht verbauen dürfen, an die Stadt fällt, zur Erholung für unbemittelte, gebildete Personen dienen, z. B. Lehrerinnen, einzelstehende Wittwen u.s.w. und im Garten erholungsbedürftige Kinder unter Aufsicht zugelassen werden, z. B. Waldschule, Mädchenhorte, Milchverteilung u.s.w. aber stets unter strenger Aufsicht der städtischen oder Schulbehörde. Der Garten soll für diesen Zweck mit Obstbäumen und einfachen Blumen gehalten werden und nicht verbaut werden.

2. Das Haus Theaterstrasse 10, welches der Stadt zufällt, soll als Blum's Hof hergerichtet werden zu einer Heimstätte für alte, arme, aber gesunde, nur nicht mehr arbeitsfähige, weibliche Personen, die weder in das Landfriedstift können, noch in das Pfründnerhaus wollen, ausgediente zuverlässige Dienstboten, Krankenpflegerinnen, Näherinnen, arme Wittwen, die allein stehen, Haushälterinnen u.s.w.

Eine wohlwollende, vernünftige Frau soll die Aufsicht führen. Die Zimmer sollen kostenlos abgegeben werden, und mit den eigenen Möbeln der Bewohnerinnen, auf Wunsch derselben, ausgestattet sein. Aber Personen, die keine eigenen Möbel haben, sonst aber geeignet sind zur Aufnahme, sollen einfache Einrichtung erhalten. Ein grosses geräumiges Zimmer zum Aufenthalt unter Tags und zu den Mahlzeiten muss hergestellt werden.

Je nach den Mitteln sollen Licht, Heizung, Essen bezahlt aber mässig berechnet, auch je nach Umständen geschenkt werden.

Hauptbedingung ist Reinlichkeit und Frieden!

Sobald gegen diese verstossen werden, kann die Kündigung monataweise erfolgen.

Die ganze Stiftung soll unter Aufsicht des jeweiligen Oberbürgermeisters stehen, aber ärztliche Berater bei Veränderung des Baues, Einrichtung und Führung beider Anstalten zu Rate gezogen werden.

Das Ganze soll confessionslos gehalten werden; Besuche von Geistlichen jeder Confession aber gewünscht und erlaubt sein, doch keinerlei Einflüsse auf irgend eine Weise dadurch entstehen!

Ich vermache der Stadt Heidelberg zu diesen beiden Zwecken: Altersheim und Erholungsheim:

M.400,000 (in Worten vier mal hunderttausend Mark) und empfehle derselben eine freundliche Verwaltung zu führen zum Andenken an meines Mannes humane Ansichten, und bitte meine Verwandten sich über den Vollzug meiner Wünsche zu vergewissern.

Weitere M. 20,000.– (in Worten zwanzigtausend Mk) vermache ich der Stadt zu der oben genannten Stiftung zu folgendem Zweck: Im Hause Theaterstr. 10 befindet sich im Hofe ein kleiner Bau: Waschküche und Holzstall; diese beiden Gelasse müssen für die Bewohner von Blum's Hof freigelassen werden. Aber im Raume neben der Waschküche soll eine Badeeinrichtung für arme Kinder errichtet werden, die schwächlich, von unbemittelten Eltern, gefährdet durch erbliche Tuberculose, im Winter und Sommer auf ärztliches Zeugnis hin, Salzbäder erhalten sollen. Auf das Dach soll ein leichter, niederer Oberbau errichtet werden für einen grösseren Raum, in dem die Kinder nach dem Bade unter Aufsicht ruhen können und Milch und Brod erhalten. Im Garten soll ein kleiner sonniger Platz für sie abgesperrt werden, auf dem sie bei gutem Wetter liegen können (nicht herumtummeln!).

Beaufsichtigt soll das Ganze sein durch die Hausmutter von Blum's Hof; eine sachverständige Badefrau und jüngere Kräfte sollen ihr zur Seite stehen z.B. Helferinnen vom rothen Kreuz und Mädchen aus der socialen Hilfsgruppe, die sich verpflichten, abwechselnd aber regelmässig mitzuhelfen.

Die M. 20,000 sollen zur Herstellung des Baus dienen, die Betriebskosten aus dem Vermögen des Blum's Hof: 400,00 Mk. genommen werden.

[...]

Dem Stiftungsrat der Stadt Heidelberg folgende Capitalien zum Auszahlen der Zinsen durch den Erben Caesar Blum in Karlsruhe :

M. 40,000. (vierzig tausend Mk) Für warmes Frühstück in den Wintermonaten an bedürftige Volksschulkinder.

M. 10,000 (zehntausend M.): Für die Stiftung, deren Zinsen zu vergeben sind, die Hälfte am 18 Februar jeden Jahres, dem Todestag meines Mannes, für Essen und Kohlen an verschämte Arme.

Die andere Hälfte der Zinsen zu vergeben am 15. July jeden Jahres, dem Geburtstag meines Mannes, zu einem Ausflug für Volksschüler.

M. 3000. (dreitausend M.) Mit den Zinsen sollen die Gräber Blum und Helwerth besorgt werden, namentlich Reinhaltung der Marmorplatten am Grabe Blum, Glaskasten im Winter über das Marmorrelief und den Hintergrund am Bergabhang Gesträucher gut erhalten.

Solange meine Verwandten leben, mögen sie pietätvoll es beaufsichtigen. Die Plätze sind bezahlt für weitere 40 Jahre.

[...]

*Nachträge
zu meinem letzten Willen.*

Heidelberg 15 Mai 1915

gez. F.Dr.W.Blum We.

Anna geb. Helwerth.

[...]

2. Bemerken möchte ich noch, dass das Wohnen im Altersheim Blum's Hof nicht als Armenhaus gelten darf, es ist nötig, dies ausdrücklich in die Statuten aufzunehmen und bekannt zu machen. Die Bewohner können ihre Einrichtung so viel es der Raum erlaubt, mitbringen, sollen aber ein mässiges Geld für Kost und Unterkunft bezahlen, oder können sich auch selbst beköstigen, wenn sie dadurch ihren bewohnten Raum nicht schädigen. Nur in wenigen Ausnahmefällen dürfen Personen, die es durchaus verdienen und in traurigen Verhältnissen leben, was jetzt nach dem Kriege vielleicht häufiger vorkommen wird, wie zur Zeit, als ich den ersten Gedanken eines Altersheimes fasste, unentgeltlich aufgenommen werden. Darüber soll auch nicht der Armenrat entscheiden, sondern ein Curatorium bestehend aus dem Oberbürgermeister, dem Geistlichen des Bezirks und einem praktischen Arzt.

Ich stelle diese Bedingung ausdrücklich fest.

===

Anmerkungen

1 STA HD, AA 311/11, Nachruf auf Anna Blum von Eugen von Jagemann, Vorsitzender des Roten Kreuzes, vom 4. Juli 1917.

2 Ebd.

3 Heidelberger Zeitung vom 6. Juli 1917, S. 4.

4 Vgl. STA HD, AA 2a/4, Anna Blum an OB Walz vom 15. Oktober 1913; STA HD, AA 311/11, das Vermächtnis der Dr. Wilhelm Blum Wwe. an die Stadtgemeinde Heidelberg.

5 Zu nennen sind die Rechenschaftsberichte des Badischen Frauenvereins, Zeitungsnotizen im Pfälzer Boten, der Heidelberger Zeitung, den Chroniken der Stadt Heidelberg, Besuchsprogramme für Großherzogin Luise von Baden in Heidelberg (GLA KA: 69/564, Schreiben vom Großherzoglichen Amtsvorstand vom 29. April 1899, Programmblatt) und ähnliches.

- 6 Vgl.: Heidelberger Journal vom 10. November 1843, S. 1274.
- 7 Vgl.: Heidelberger Zeitung vom 6. Juli 1917, S. 4.
- 8 Vgl.: Heidelberger Journal vom 10.11.1843, S. 1274 und Adreßbücher der Stadt Heidelberg 1844-1860.
- 9 Vgl. Lutzmann, Renate: Anna Blum – ihr Lebenswerk. (Vervielfältigtes Manuskript) Heidelberg 1988, S. 3.
- 10 Ab 1860 war er in Heidelberg ansässig, da er seinem Vater Karl Ludwig Blum (1796–1869) nachgereist war. Zunächst adressierten Vater und Sohn in der Plöck 52, ein Cafe, das die Eheleute Adolph Helwerth betrieben. Allgemein war es als Treffpunkt der russischen Kolonie in Heidelberg und als „Konditorei der Frau Helwerth“ bekannt. Vgl. Birkenmaier, Willy: Das russische Heidelberg. Zur Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen im 19. Jahrhundert. Heidelberg 1995, S. 10, sowie Adreßbücher der Stadt Heidelberg 1858 - 1865.
- 11 Vgl.: Wilhelmy, Petra: Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780–1914). Berlin 1989.
- 12 Adreßbuch der Stadt Heidelberg 1914.
- 13 Vgl.: STA HD, Personenkartei Blum.
- 14 Verzeichnis der wahlberechtigten Stadtbürger zugleich Einladung für die Wahl der Stadtverordneten am 15./18./20./22./25./27. Juli 1874 Stadtgemeinde Heidelberg. Heidelberg o. J.
- 15 Er war gewählter Stadtrat, im Vorstand der 2. Kammer des badischen Landtages und in den Jahren 1871–1884 Vertreter des 13. Wahlkreises im Deutschen Reichstag.
- 16 Heidelberger Zeitung vom 4. Juli 1917, S. 4.
- 17 Seit 1889 war sie Schriftführerin des Badischen Frauenvereins, Zweig Heidelberg. Sie war Gründerin der Flickschule des Badischen Frauenvereins, Vorsitzende der Abteilung I und weiterer Gremien. Vgl. Scheidle, Ilona: Zur Ehr' der Stadt: ANNA BLUM – erste Ehrenbürgerin Heidelbergs. In: Blum, Peter (Hg.): Frauengestalten. Heidelberg 1995, S. 12 ff.
- 18 Im Reich der Kaiserin Friedrich war es üblich, daß Ehefrauen mit vollem Namen ihrer Ehemänner unterschrieben. So zeichnete Anna Blum mit „Frau Dr. Wilhlem Blum“ und nach seinem Hinscheiden als Witwe „Wwe.“.
- 19 Vgl. Ebd. und Scheidle, Ilona: Vom landesmütterlichen Regiment zur bürgerlichen Massenorganisation: Der Badische Frauenverein - Zweigverein Heidelberg. In: Stadt Heidelberg (Hg.): Die Vergangenheit ist die Schwester der Zukunft. 800 Jahre Frauengestalten Heidelberg. Heidelberg, 1996, S. 248 ff.
- 20 STA HD, AA, 311/11, Das Vermächtnis der Dr. Wilhelm Blum Wwe. an die Stadtgemeinde Heidelberg.
- 21 STA HD, AA 311/10: Das Vermächtnis der Dr. Wilhelm Blum Wwe. an die Stadt Heidelberg, 1917–1928.
- 22 Ruuskanen, Leena: Der Heidelberger Bergfriedhof. Heidelberg 1992, S. 82.

Thomas Schipperges

Ein israelischer Komponist aus Heidelberg Gedenkblatt für Karl Salomon [Karel Salmon] (1897–1974)

„Ruft nicht die Weisheit?
gibt die Verständigung ihre Stimme nicht aus?
Zuhäupten der Höhn auf dem Weg,
aufrecht an dem Treffpunkt der Steige,
zur Seite der Tore,
an der Mündung der Burgstatt,
an der Pforten Einlasse klagt sie:
,Euch', Männer, rufe ich an,
meine Stimme die Menschenkinder.
Lernt, Einfältige, Klugheit verstehen,
Toren, verstehen den Herzsinn!“

Heidelberg – Spuren der sechziger Jahre

Am 17. Oktober 1964 fand in der Heiliggeistkirche eine liturgische Feierstunde statt, bei der, neben Werken von Heinrich Schütz, Johann Sebastian Bach und Günter Raphael, eine Solokantate von Karl Salomon zum ersten Vortrag kam: „Ha-lo Chochmah“, „Ruft nicht die Weisheit“ über Verse aus dem Buch der Sprüche (Kapitel 8, Vers 1–13)¹ für Altstimme und Orgel. Es sang die Hamburger Altistin Ursula Mayer-Reinach². An der Orgel: Bruno Penzien. Liturgie und Ansprache wurden von Prälat Hermann Maas gestaltet, dem Widmungsträger des Werkes.³

Die Heidelberger Uraufführung spiegelt die persönliche Verbundenheit des Komponisten mit seiner Geburtsstadt. Sie galt namentlich Prälat Hermann Maas, der, Zeit seines Lebens dem christlich-jüdischen Dialog verbunden, nach den November-Pogromen von 1938 als engagierter Fürsprecher verfolgter Juden im badischen Raum aufgetreten war. Seine kurze Ansprache im Rahmen der Veranstaltung stellte Maas „unter das Wort von der Weisheit, der Tochter Gottes, die an diesem Abend für die Ausführenden und die Gemeinde zum Bekenntnis geworden sei. Die Weisheit solle uns wie eine Brunnenstube am Rande des Weges sein, aus der wir schöpfen und

uns stärken dürfen für die Anfechtungen in unserem Leben und die Rätsel der Weltgeschichte unserer Tage“⁴.

Salomons Biblische Kantate, 1962 entstanden und 1967 in einer Fassung mit Streichorchester neubearbeitet, ist eine von liturgischer Praxis inspirierte Komposition. Im antiphonalen Wechsel entfalten sich Vox humana und Orgel. „Die rezitativischen, melodisch sehr fein abgestuften Solostellen verbindet die Orgel mit auf den Gehalt der gesungenen Worte eingehenden Zwischenspielen, die allmählich ineinander übergreifen. Eine langsam verlingende Orgelcoda beendet das ansprechende Werk.“⁵

Wenige Jahre nach dieser Heidelberger Uraufführung hat der Komponist noch einmal seiner Wurzeln gedacht, in einer Erinnerung an Philipp Wolfrum „als Lehrer und Förderer“, die die Universitätszeitschrift *Ruperto Carolina* 1969 zum Druck brachte.⁶ Die musikalischen Spuren freilich, die Karl Salomon in seiner Geburtsstadt hinterlassen hat, sind verblasst, die Töne verweht. In Heidelberg erinnert heute an ihn nichts mehr.

Geboren am 13. November 1897 als Sohn der Julia Salomon, geborene Marx, und ihres Ehemannes, des Kaufmanns Hermann Salomon, in ihrer Wohnung „Plöckstraße N° 46“ zu Heidelberg, absolvierte Karl Salomon hier auch den frühen und großen Teil seiner musikalischen Ausbildung. Zunächst war er Klavierschüler an der von Otto Voss gegründeten und geleiteten Heidelberger Musikakademie. Allgemeine Musiklehre unterrichtete Hermann Meinhard Poppen, Schüler Philipp Wolfrums, seit 1910 Universitätsmusikassistent und später Nachfolger Wolfrums als Universitätsmusikdirektor und Dirigent des Heidelberger Bachvereins. Seit 1912 nahm Salomon, erst fünfzehnjährig, an den Harmonielehre-Kursen teil, die Wolfrum, Universitätsprofessor seit 1898, am Musikwissenschaftlichen Institut abhielt. In seinem Gedenkblatt für Wolfrum hat der Komponist 1969 diesen Unterricht erinnert: „Da saßen nur wenige Musikstudenten, aber sehr viele, für die Musik Nebenfach war: Theologen, Philologen, Kunstgeschichtler und weite Kreise aus Heidelberg, ja sogar aus den Nachbarstädten – wie der Landgerichtsrat aus Mannheim, der das Erlebnis der häuslichen Kammermusik durch Kenntnis ihres harmonischen Aufbaus vertiefen wollte. Die meisten waren nur an der analytischen Seite interessiert, nur wenige wollten lernen, eine Melodie zu harmonisieren oder einen beziffernten Baß auszusetzen.“⁷

In die Heidelberger Zeit fallen auch die ersten Kompositionsversuche:

„Wie jeder musikbeflissene Sekundaner hatte ich eine Symphonie geschrieben, und ich war naiv genug, die Partitur nach der ersten Harmonielehrestunde Wolfrum zu zeigen. Ich sehe noch heute sein Gesicht vor mir, wie er den Titel las und die erste Seite eines flüchtigen Blickes würdigte. Das

genügte für sein ‚Nee, mein Lieber‘, und er fuhr fort: ‚Jetzt lernen’s erst mal Harmonielehre und Kontrapunkt. Dann wer’n ma weitersehen‘. Nach diesem Blitz aus heiterem Himmel wollte ich schon die ganze Musik an den Nagel hängen. Aber nach Beratungen mit Poppen, Voss und Radig (dem Städtischen Musikdirektor) schluckte ich die bittere Pille und setzte mich brav in die hinterste Ecke des Musikinstituts.“⁸

Bis zum Tode Wolfrums genoß Salomon dessen persönliche Förderung: Es war „nur ein kleiner Kreis, der Wolfrum nach der Stunde die Hausaufgaben zeigte. Er sah diese genau durch. [...] Die meisten brachten eine halbe Seite oder höchstens eine ganze; von einigen verlangte er mehr – von mir war ihm ein ganzes Heft voll gerade genug. Die Pause genügte nicht zum Korrigieren, und er nahm meine Hefte mit nach Hause. Wenn ich sie eine Woche später zurückbekam, waren sie mit Korrekturen und Randbemerkungen verziert.“ Die Lizenz von Quintparallelen in Halbschlüssen etwa, „Mozart-Quinten“ in der Diktion der „Harmonielehre“ Louis und Thuille⁹, gestattete Wolfrum dem Schüler – als „Salomonquinten“ korrigiert – nicht. Hinzu kamen Generalbaß-Übungen. Als im Herbst 1913 ein dritter Kurs in Harmonielehre eingerichtet wurde, obligatorische Voraussetzung für die nachfolgend anstehenden Kontrapunktübungen, verlegte Wolfrum diesen eigens für den Unterprimaner vom Vormittag auf den Nachmittag.

1914 erklärte Deutschland der Welt den Krieg. Noch im Dezember des Jahres machte Salomon am Heidelberger Gymnasium das Notabitur und meldete sich, wie seine ganze Klasse, als Kriegsfreiwilliger. „Wegen allgemeiner Körperschwäche“¹⁰ zurückgestellt, konnte Salomon bereits sechs Wochen später seine musikalischen Studien wieder aufnehmen. Daneben arbeitete er als Pfleger in einem Kriegslazarett. Nachdem Hermann Meinhard Poppen, 1914 als Universitätsmusikdirektor nach Jena berufen, und dessen Nachfolger Oskar Deffner 1915 den Kriegsdienst angetreten hatten, gestalteten sich Wolfrums kontrapunktische Übungen mehr und mehr zu Privatlektionen für Salomon. Daneben unterrichtete ihn Wolfrum in Orgelspiel und Chorleitung. Und er übertrug ihm die Gruppenproben des Bachchors, gelegentlich auch die Leitung einer Gesamtchorprobe.

Am 18. Dezember, im Vorkonzert „nur für die Verwundeten“, und 19. Dezember 1915, im fünften Konzert des Heidelberger Bachvereins „im dritten Kriegswinter 1915/16, nachmittags pünktlich 4 Uhr in der Peterskirche“, trat Salomon erstmals öffentlich in Erscheinung, als Organist in Bachs Weihnachtsoratorium, Teil I und II, im Konzertprogramm angekündigt als „stud. mus.“. Wolfrum dirigierte das Werk in der Bearbeitung von Robert Franz, versehen mit eigenen Orgelstimmen. „Ich hatte den Dirigenten Wolfrum aus der Perspektive des Mitwirkenden bisher nur als Chormitglied er-

lebt. Nun tat ich das in einer verantwortlicheren Aufgabe. Wolfrum dirigierte nicht für das Publikum. Am liebsten war es ihm, wenn er nur von den Ausübenden gesehen werden konnte, wenn er vor dem versenkten Orchester stand oder auf der Empore einer Kirche. Er war kein Pultvirtuose und überraschte nicht durch Improvisationen. Die Vorbereitung mußte eine gute Aufführung garantieren, und als Dirigent hatte er darüber zu wachen, daß alles so gemacht wurde, wie es in den Proben angelegt war. Dann kam aber im Konzert jene Spannung dazu, die etwas Einmaliges hatte.“¹¹

Die Presse würdigte Wolfrums neuen Organisten: „Ihre wichtige Majestät die Orgel“, so vermerkte die Heidelberger Zeitung in einem eigenen Absatz, „war einem homo novus, Herrn stud. Karl Salomon anvertraut, der sich bei diesem ersten Versuch als begabter Musiker vollständig seiner anspruchsvollen Aufgabe gewachsen zeigte“¹². Auch die Heidelberger Neuesten Nachrichten gedachten „der Orgel, wo Herr Salomon in Zuverlässigkeit seines Amtes waltete“¹³ und das Heidelberger Tageblatt würdigte „die umsichtige und absolute Bewältigung der Orgel“ als „Gewähr für eine zukunftsreiche Entwicklung des angehenden Musikassistenten“¹⁴. Bis zu Wolfrums Tod 1919 begleitete Salomon die Chorkonzerte des Bachvereins an der Orgel. In Beethovens *Missa solemnis*, gegeben im Chorkonzert am 19., 20. und 21. Februar 1916, bewies „der Student Karl Salomon von neuem [...], daß er das majestätische Instrument ebenso künstlerisch reif und zuverlässig wie geschmackvoll beherrscht“¹⁵. In der Saison 1916/17 folgten Liszts 13. Psalm, Bachs *Johannespassion*, Griegs „Vor der Klosterpforte“ op. 20 (für Sopran- und Altstimme, Frauenchor mit Orchester und Orgel) sowie eine Komposition Wolfrums, „Das große Halleluja“ op. 22 für Chor, Orchester und Orgel. „Sicher“ und „zuverlässig“, „umsichtig“ und „geschmackvoll“ sind immer wiederkehrende Epitheta, in denen die lokale Presse Salomons Behandlung und Beherrschung der Orgel rühmte.¹⁶ In Bachs *Johannespassion* im neunten Bachvereinskonzert vom 16. und 17. Dezember 1916 bewältigte „Herr stud. mus. Karl Salomon, abgesehen von einer kleinen Nervosität bei der Begleitung der Rezitative“, einmal mehr „seine wahrlich nicht kleine Aufgabe ausgezeichnet“ und wußte besonders zu fesseln „durch äußerst geschickte Registrierung“¹⁷. Weiter noch ging seine Aufgabe hier, indem Wolfrum ihm die Ausgestaltung der Continuostimmen selbst überlassen hatte: „Die Orgel verwaltete, bis zu einem gewissen Grad selbständig schaffend, der getreue Famulus Wolfrums, Herr Karl Salomon. Er und das ‚Kriegsorchester‘¹⁸ waren gleich erfolgreich in der instrumentalen Unterstützung Wolfrums“¹⁹.

An der Heiliggeistkirche versah Salomon auch liturgische Orgeldienste. Daneben standen weiterhin die Studien der Harmonielehre, des Kontra-

Immer wieder erwähnt auch ist die Mitwirkung Karl Salomons. Wilibald Nagel, Herausgeber der Neuen Musik-Zeitung, gab einen ausführlichen Bericht der Feier in ihren „zwei Aufführungen, deren erste Eva Katharina Lissmanns unvergleichlichen Gesang Regerscher Lieder, Wolfrums bedeutendes Klavierspiel (aus Werken des jungen Brahms) und einen einleitenden Reger-Choral durch Wolfrums Assistenten, Karl Salomon, bot, während das Nachmittagskonzert in der Peterskirche uns neben den genannten Chören Regers das herrliche Requiem Mozarts brachte“²⁴. „Wer einmal einen Blick hat tun dürfen in die Partituren“, so die Straßburger Post²⁵, „mag ermessen, welche Aufgabe dem Chor zugemessen war, weiß, was Meister Wolfrum und sein Adlatus Karl Salomon beim Einstudieren geleistet haben“. Vor Ort resümierte die Heidelberger Zeitung: „Herr Karl Salomon ist ein so sicherer, geschmackvoller junger Musiker geworden, daß ihm der stützende Orgelpart keine Schwierigkeiten bereiten konnte“²⁶.

Salomon, „der aufstrebende junge Musiker“, hatte zur Konzerteinführung eine eingehende Analyse der neuen Chorwerke Regers unternommen, „eingehend, sehr klar und sicher [...] sachlich und doch warm“²⁷. Sein Kommentar, von der Musikwissenschaft noch in jüngster Zeit beachtet²⁸, ist von der Neuen Musik-Zeitung nachgedruckt sowie als eigenständige Schrift publiziert worden²⁹. Zentral ist hier die Beobachtung der assoziativen Verbindung der letzten Textstrophe des Gedichtes von Eichendorff mit dem in der Vertonung eingebrachten Abendlied Paul Gerhards „Nun ruhen alle Wälder“ ebenso wie mit dem Choral gleicher Melodie „O Welt, ich muss dich lassen“: „Dieses Zitat sagt so ungeheuer viel. Doppelsinnigkeit und Mehrdeutigkeit sind edle Geheimnisse einer wortlosen Kunst“³⁰.

Salomon kehrte zu Wolfrum nach Heidelberg zurück. Noch im selben Jahr 1916 freilich erfolgte eine erneute Einberufung zum Kriegsdienst, mit Ausbildungsort Karlsruhe. Auf Wolfrums Antrag erhielt sein Organist „Urlaub für jedes Wochenende, einerseits, um mit ihm zu arbeiten, andererseits, um in den Dörfern der Umgegend Orgelkonzerte für das Rote Kreuz zu geben“³¹. Und es gelang Wolfrum darüber hinaus immer wieder, Sonderurlaub für seinen Schüler, Organisten und Dirigierassistenten, dann im Felde im Elsaß, durchzusetzen. So war auch zu den Konzerten des Bachvereins am 30. Juni und 1. Juli 1917, in der Diktion der Heidelberger Zeitung, „an die friedliche Orgel [...] Herr Salomon von seinem Kriegshandwerk mit Glück zurückgekehrt“³².

Zugleich, noch vor der Entlassung aus dem Kriegsdienst, setzte Salomon sich über den Plan einer Dissertation mit dem Mentor auseinander. Wolfrum selbst aber mußte die so vielfältige Betreuung seines Schülers schon im folgenden Jahr aufgrund eines Nierenleidens stark reduzieren³³: „Er wollte

nicht zugeben, daß seine Krankheit die Fortsetzung seiner akademischen Lehrtätigkeit für längere Zeit ausschloß, und meinte, ich solle erst einmal in die Praxis gehen. ‚Ich habe an Richard Strauss geschrieben und ihn gebeten, Sie in seine Meisterklasse für Komposition an der Akademie der Künste in Berlin aufzunehmen.‘ Die Antwort traf schnell ein: ‚Er soll mir schon um Deinetwillen willkommen sein.‘³⁴

In Berlin und anderswo (1920–1933)

„Auch in Berlin spürte ich überall Wolfrums helfende Hand. Er schrieb mir regelmässig und gab mir Ratschläge und Empfehlungen an Komponisten, Dirigenten, Verleger und Institute – auch noch aus Samaden, wo er von der Höhensonne Heilung erwartete. In seinem letzten Brief an mich erwähnte er einen ‚ekelhaften Ausschlag‘ der ihn sehr irritierte. Das war – mir gegenüber – seine erste Klage über sein schweres Leiden – und auch seine letzte.“³⁵ Am 8. Mai 1919 starb Wolfrum.

Neben seinen Studien an der Akademie der Künste bei Strauss und an der Universität, arbeitete Salomon in Berlin als Korrepetitor an der Staatsoper. 1920 bis 1926 war er als Sänger und Dirigent an der Oper in Hamburg verpflichtet. Als Kapellmeister wirkte er zuletzt in Baden-Baden. Von 1931 bis 1933 gehörte Salomon als Dramaturg und Sänger der Deutschen Musikbühne an, einem Tourneetheater mit Sitz in Berlin.

Neben derlei vielfältigen Aufgaben als Interpret stehen Tätigkeiten als Bearbeiter und Herausgeber alter Musik. Von 1919 bereits datiert eine Ausgabe „Alter Weisen in neuem Satze“ für Gesang und Klavier³⁶. Der vollgriffige Klaviersatz mit differenzierter kontrapunktischer Rhythmik weiß sich hier ganz jenem Ideal „romantischer Aneignung“ verpflichtet, wie es etwa auch Brahms' Volksliedbearbeitungen spiegeln³⁷. 1932 läßt die textliche und musikalische Einrichtung von Händels Oper „Rodelinda“³⁸ ein „im Vergleich zu den Anfängen der Händel-Renaissance merklich geschärftes Bewußtsein für die Bedeutung des Urtextes erkennen“.³⁹ Im Vorwort zum gedruckten Textbuch distanziert sich Salomon ausdrücklich von der Bearbeitungspraxis der zwanziger Jahre: „Die Tat Oskar Hagens, der als erster wieder Haendelopern aufführte, kann nicht genug anerkannt werden. Inzwischen hat sich aber für die Werke der alten Meister eine Aufführungspraxis immer mehr durchgesetzt, die von jeglichen Zusätzen absieht; man hat erkannt, dass die Monumentalität und dramatische Spannung dieser Musik durch agogische und dynamische Nuancierung nicht verstärkt, sondern eher abgeschwächt wird. Die Musik Haendels hat eine Bearbeitung nicht nötig.

Die Zusätze (Aussetzung des Continuos, Hinzufügung einzelner Cadenzen), in der Zeit Haendels eine Angelegenheit der Improvisation, brauchen auch heute nicht festgelegt zu werden. Die Partitur der „Rodelinda“ ist von Händel so genau „bezeichnet“, dass auch da, wo zunächst ein Versehen vorzuliegen scheint (etwa wenn eine Stelle in einer Stimme legato gespielt werden soll, in einer anderen non legato) bei genauerer Betrachtung eine Absicht erkennbar ist. In der vorliegenden Bearbeitung ist daher, abgesehen von Kürzungen und den aus der dramaturgischen Bearbeitung sich ergebenden Umstellungen, an der Musik nichts geändert.“⁴⁰

Die Deutsche Musikbühne produzierte Salomons Händel-Bearbeitung in ihrer Eröffnungsspielzeit. Die musikalische Leitung hatte Hans Oppenheim.⁴¹ Salomon selbst sang die Partie des Garibaldo.

1933 mußte – und konnte – Karl Salomon Deutschland verlassen.

Jerusalem (1933–1974)

Aufbruch, Erneuerung, Konsolidierung: Versteht sich der Nimbus Israels als biblisches ‚Land der Verheißung‘ von selbst, so muß daneben die historische Situation des Landes in den dreißiger Jahren erinnert werden. Dessen eigenen und einzigartigen Bedingungen konnten der Erfahrung des Exils als Flucht und Vertreibung eine eigene Dimension hinzugewinnen, im Rückblick zumindest und für Künstler zumal.

Die Jerusalem Musical Society stellte in einem Konzertzyklus der Saison 1932/33 Kunst und Künstler aus Deutschland vor, darunter die Cembalistin Alice Ehlers, prominenteste Schülerin Wanda Landowskas und Dozentin an der Berliner Musikhochschule, und den bereits 1931 gleichfalls aus Berlin immigrierten Komponisten Erich Walter Sternberg. Ein eigenes Konzert in diesem Rahmen gab, unmittelbar nach seiner Ankunft, Karl Salomon.⁴² Die offene Aufnahme ermunterte weitere Initiativen. Salomon stellte einen Chor zusammen, mit dem er in Jerusalem die Schulooper „Der Jasager“ von Kurt Weill und Bert Brecht zur Aufführung brachte, nur drei Jahre nach der Berliner Premiere. Die Kritik begrüßte „Mr. Salomon’s decision to make Jerusalem his home“ als „well for the future musical activities of the city“⁴³.

Umfassend begabt als Sänger und Pianist, Dirigent und Komponist, Bearbeiter und Organisator, ist Karel Salmon, wie er sich künftig hebraisiert nannte, zu einem integralen Bestandteil europäischer Kultur in Israel geworden.⁴⁴ In führenden Positionen wirkte er am Aufbau des Musiklebens Palästinas mit. 1933 gründete er ein Kammerorchester. An der Palestine Opera dirigierte er 1934 Pergolesis „La serva padrona“ und 1935 Mozarts

„Entführung aus dem Serail“.⁴⁵ Als Lehrer unterrichtete er am Konservatorium in Jerusalem, als Musikdirektor leitete er Chor und Orchester der Hebräischen Universität.

Nach Aufnahme des Sendebetriebs der Jerusalemer Rundfunkstation mit dreisprachigem Programm für jüdische, englische und arabische Hörer wurde Salomon zum Musikdirektor der hebräischen Abteilung ernannt, zunächst noch unter britischem Mandat als Palestine Broadcasting Service, seit 1948 Israel Radio (Kol Israel).⁴⁶ Zugleich betreute er die Musik der englischen Abteilung. „On 30 March 1936, for the first time, wireless listeners throughout the Near East, North Africa, and south-eastern Europe heard ‚Jerusalem calling‘.“⁴⁷ Salomon hatte die täglichen Musikprogramme zusammenzustellen. Das jüdische Programm war darauf abgestellt, für einen möglichst weiten Kreis von Hörern ein Bild der musikalischen Kultur Palästinas zu vermitteln. „Er war“, so der Komponist Josef Tal (Gruenthal) in seinen Erinnerungen, „prädestiniert für diesen Posten wegen seiner Beherrschung der englischen, hebräischen und deutschen Sprache und als Musiker ein erfahrener Baritonsänger, Komponist und Dirigent. Politisch war dies ein sehr heikler Posten. Einerseits war Karl Salomon englischer Regierungsbeamter, andererseits verwaltete er von der Sache her auch einen hohen jüdischen Posten.“⁴⁸

Neben einem Rundfunkchor wurde auch ein Rundfunkorchester von Salomon gebildet und aufgebaut, das Palestine Broadcasting Orchestra (seit 1972 Jerusalemer Sinfonieorchester [Tizmoret Symphonit Yerushalaïm]). Salomon dirigierte seit 1938 wöchentliche Konzerte, zusammen mit Michael Taube, Gründer und Leiter des legendären Kammerorchesters und Kammerchores in Berlin⁴⁹, und später dann im Wechsel mit Hanan (Hans) Schlesinger, ehemals Kapellmeister der Oper Saarbrücken. Neben dem vorklassischen bis romantischen Repertoire, mit zentralen Beethoven- und Schubert-Zyklen, bildete die israelische Moderne ein Zentrum der Programme. 1944 organisierte er die ersten Bach- und Händel-Festspiele in Jerusalem. Eigene Werke stellte Salomon gelegentlich vor.⁵⁰

Auch als Gesangssolist trat er weiterhin in Erscheinung. 1938 wirkte er mit bei der weitbeachteten, vom Rundfunk direkt übertragenen Erstaufführung der hebräischen Fassung von Hugo Adlers Biblischem Oratorium „Balak und Bilam“.⁵¹ Für Paul Ben-Haim, den Freund, gestaltete er 1947 ein Festkonzert zum fünfzigsten Geburtstag mit Gesängen des Komponisten.⁵²

Die Relevanz des Jerusalemer Radiosenders und der Stellung Salomons bei der Entfaltung einer israelischen Neuen Musik in den späten dreißiger Jahren bezeugt sein Briefwechsel mit zahlreichen Persönlichkeiten des musikalischen Lebens in Deutschland, in Europa und in den Vereinigten Staa-

ten: mit Hugo Adler in Mannheim, mit Eduard Gans und Oskar Guttmann in Berlin, mit Max Ettinger in Ascona, Joachim Stutschewsky in Wien, dann in Zürich und Basel⁵³, mit Jacob Weinberg und Stefan Wolpe. Nicht wenigen Immigranten konnte Salomon zu Aufführungen ihrer Werke verhelfen, zuweilen, über eine Anstellung am Rundfunk, auch zu Auskommen und Beschäftigung.

Grundlegend wurde die Zusammenarbeit der Sendeanstalt mit dem „World Centre for Jewish Music“. Promoter dieser Initiative einer weltweiten Kooperation und Kommunikation jüdischer und antifaschistischer Musiker war Sally Levis (1894–1951), aus Frankfurt am Main stammender Dentist und Chordirigent, in Palästina Kompositionsschüler Stefan Wolpes.⁵⁴ Als Bindeglied zwischen dem Palestine Broadcasting Service, dem World Centre und den Institutionen des praktischen Musiklebens in Israel ist die Persönlichkeit Salomons hier kaum zu überschätzen. Zu den ambitioniertesten Projekten des World Centre gehörte die palästinensische Erstaufführung von Ernest Blochs „Avodath Hakodesh“ („Sacred Service“) am 18. Juni des Weltkriegsjahrs 1940, übernommen in die Konzertsaison 1940/41. Salomon dirigierte den aus Juden, christlichen Arabern und Engländern zusammengesetzten Chor und das erweiterte Orchester des Palestine Broadcasting Service.⁵⁵

Ein zentrales Anliegen der Rundfunkarbeit Salomons blieb die Integration der orientalischen Musik. Programmatisch suchte er östliche und westliche Traditionen zu vermitteln: „A Yemenite tune sung or played by a Yemenite in its pure form may excite the eastern Jew or the lover of eastern music, and if the piece is sung with piano accompaniment he would treat it as sacrilege. Other Jewish circles, however, would enjoy the tune in the arrangement. The Hebrew music programme should therefore present both versions.“⁵⁶ Wiederholt suchte er etwa in seinen Programmen die Kombination der Klänge von ‚d und q_n_n mit Violine, Flöte und Violoncello. Den aus dem Irak stammenden Sänger und ‚d-Virtuosen Ezra Aharon konnte Salomon als ständigen Mitarbeiter am Department of Eastern Music gewinnen.⁵⁷ Fragen der Rezeption jüdischer Volksmusik im Musikschaffen der Gegenwart widmete der Komponist ein auch ästhetisches Interesse. Einen programmatischen Beitrag hierzu veröffentlichte er 1938 in der Zeitschrift des World Centre „Musica hebraica“. Den Begriff „Jüdische Musik“ wollte Salomon dabei letztlich aber nur der – freilich verlorenen – originalen Tempelmusik zugeordnet wissen. „For, although music based on ancient liturgical motives is more than particular interest to us, it is still not necessarily more ‚Jewish‘ than a ‚Rondo à la Zingarese‘ by Haydn or Brahms is purely gypsy music. However, there *does* exist a distinctly Jewish folk music, de-

Karel Salmon



spite the fact that it has been more or less influenced by the folk music of the Diaspora countries.“⁵⁸

Nach Gründung des Staates Israel und der staatlichen Übernahme des Senders wirkte Salomon zunächst weiter am Ausbau der Musikabteilung der Israel Broadcasting Authority. 1957 bis 1962 leitete er als Direktor den Auslandsdienst des Israel Broadcasting Authority's Transcription Service.

Wohnhaft zunächst in Neve Ya'acov, zwischen Jerusalem und Ramallah, lebte Salomon später in Beit Sa'yit bei Jerusalem. Er starb hier am 15. Januar 1974.

Salomon – der Komponist

In Israel entstanden Salomons wesentliche Kompositionen: Opern und Orchesterwerke, darunter ein sinfonisch-viersätziges Klavierkonzert (Sinfonia concertante, 1947), ein Violoncellokonzert (1948) und zwei Sinfonien (1950 und 1951), weltliche und liturgische Chormusik, Kammermusik, Klavierstücke, Orgelwerke, Lieder.

Biblischen Motiven gewidmet sind die Opern „David und Goliath“ (Berlin 1930, revidiert Jerusalem 1956) und „Viermal Methusalem“ (1965/66). Seine zweite Oper „Nedarim“ [Gelübde] (1954), 1955 konzertant im Kibbuz Ein Gev uraufgeführt, komponierte Salomon auf ein eigenes Libretto (in hebräischer, englischer und deutscher Sprache) nach einer Legende aus dem Leben des mittelalterlichen andalusischen Poeten Yehuda Halevy. Grundlage auch der Chorwerke Salomons sind nicht selten Texte der Bibel, so in den Kantaten „Kibbuz Hagaluyoth“ [„Ingathering of the Exiles“] für gemischten Chor und Orchester (1952), „La Ma'an Yerushalayim“ [„For

the Sake of Jerusalem“] für Soli, gemischten Chor und Orchester (1958) oder „Chajei adam“ [„The Life of Man“] für Chor und Orchester nach Psalm 90, Vers 10 und einem Gedicht von Abraham Ibn Esra, komponiert 1967 aus Anlaß seines siebenzigsten Geburtstags. Neben biblischen Texten stehen Gebete („Lord of All“ für Tenor solo, gemischten Chor und Orgel, 1949; „Songs of Faith“ für hohe Stimme und Klavier oder Orchester, 1949) oder altjüdische Dichtungen. Dem Oratorium „Shir Hatekuma“ („The Song of Affirmation“, hebräische Textbearbeitung Avigdor Hameiri) liegt ein Text von M. Y. Ben Gabriel zugrunde. 1950 entstand die Kantate „Zwölf Monde“ nach dem biblischen Kalender.

Ein frühes Hauptwerk Salomons, komponiert vor 1950, ist die Kantate auf Verse aus Arno Nadels Gedichtwerk „Der Ton“⁵⁹. Nadel wirkte bis zu seiner Verschleppung am 12. März 1943 ins Konzentrationslager Auschwitz (dort ermordet) als Schriftsteller und Lehrer, Komponist und Dirigent, Aphorist und Übersetzer, Maler und Illustrator in Berlin. Seit 1916 leitete er den Chor der Synagoge am Kottbusser Ufer. Salomon mag ihn gekannt haben. In seinem 1921 veröffentlichten Werk, abgeteilt in neun Bücher, hatte Nadel mehr als zweitausend Gedichte vorgelegt, Stücke von einer Zeile bis zur Länge mehrerer Seiten. Es ist ein religiöses Werk, „Die Lehre von Gott und Leben“, ein Weg zur Wahrheit. Diesen Weg sucht Nadel jenseits von Gott selbst, jenseits des Logos im Melos, im Ton.

Neben Salomons liturgischer und geistlicher Musik stehen Lieder: Volks- und Nationalliedbearbeitungen („Hamavdil“ von Abraham Schwadron, „Eight Hebrew Songs“ für Stimme und Klavier) sowie am Volkslied orientierte Neukompositionen („Song of the Young Jew“ für Stimme und Klavier).

Auch in seinen instrumentalen Werken, orientiert an traditionellen Formen, suchte der Komponist wiederholt den programmatischen Einbezug von Volksmelodien oder Motiven der Geschichte und Gegenwart seines Landes. So ist sein Konzert für Glockenspiel und Orchester (1948) eine Widmung an Jerusalem. Seine Zweite Sinfonie „Leilot bi-Chna’an“ (1949) schildert in impressionistisch inspirierten Farben „Nächte in Kanaan“. Als Gemeinschaftswerk mit den Komponisten Michael Gnessin, Gabriel Grad und Israel Brandmann entstanden „Tema con variazioni“ über ein jüdisches Volkslied für Orchester. Salomons „Sephardischen Suite“ für Violine, Violoncello, Kontrabaß, Harfe, Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn (auch für Orchester bearbeitet) aus dem Jahre 1947 (1961 Pablo Casals gewidmet), entstand nach Melodien jüdisch-spanischer Gesänge aus der Sammlung von Isaac Levy mit den Teilen „Ya viene el cativo“, „Mi padre era di Francia“, „Una muchacha en Selanca“ und „Rahelica baila“.

Die Bagatellen für Klavier (auch in Fassungen für Streichtrio oder Streichorchester). „Am Israel hai“ [Israel lebt], komponiert 1947, sind ein Zyklus von acht programmatischen Variationen über das titelgebende israelische Volkslied, „to despict the sons of a newly-born nation in various surroundings“⁶⁰. Der Weg führt, mit durchaus auch ironischen Untertönen, von der Diaspora (Agitato) über Kinderstube (Scherzino. Allegretto), Schule (Canon. Andante pedantico) und Jugendzeit (Alla marcia, In modo lidico), an die See (Barcarole. Andantino) und in die Fabrik (Perpetuum mobile. Presto), schließlich in die heilige Stadt Jerusalem (Solemne) und in die Turbulenzen der Geschäftsstadt Tel Aviv (Allegro energico. Più mosso – Presto – Prestissimo).

Ein Anliegen seines Komponierens bildet die Integration der reichen Ornamentik orientalischer Melodik. Material boten dem Komponisten die umfangreichen musikethnologische Sammlungen des gleichfalls aus Berlin emigrierten Musikforschers und -bibliothekars Robert Lachmann. So verarbeitet der Eingangssatz („Djerba“) seiner Partita für Streicher (1948) die von Lachmann aufgezeichneten Kantillationen der jüdischen Gemeinde von Djerba an der Küste Tunesiens.⁶¹ Salomon selbst legte in einer zweibändigen Sammlung „Israel Sings“ von ihm ausgesetzte National-, Volks- und Kinderlieder sowie Tanzmelodien (für Singstimme und Klavier oder auch Klavier solo) vor.

Salomons Kunst der Variation zeigt das frühe viersätziges Streicherwerk „Ali Be'er“ [Quelle hervor, Wasserbrunnen], Variationen über ein hebräisches Volkslied aus dem Jahr 1937. Der Komponist entwickelt hier alle Themen in unterschiedlicher Charakteristik aus der Vorlage des Liedes von Sarah Levi-Tanais (auf ein Gedicht von Haim Nahman Bialik). In die Tanzrhapsodie „Dahlia“ für Orchester (1953) schließlich sind – eine höhere Ebene der Integration von Orientalismen – auch die spezifischen Klangfärbungen arabischer Zupf- und Schlaginstrumente einbezogen. Von pädagogischem Engagement getragen ist die 1950 entstandene „Israeli Youth Symphony“ in drei knapp und prägnant formulierten Sätzen. Das Werk offeriert eine Bandbreite der Ausführung vom Quintett mit Holzbläsern, zwei Violinen und einem Baßinstrument (aber auch nur Streichern, Streichern mit Mandolinen und ähnlichem) bis zum sinfonischen Orchester (ad libitum ausgesetzt sind die Partien von Viola, zwei Fagotten, der Blechbläser, Pauken und Glockenspiel).

Die Einbindung von orientalisch-jüdischem und griechischem Idiom in Melodik, Rhythmik und Klang spiegelt die kunstreich instrumentierte Bearbeitung von vier griechischen Volkstänzen in der „Sinfonischen Suite über griechische Themen“ für Orchester (1943, auch für Klavier und für zwei

Klaviere bearbeitet). Einem langsamen Tanz, „Syrtos Thrakikos“, folgen Thema mit Variationen und ein Intermezzo, „Der Zitronenbaum“. Das Finale, „Horra Hellenica“, führt die Tanzthemen zusammen. 1951 erhielt der Komponist für dieses, sein bis heute populärstes und meist aufgeführtes Werk, den Engel-Preis.

Salomons kompositorischer Stil ist verständlich und klar, zurückhaltend im Ausdruck und nicht selten voll feinen Humors. Vielfach zeigt sich die Neigung zur Erprobung neuer Farbkombinationen, in der Orchester-Instrumentation, aber auch im kammermusikalischen Bereich (Sonatine für Harfe und Violoncello). Der Erinnerung an den Holocaust ist Salomons dissonanzenreicheres „Auschwitzmonument“ für Klavier gewidmet, das wohl avancierteste Werk des Komponisten.⁶²

Von Salomons frühen, noch in Deutschland entstandenen Kompositionen ist allein die halbstündige Marionettenoper „David und Goliath“ aus dem Jahre 1930 auch später noch gespielt worden, drei Szenen für vier Gesangssolisten und Kammerensemble über ein Libretto nach dem biblischen Motiv von Albert Bär, in revidierter Fassung von 1956. 1969 produzierte das Zweite Deutsche Fernsehen die auf ein eigenes Libretto konzipierte Fernseh-„Opera buffa“ in zwei Szenen „Viermal Methusalem“. Wenige seiner Kompositionen finden sich auch in den Archiven der Deutschen Rundfunkanstalten.

In Israel hat Karel Salomon nachdrückliche Spuren hinterlassen. Seine Beiträge zum Musikleben in Deutschland vor 1933 sind heute vergessen.

Anmerkungen

- 1 Die als Motto vorangestellten Verse (Buch der Gleichsprüche 8, 1–13) sind in der Übersetzung von Martin Buber wiedergegeben: Die Schrift, verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig, Band 4: Die Schriftwerke, verdeutscht von Martin Buber, Heidelberg 1976, S. 225.
- 2 Ursula Mayer-Reinach, Tochter des 1936 nach Schweden emigrierten Musikwissenschaftlers, Pädagogen und Dirigenten Albert Mayer-Reinach, lebt seit 1967 als Sängerin und Dozentin in Tel Aviv. Sie ist verheiratet mit dem Musikforscher und Komponisten Peter Gradenwitz. Gradenwitz, 1967–1976 Dozent am Musikwissenschaftlichen Institut in Tel Aviv, hatte in Berlin, Freiburg im Breisgau und Prag studiert. Er leitete zunächst einen Musikverlag und wurde zum ersten Verleger der Kompositionen Salomons in Palästina (vgl. auch Musiktradition im Exil. Zurück aus dem Vergessen, hrsg. von Juan Allende-Blin, Köln 1993, S. 68–74 und 116–123). Frau Mayer-Reinach sei an dieser Stelle für die Überlassung des Photos von Karl Salomon, Herrn Professor Gradenwitz für zahlreiche briefliche Auskünfte und Detailinformationen herzlich gedankt.
- 3 Vgl. die Konzertanzeige im Heidelberger Tageblatt, 16. Oktober 1964.

- 4 [Gez.: Jg.], Liturgische Abendfeier in Heiliggeist. In Heidelberg: Erstaufführung einer Solokantate von K. Salomon, in: Rhein-Neckar-Zeitung, 20. Oktober 1964.
- 5 Ebd.
- 6 Karel Salomon, Philipp Wolfrum als Lehrer und Förderer. Erinnerungen eines Schülers, in: Ruperto Carola 21, Band 46, Juni 1969, S. 60–63.
- 7 Salomon 1969, S. 60.
- 8 Ebd.
- 9 Rudolf Louis und Ludwig Thuille, Harmonielehre, Stuttgart 1907; das Buch war lange Zeit ein Standardwerk.
- 10 Salomon 1969, S. 61.
- 11 Salomon 1969, S. 62.
- 12 [Gez.: Dr. S.], Fünftes Bachvereinkonzert, in: Heidelberger Zeitung, 20. Dezember 1915 [Presseunterlagen im Archiv des Heidelberger Bachvereins im Stadtarchiv Heidelberg; für Einsicht in die Unterlagen sei Bachverein und Stadtarchiv herzlich gedankt].
- 13 K[arl] E[berts], Fünftes Bachvereins-Konzert, in: Heidelberger Neueste Nachrichten, 20. Dezember 1915.
- 14 Anna Müller, 5. Bachvereins-Konzert, in: Heidelberger Tageblatt, 20. Dezember 1915.
- 15 [Gez.: Dr. S.], Achtes Konzert des Bachvereins. Missa solemnis von Beethoven, in: Heidelberger Zeitung, 21. Februar 1916.
- 16 [Gez.: K. (i.V.)], Bachverein. Das fünfte Konzert, in: Heidelberger Neueste Nachrichten, 18. Dezember 1916: „[...] an der Orgel waltete mit bekannter Umsicht Herr stud. mus. Karl Salomon“; Anna Müller, Heidelberger Bachvereins-Konzerte 1916/17. V., in: Heidelberger Tageblatt, 18. Dezember 1916: „Sicher waltete Herr Salomon an der Orgel seines Amtes“; Fünftes Konzert des Bachvereins, in: Heidelberger Zeitung, 18. Dezember 1916: „An der Orgel hat Herr Salomon sich wieder durch eine sichere, geschmackvolle Beherrschung des Instrumentes ausgezeichnet“; [Gez.: Dr. S.], Neuntes Konzert des Bachvereins. Johann Sebastian Bachs Johanneſes-Passion, in: Heidelberger Zeitung, 26. Februar 1917: „Wie stets, sicher und absolut zuverlässig griff Herr Salomon mit seiner geschmackvollen Behandlung der Orgel ein“.
- 17 [Gez.: K.], Bachverein. Neuntes Konzert, in: Heidelberger Neueste Nachrichten, 26. Februar 1917.
- 18 „Infolge des Krieges wurde die Arbeit mit dem Chor und dem Orchester immer schwieriger. Gymnasiasten und Seminaristen mußten für den Chor herangezogen werden, und das Orchester wurde durch Austausch mit Mannheim und Karlsruhe wenigstens für die Symphoniekonzerte in voller Besetzung erhalten“ (Salomon 1969, S. 62).
- 19 Anna Müller, Heidelberger Bach-Vereins-Konzerte 1916/17. IX. Die Johannes-Passion, in: Heidelberger Tageblatt, 26. Februar 1917.
- 20 Salomon 1969, S. 62.
- 21 Salomon 1969, S. 62.
- 22 Max-Reger-Gedächtnisfeier des Bachvereins zu Heidelberg, in: Mannheimer Tageblatt, 17. Juni 1916.
- 23 Karl Eschmann, Max Reger-Gedächtnisfeier in Heidelberg, in: Neue Badische Landeszeitung Mannheim, 17. Juni 1916.
- 24 Wilibald Nagel, Reger-Feier in Heidelberg, in: Neue Musik-Zeitung 37, Stuttgart und Leipzig 1916, S. 337–338.
- 25 Bruno Goldschmit, Heidelberger Reger-Feier, in: Straßburger Post, 17. Juni 1916.

- 26 Max-Reger-Gedächtnisfeier, in: *Heidelberger Zeitung*, 17. Juni 1916.
- 27 [Gez.: Dr. S.], Max-Reger-Gedächtnisfeier, in: *Heidelberger Zeitung*, 17. Juni 1916.
- 28 Rudolf Stephan, Max Regers Kunst im 20. Jahrhundert. Über ihre Herkunft und Wirkung, in: *Reger-Studien 4. Colloque franco-allemand. Deutsch-französisches Kolloquium*. Paris 1987 (Schriftenreihe des Max-Reger-Instituts Bonn 9), hrsg. von Susanne Shigihara, Wiesbaden 1989, S. 173 und 191, neugedruckt in: Rudolf Stephan, *Musiker der Moderne. Porträts und Skizzen (Spektrum der Musik 3)*, hrsg. von Albrecht Riethmüller, Laaber 1996, S. 37–64, hier 43.
- 29 Karl Salomon, Max Regers Chöre op. 144. Zur Uraufführung in Heidelberg am 16. Juli 1916, in: *Neue Musik-Zeitung 37*, Stuttgart und Leipzig 1916, S. 315–318 und Ders., *Max Reger, op. 144. Zwei Gesänge für gemischten Chor und Orchester*, Berlin und Leipzig [o.J.].
- 30 Salomon 1916, S. 316.
- 31 Salomon 1969, S. 62.
- 32 [Dr. S.], *Kunst und Wissen*. Bachvereins-Konzert zum Besten der städtischen Kinderhorte, in: *Heidelberger Zeitung*, 2. Juli 1917.
- 33 Salomon 1969, S. 63
- 34 Salomon 1969, S. 63.
- 35 Salomon 1969, S. 63.
- 36 *Alte Weisen in neuem Satze für Gesang und Klavier*, Berlin und Leipzig: N. Simrock (Simrock Volksausgabe, Nr. 475), 1919.
- 37 Vgl. Christian Martin Schmidt, *Volksliedbearbeitungen*, in: *Reclams Musikführer Johannes Brahms*, Stuttgart 1994, S. 283–298.
- 38 Ludwig Finscher, *Rodelinda, regina de' Langobardi. Damma per musica in tre atti (Rodelinda, Königin der Langobarden)*, in: *Pipers Enzyklopädie des Musiktheaters*, hrsg. von Carl Dahlhaus und dem Forschungsinstitut für Musiktheater der Universität Bayreuth unter Leitung von Sieghart Döhring, Band 2, München und Zürich 1987, S. 681–683.
- 39 Ulrich Etscheid, *Händels „Rodelinda“*, Diss. Heidelberg 1997; für die Vorabüberlassung des betreffenden Abschnitts der Arbeit sei hier herzlich gedankt.
- 40 Vorwort zum Textbuch: *Rodelinda. Oper in 3 Akten*. Nach dem Italienischen des Nicolò Haym übersetzt und bearbeitet von Karl Salomon. Musik von G. F. Haendel, Berlin: Edition Benno Balan [1932], S. 3. Das Aufführungsmaterial lag laut Angabe im Textbuch (S. 5) nur als Manuskript vor. Der Verbleib konnte, so Etscheid, nicht geklärt werden.
- 41 Oppenheim (1892–1965) emigrierte 1933 nach Großbritannien; von 1934–37 dirigierte er in Glyndbourne, später in Edinburgh.
- 42 Vgl. Jehosh Hirshberg, *Music in the Jewish Community of Palestine 1880–1948*, Oxford 1995, S. 112.
- 43 Zitiert nach Hirshberg 1995, S. 113.
- 44 Peter Gradenwitz, Karel Salomon (Salmon), in: *Music and musicians in Israel. A comprehensive guide to modern Israeli music*, Tel Aviv 1978, S. 40–43; Ders., Karel Salmon (Karl Salomon), in: *Israel Music Institut (IMS) News 1993*, Heft 2/3, S. 5–6; Thomas Schipperges, Karel Salmon [Salomon], in: *Komponisten der Gegenwart*, 9. Nachlieferung, München 1996; Ders., Karel Salmon [Salomon] (1897–1974). Ein Weg aus Deutschland, in: *musica reanimata. Mitteilungen Nr. 21*, Dezember 1996, S. 6–16.
- 45 Hirshberg 1995, S. 119.

- 46 Vgl. Philip Vilas Bohlman, *The musical culture of central european jewish immigrants to Israel*, Ph.D. Diss. University of Illinois at Urbana-Champaign 1984, S. 342–343.
- 47 Karel Salomon, *Kol Yerushalayim*. Music programmes for Jewish radio listeners in Palestine, in: *Musica hebraica*, 1938, S. 36–39; zit. nach Philip Vilas Bohlman, *The World Centre for Jewish Music in Palestine 1936–1940. Jewish musical life on the eve of World War II*, Oxford 1992, S. 194f. (Document 14).
- 48 Josef Tal, *Der Sohn des Rabbiners*. Ein Weg von Berlin nach Jerusalem, Weinheim und Berlin 1985, Neuauflage München 1987, S. 188f. (Vgl. auch S. 199 und 208f.).
- 49 1933 war Taube neben Kurt Singer und Leonid Kreutzer Mitbegründer der Musiksektion beim Berliner „Kulturbund deutscher Juden“; 1934 emigrierte er nach Palästina. Zu den Konzerten des Taube-Orchesters und -Chores zwischen 1925 und 1933 vgl. Martin Thrun, *Neue Musik im deutschen Musikleben bis 1933*, Band 2, Bonn 1995, S. 576–587; *Verdrängte Musik*. Berliner Komponisten im Exil, hrsg. von Habakuk Trauer und Elmar Weingarten, Berlin 1987, S. 341.
- 50 Anders als den Komponisten hat Josef Tal den Orchesterleiter Salomon freilich eher ambivalent erinnert (1987, S. 208):
 „Das Dirigieren war seine Passion, aber es war auch seine Schwäche [...] Zusammen spielten wir [...] das d-moll-Klavierkonzert von Brahms. Solch eine Partitur war eigentlich zu schwer für ihn. Wir probten sehr oft an zwei Klavieren, damit er Tempoverschiebungen und wichtige Einsätze gut in den Griff bekam. Trotzdem passierte es bei der Aufführung, daß an einer Stelle, an der die Klarinette die Melodie des Themas spielte und das Klavier die Begleitfiguren dazu, der Klarinetist nicht einsetzte, denn er bekam vom Dirigenten kein Zeichen. Das war natürlich auch für den Klarinetisten ein Armutszeugnis. So blieb ich allein auf weiter Flur, und die Hörer hätten denken können, daß ich meinen Part vergessen habe. Doch nach einem Takt habe ich eine Bearbeitung der Klarinettenmelodie mit der Klavierbegleitung improvisiert, und niemand hat etwas bemerkt. Es war die Rettung der Erstaufführung des Ersten Klavierkonzertes von Brahms in Palästina. Salomons Dank für dieses Brahms-Abenteuer drückte sich auch in einem Vertrauen zu mir als Komponisten aus. Er war inmitten einer großen Opernkomposition, als er an einem schweren Nierenleiden erkrankte. Er mußte operiert werden, sein Zustand war kritisch. Vor der Operation rief er mich ins Spital, und an seinem Krankenbett erklärte er feierlich in Gegenwart seiner Frau, daß, sollte er diese Operation nicht überleben, ich seine Partitur zu Ende komponieren sollte. Dazu ist es glücklicherweise nicht gekommen.“
- 51 Das Werk war vier Jahre zuvor in deutscher Übersetzung des biblischen Textes in Mannheim uraufgeführt worden; vgl. Hirshberg 1995, S. 235.
- 52 Hirshberg 1995, S. 201.
- 53 Joachim Stutschewsky (1891–1982), aus der Ukraine stammend, studierte in Leipzig bei Julius Klengel und wirkte als Violoncellist in Jena, ehe er mit der Erklärung des Ersten Weltkriegs in die Schweiz übersiedelte. In Zürich organisierte er Konzerte mit jüdischer Musik. 1921 gehörte er in Wien zusammen mit Rudolf Kolisch, Fritz Rothschild und Marcell Dick zu den Gründern des „Wiener Streichquartetts“. Als Publizist war er in der zionistischen Bewegung engagiert. 1938 emigrierte Stutschewsky nach Israel. Zunächst Mitarbeiter Salomons am Rundfunk in Jerusalem, wirkte er dann in Tel Aviv als Organisator von Konzertreihen Neuer Musik, als Lehrer und – vielfach ausgezeichnet – als Komponist. Stutschewsky war seit 1938 auch Mitdirektor des World Centre for Jewish Music in Palestine.

- 54 Bohlman 1992.
- 55 Hirshberg 1995, S. 236f.; Blochs Komposition über Texte der Bibel, traditionelle Gebete und spätere religiöse Quellen entstand 1930–33 als Auftrag für eine Sabbat-Morgenfeier. Salmon hingegen beschrieb das Werk als „secular Mass which ist not intended for synagogue service. Though based on prayers and on biblical and traditional verses, it has nothing to do with the ritual. The music is modern in its technique but spiritually Jewish“ (in: Ha’Aretz, 18. Juni 1940, zitiert nach Hirshberg 1995, S. 239f.).
- 56 Ha’Aretz, 20. Dezember 1936; zitiert nach Hirshberg 1995, S. 192.
- 57 Hirshberg 1995, S. 199.
- 58 Salomon 1938; zit. nach Bohlman 1992, S. 214 (Document 5).
- 59 Arno Nagel, *Der Ton. Die Lehre von Gott und Leben*, Leipzig 1921, zweite Auflage Berlin 1926.
- 60 Karel Salomon. *Israel Lives. Bagatelles for Piano*. Tel Aviv: Israel Music Publications [o.J.], Vorwort.
- 61 Robert Lachmann, *Jewish Cantillation and Song in the Isle of Djerba*, Jerusalem 1940; vgl. auch die zahlreichen Studien Edith Gerson-Kiwis, langjährige Mitarbeiterin Lachmanns und nachmalige Leiterin des phonographischen Archivs für orientalische Musik.
- 62 Der Bayerische Rundfunk produzierte das Stück am 22. Mai 1973 mit dem Pianisten Franz Hummel als Mitschnitt eines Konzertes der Münchener Musikhochschule.

Anhang

Karl Salomon [Karel Salmon].

Ansätze zu einem systematisch-chronologischen Werkverzeichnis

1. Opern

- „David und Goliath“. Puppenoper in drei Szenen für vier Solisten, gemischten Chor, Oboe und Streichquartett (oder Orchester), Libretto von Albert Bär, Berlin 1930; Neufassung Jerusalem 1956 (I.M.P.)
- „Nedarim“ [Vows]. Oper, Libretto vom Komponisten in hebräischer, englischer und deutscher Sprache nach einer Legende aus dem Leben des mittelalterlichen andalusischen jüdischen Poeten Yehuda Halevy, 1954–55, konzertante Uraufführung im Kibbutz Ein Gev 1955 (Manuskript)
- „Viermal Methusalem“. Opera buffa in einem Akt für Soli, gemischten Chor und Orchester nach eigenem Libretto, 1965–66, Produktion ZDF 1969 (Manuskript)

2. Chorwerke

- „Shir Hatekuma“ [The Song of Affirmation]. Oratorium, hebräische Textbearbeitung Avigdor Hameiri nach einem Text von M. Y. Ben Gabriel [o.J.]
- Kantate auf Verse aus Arno Nadels „Der Ton“ (1921) [o.J., vor 1950]
- „Adon ‘olam“ [To those who guarded Neve Ya’acov] für gemischten Chor und Orgel, 1949 (I.M.P.)
- „Lord of all“ für Tenor solo, gemischten Chor und Orgel (liturgischer Text), 1949 (I.M.P.)

- „Zwölf Monde“. Kantate nach dem biblischen Kalender, 1950 (Manuskri.)
- „Kibbuz Hagaluyoth“ [Ingathering of the exiles]. Biblische Kantate für gemischten Chor und Orchester, 1952 (Manuskri.)
- „La Ma'an Yerushalayim“ [For the sake of Jerusalem]. Biblische Kantate für Soli, gemischten Chor und Orchester, 1958 (Manuskri.)
- „Chajei adam“ [The life of man]. Kantate für Chor und Orchester, nach Psalm 90, 10 und einem Gedicht von Abraham Ibn Esra, 1967 (Manuskri.)

3. Solovokalwerke

- „The Top“. Variationen über ein Kinder-Hanukalied für Koloratursopran (oder Violine) und kleines Orchester [o.J.]
- „Eight Hebrew Songs“ für Stimme und Klavier [o.J.]
- „Song of the Young Jew“ für Stimme und Klavier [o.J.]
- „Nachamú“ [Tröstet mein Volk] für Bariton und Klavier (Manuskri.) [o.J.]
- Two Songs of Faith. Zwei althebräische Gebete für hohe Stimme und Klavier (oder Orchester), 1949 (I.M.P.)
- „Ha-lo Chochmah“ [Doth not wisdom cry]. Biblische Kantate für Altstimme und Orgel (für Streichorchester bearbeitet 1967) über Verse aus dem Buch der Sprüche (Kapitel 8, Vers 1–13), 1962 (I.M.P.)
- Elegie und Tanz für Sopran (oder Oboe) und zwei Flöten (oder Violinen), 1963 (I.M.P.)

4. Sinfonien

- Erste Sinfonie, 1950
- „Leilot bi-Chna'an“ [Nights of Canaan]. Zweite Sinfonie, 1951 (I.M.P.)

5. Orchesterwerke

- Tema con variazioni über ein jüdisches Volkslied für Orchester, Gemeinschaftsarbeit mit den Komponisten Michael Gnessin, Gabriel Grad und Israel Brandmann [o.J.]
- „Yavneh Overture“ für Orchester über biblische Kantillationen und geistliche Gesänge [o.J.]
- „Ali Be'er“ [Quelle hervor, Wasserbrunnen], Variationen über ein hebräisches Volkslied für Streichorchester, 1937 (I.C.L.)
- „Sinfonischen Suite über griechische Themen“ („Four Greek Folkdances“) für Orchester (auch für Klavier und für zwei Klaviere bearbeitet), 1943 (Schott, London 1943; I.M.I.)
- „Dahlia“. Tanzrhapsodie für Orchester, 1953 (I.M.P.)
- „Eli-Eliyahu“•Variationen für Orchester, 1958

6. Solokonzerte

- Konzert (Sinfonia concertante) für Klavier und Orchester, 1947 (I.M.P., um 1950)
- Konzert für Violoncello und Orchester, 1948 (Manuskri.)
- „Jerusalem“. Konzert für Glockenspiel und Orchester, 1948 (I.C.L.)

7. Kammermusik

Sonatine für Harfe und Violoncello [o.J.]

„Sephardischen Suite“ für Violine, Violoncello, Kontrabaß, Harfe, Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn (auch für Orchester bearbeitet), 1947 (Manuskr.)

Partita für Streicherquartett (oder Streichorchester), 1948 (I.M.P., um 1949)

Aria (Niggun) für Violine und Klavier (oder Orchester), um 1950 (I.M.I.)

8. Klavierwerke

Suite für Klavier, 1916

„Am Israel hai“ [Israel Lives], Bagatellen für Klavier (auch in Fassungen für Streichtrio oder Streichorchester) über ein populäres israelisches Lied, 1947 (I.M.P., um 1950)

9. Orgelwerke

Sechs Stücke (Six Pieces on Traditional Tunes) für Orgel [o.J.] (I.M.P.)

Prelude für Orgel [o.J.]

Invention für Orgel, 1954 (I.M.P.)

10. Volksliedbearbeitungen

„Schire' i Jisrael“ [Israel Sings]. Bearbeitung israelischer National-, Volks-, Tanz- und Kinderlieder für Singstimme und Klavier (oder Klavier solo), zwei Bände, 1975 (I.M.P.)

„Hamavdil“. Volksliedbearbeitungen (Abraham Schwadron)

Norbert Giovannini

„Was wir uns damals dachten und was daraus geworden ist.“ Eine Heidelberger Rede des Schriftstellers und Politikers Carlo Mierendorff (1932)

Aus der Distanz von 14 Jahren erinnert der sozialdemokratische Politiker und ehemalige Heidelberger Student Carlo Mierendorff (1897–1943) in seiner 1932 gehaltenen Rede¹ an den turbulenten Beginn sozialistischer Studentenpolitik in Heidelberg um die Jahreswende 1918/1919. Der im Anschluß abgedruckte und hier erstmals vollständig veröffentlichte Vortrag wurde gehalten auf einem eher privaten Treffen von Mitgliedern des nach 1918 in Heidelberg gebildeten „Freudeskreises“. Viele von diesen hatten nach ihrer Studentenzeit regen Kontakt miteinander gehalten. Der Freundeskreis hatte zwei Zentren, einen literarischen Flügel, der durch Henry Goverts² und Carl Zuckmayer verkörpert wurde, und eine (studenten)politische Fraktion um die späteren sozialdemokratischen Berufspolitiker Mierendorff, Theodor Haubach, Fritz Croner³ und Egon Ranshofen-Wertheimer.⁴

Zum Verständnis des Textes ist es erforderlich, die Zeitsituation, die Mierendorff beschreibt, sein Wirken in Heidelberg und, wenigstens in skizzenhaftem Umriss, die politische Persönlichkeit Mierendorffs zu schildern.

Geprägt vom provokanten, antibürgerlichen Habitus der Jugendbewegung und zugleich erschüttert vom unmittelbar erlebten Grauen des Fronteinsatzes in den Grabenkämpfen des Ersten Weltkrieges wandte sich eine Minderheit junger Intellektueller bereits in der Endphase des Krieges der Literatur, den Künsten und der Politik zu. Eine breite Leserschaft hat diese – von expressionistischer Emphase, radikaler Kriegsgegnerschaft und revolutionärem Impetus bestimmte – Episode im kulturgeprägten Milieu des Heidelberg der ersten Nachkriegsjahre kennengelernt durch Carl Zuckmayers Autobiographie „Als wär’s ein Stück von mir“. Mit unnachahmlicher Verve schildert Zuckmayer die „Umtriebe“ des „Freundesorchesters“, das sich sehr dezidiert und etwas bohemihaft absetzte vom Brotstudententum der Büffelochsen und Sturböcke und in Deutschlands geistig anspruchsvollster Universität Orientierung jenseits der Schranken des Bildungsphilistertums suchte. Es fand seinen Platz sowohl in der kulturwissenschaftlichen und künstlerisch ambitionierten „Gemeinschaft“ des Kunst-

historikers Fraenger wie in der neugestalteten Studentenpolitik.⁵ Auch wenn die künstlerischen und politischen Kreise sich nicht ganz überschneiden, ist doch eine gemeinsame Richtung sichtbar. Engagierter, militanter Republikanismus und eine die konventionellen Fesseln sprengende kulturelle Unruhe stellten die Bewegungsmomente dieser agilen und temperamentvollen Minderheit dar.⁶ Mit Feuereifer stürzte man sich in die Studentenpolitik der Sozialistischen Studentengruppe und des Republikanischen Studentenkartells und nahm Teil an den legendären Soziologischen Diskussionsabenden⁷ des Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften und an selbstorganisierten kulturellen Spektakeln.⁸ Der Kreis um Mierendorff verstand sich als Avantgarde, die in schärfstem Gegensatz stand zur deutschnational und völkisch bestimmten Mehrheit der Verbindungsstudenten und der studententeilichen Ableger der Weimarer Rechtsparteien.

Alfred Weber, Emil Lederer, der Rechtsphilosoph Radbruch, der Psychiater Prinzhorn, die Sozialwissenschaftler Arthur Salz, Otto Neurath, Karl Mannheim, der Statistiker Gumbel – sie bildeten den informellen Mentorenkreis der jugendlichen Linken. Diese waren somit auch akademisch integriert in die liberale und sozialistisch orientierte Fraktion Heidelberger Hochschullehrer, denen die Ruperto Carola ihren in die Nachkriegszeit reichenden Ruf als liberale Hochburg nachhaltig verdankte.

Eine nennenswerte Beziehung der sozialistischen Studierenden zur örtlichen sozialdemokratischen Parteiorganisation bestand damals nicht, wie überhaupt Universitäts- und kommunale Geschichte sich ausser auf der Alltagsebene wenig berühren. Zwischen den pragmatisch-reformistischen Funktionären der örtlichen Parteiorganisation und den theoretisierenden und immer zu Spektakeln bereiten linken Studierenden bestand ein anhaltend gespanntes Verhältnis, vor allem nachdem diese in Veranstaltungen auch mit Parteigrössen und Parteiveteranen überaus respektlos umgingen.

Bemerkenswert war ausserdem, dass die studentischen Aktivisten um Mierendorff und Haubach mit ihren nationalistischen Kontrahenten die Generationenerfahrung des Schützengrabens und des Frontkämpfertums teilten. Auch sie waren 1914 – emphatisch und mit dem Notabitur ausgestattet – ins Feld gezogen und hatten den soldatischen „Stahlgewittern“ standgehalten, die alsbald den Frontkämpfermythos zeugten. Gerade deshalb waren sie in ihrem nationalen Engagement unangefochten legitimiert, oder glaubten es zu sein gegenüber den nationalistischen und später nationalsozialistischen Propagandisten. Im Unterschied zu diesen hatten sie aus der Kriegskatastrophe jedoch, politisch wie menschlich, die entgegengesetzten Folgerungen gezogen: Verteidigung der Weimarer Republik, entschiedener Republikanismus, Kampf gegen offenen und klammheimlichen Mili-



Der studentische Freundeskreis in Heidelberg. Zweiter von links Carlo Mierendorff, hinter ihm Carl Zuckmayer (mit Hut), 1920 oder 1921

tarismus und völkischen Radikalismus, der in der akademischen Welt eine seiner Hauptstützen hatte.

In Mierendorffs Rede wird der frühe Übergang von der literarischen und revolutionsromantischen Aufbruchphase in die nüchterne Realpolitik der SPD dargestellt, eine rationale Entscheidung, der sich nur ein Teil des Heidelberger Freundeskreises anschließen mochte. Die aktive Selbstbehauptung der sozialen Demokratie wird Mierendorffs Lebensprojekt. Bestimmend wird dabei – neben dem Einfluss des Nationalökonom und Kulturphilosophen Alfred Weber⁹ und seines Mitordinarius, des austromarxistischen Soziologen und Wirtschaftstheoretikers Emil Lederer am Institut für Sozial- und Staatswissenschaften, die Begegnung mit Max Weber, dem Mierendorff 1920 nach München folgte.¹⁰ Nach Abschluss seiner Heidelberger Dissertation (Die Wirtschaftspolitik der Kommunistischen Partei) wird Mierendorff Mitglied der SPD, eine „verantwortungsethisch“ motivierte Entscheidung für die „Politik als Beruf“.

Zum Ende seiner Heidelberger Studienzeit ist Mierendorffs Name mit einem der spektakulärsten Höhepunkte der Heidelberger Universitäts- und Stadtpolitik in den Weimarer Jahren verbunden: der Lenard-Mierendorff-Affäre 1922.

Am Tag der Beerdigung des einem Attentat zum Opfer gefallenen Reichs-außenministers Walter Rathenau weigerte sich der prominente Physiker und Nobelpreisträger Philipp Lenard, ein notorischer Alldentscher und Antisemit und früher Parteigänger der Hitler-Bewegung, die amtlich verordnete Arbeitsruhe im Physikalischen Institut am Philosophenweg einzuhalten. Zusammen mit anderen Studierenden und einigen Arbeitern, die an einem demonstrativen Trauerzug für Rathenau teilnahmen, beteiligte sich Mierendorff an der Besetzung des Physikalischen Instituts und veranlasste die Festnahme des Gelehrten. Im nachfolgenden Strafverfahren verurteilt, errang Mierendorff jedoch vor dem akademischen Disziplinargericht einen aufsehenerregenden Erfolg. Die aus überwiegend liberalen Professoren zusammengesetzte Kommission sah sein Verhalten durch die besonderen Umstände legitimiert und sprach ihn frei, wohingegen sie dem provokant auftretenden Lenard einen deutlichen Verweis erteilte.¹¹

Neben seiner auf die Studentenzeit folgenden Tätigkeit im Deutschen Transportarbeiterverband (1923/24), als Redakteur der Darmstädter SPD-Zeitung *Volksfreund* (1925), als Mitarbeiter der SPD-Reichstagsfraktion (1926–28), als Pressereferent im Hessischen Innenministerium unter Wilhelm Leuschner (1928–1933) und Reichstagsabgeordneter (seit 1930) blieb Mierendorff als Parteiredner und Mentor der Sozialistischen Studentengruppe in Heidelberg präsent. Schon um 1920 trugen ihm die rhetorischen Erfolge auf Partei- und Massenversammlungen im deutschen Südwesten den Spitznamen „Herr Vielgeschrey“ ein, den er mit unverhohlenem Stolz akzeptierte. Die Auftritte Mierendorffs in Heidelberg führten regelmäßig zu Saalschlachten und anhaltenden öffentlichen Turbulenzen.¹² Nicht erst seit jenen bewegten Junitagen 1922 galt Mierendorff der nationalen und nationalistischen Rechten jeder Provenienz als „rotes Tuch“.

Mierendorffs Rede fällt in den Zeitraum letzter verzweifelter Bemühungen um einen dem Strassenterror der SA entgegengesetzten halb-militärischen Widerstand. Die „Eiserne Front“, getragen vom sozialdemokratischen „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ versuchte im Zeichen der Drei Pfeile, die ein auch optisches Gegengewicht zum Hakenkreuz darstellen sollten, gegen die NS-Kampfgruppen mobil zu machen.

Die engen Verbindungen des ehemaligen Freundeskreises zu Heidelberg sind vermittelt durch den Literaten, Sozialdemokraten und späteren Unternehmer Emil Henk (1893–1969), der wie Mierendorffs Freund Theodor Haubach bei Karl Jaspers promoviert hatte und sich zu Beginn der dreißiger Jahre im militanten Abwehrkampf gegen die Nationalsozialisten engagierte.¹³ Emil Henk unterstützte Mierendorff auch in den langen Jahren der Inhaftierung in den Konzentrationslagern Osthofen, Papenburg, Börgermoor,

Torgau, Lichtenburg und Buchenwald bis zur Freilassung 1938, vermittelte ihn nach der Freilassung in einen rüstungswirtschaftlichen Betrieb und sicherte Mierendorffs Aktivitäten im Widerstand, dem er selbst, als Kopf des Rechberg-Kreises in der nordbadischen Region angehörte.¹⁴

Als prominentes Mitglied im linken Flügel des Kreisauer Kreises um Leuschner formulierte Mierendorff das Konzept eines nachfaschistischen Deutschland. Vielen galt der charismatische Redner und souveräne Analytiker¹⁵ als Hoffnungsträger einer erneuerten Sozialdemokratie im Nachkriegsdeutschland, nicht zuletzt, weil er in seiner aktiven Zeit als SPD-Politiker in deutlichem Gegensatz zur kraftlosen und kompromissweichen Politik des SPD-Vorstandes stand. Entsprechend gering war allerdings sein tatsächlicher Einfluss im SPD-Establishment.

Am 4. Dezember 1943 kam Carlo Mierendorff bei einem alliierten Luftangriff auf Leipzig ums Leben.

Wie vielen seiner jugendlichen Zeitgenossen war ihm 1920 der Tod seines akademischen Lehrers Max Weber als Menetekel der jungen Demokratie erschienen, die sich unter Webers Einfluss entschlossen und beherzt der „Machtfrage“ zugewandt hätte und unter Führung einer demokratischen Elite dem republikfeindlichen Junktum von Militär, Großkapital und monarchistischer Bürokratie entgegengetreten wäre. In Mierendorffs Tod liegt zweifellos ein Widerschein dieses Menetekels, die Tragik der Niederringung des Braunen Regimes, der in nicht geringem Ausmaß die integeren Repräsentanten der politischen Führung eines neuen, demokratischen Deutschlands zum Opfer fielen.

Mierendorffs Rede von 1932 kreist – in einer uns vielleicht befremdlichen Zuspitzung und in deutlicher Referenz an Max Weber – um diese Macht- und Führungsfrage. Der Niedergang der Demokratie scheint geradezu eine Folge des fahrlässigen Verzichts einer entschlossenen republikanischen Führungselite auf politische Gestaltung zu sein.

Dieser Erklärungskontext scheint uns eher befremdlich, hat sich doch die Nachkriegshistorie darauf festgelegt, den Zusammenbruch der Weimarer Republik mit ihren unheilbaren Geburtsfehlern, dem Sog des wirtschaftlichen Krisenszenarios und vielleicht noch dem Unvermögen der Arbeiterparteien zur Koalitionsbildung und Einheitsfront zu erklären. Mierendorffs Argumentation mag daher in vertrauter Definitionsweise als „rechtssozialdemokratisch“ gelten, sie stellt jedoch die unbequeme Frage nach dem Eigenanteil politisch Handelnder. Macht, Führung und Elite sind bei Mierendorff Leitvokabeln von Analyse und Aktivität, die ihre Herkunft aus der Weberschen Soziologie nicht verleugnen können.

In diesem Zusammenhang ist der unbefangene Umgang mit den Reizbegriffen national und sozialistisch bemerkenswert. Er verweist auf den eingangs erwähnten Status des Frontkämpfertums, mit dem nationale und vaterländische Gesinnung nicht nur unter Beweis gestellt ist, sondern auch aktiv gegen die Anmaßungen der Nationalsozialisten ins Feld geführt werden kann.¹⁶ Nicht zuletzt handelt Mierendorffs Rede – auch das wiederum ganz zeitgemäß, wenn auch nicht in begrifflicher Trennschärfe – die Frage der sozialistischen Entwicklung Deutschlands in europäischer Perspektive ab. Und sie vermittelt selbst noch im nachgelassenen Redetext einen Eindruck von der sympathischen Wärme und dem kompromisslosen zivilen Mut des immer jugendlich gebliebenen Carlo Mierendorff.

Anmerkungen:

- 1 Möglicherweise fand das Treffen im Heim der Sozialistischen Studentengruppe in der Haspelgasse 12 (heute Haus Cajeth) statt. In der SPD-Tagespresse findet sich jedoch kein Hinweis auf die Veranstaltung; auch ist Mierendorff, anders als bei vielen seiner Besuche in Heidelberg, nicht öffentlich aufgetreten. Eigentümlicherweise wird das Treffen auch nicht in der umfangreichen Erinnerungsliteratur an die Kreise um Mierendorff, Haubach, Zuckmayer und Fraenger (s. Anm. 2) erwähnt. Das Manuskript stellte Mierendorff einer geplanten Festschrift für seinen akademischen Lehrer Emil Lederer zu dessen 50. Geburtstag 1932 zur Verfügung, die jedoch nicht veröffentlicht, sondern Lederer als Konvolut übergeben wurde. Hinweise auf Mierendorffs Rede finden sich bei Richard Albrecht: *Der militante Sozialdemokrat. C.M. 1897 bis 1943*, Dietz, Berlin, Bonn 1987, S. 34/35 und Hans Ulrich Eßlinger: *Interdisziplinarität. Zu Emil Lederers Wissenschaftsverständnis am InSoSta*. In: Reinhard Blomert, Hans Ulrich Eßlinger, Norbert Giovannini (Hrsg.): *Heidelberger Sozial- und Staatswissenschaften*. Marburg 1997, S. 117–158; das Manuskript wurde dankenswerterweise von der State University of New York at Albany zum Abdruck zur Verfügung gestellt.
- 2 Henry Goverts kam als kriegsversehrter Student aus Berlin, wo er dem *Sturm-Kreis* um Herward Walden angehörte und hatte in der von Franz Pempfert geleiteten linksradikalen Zeitschrift *Die Aktion* Gedichte veröffentlicht. In Heidelberg veröffentlichte Goverts erste Bücher in einer Schriftenreihe der Studentenschaft, später gründete er mit Eugen Classen den Henry-Goverts-Verlag.
- 3 Fritz Croner: *Ein Leben in unserer Zeit. Autobiographie*. Frankfurt am Main 1968, S. 154–171
- 4 Etwa zeitgleich mit Mierendorffs Vortrag hatte der NS-Studentenbund die weitere Kampagne gegen den Pazifisten und Statistikdozenten Emil Julius Gumbel entfacht. Diese stützte sich auf ein aus dem Zusammenhang gerissenes Zitat Gumbels aus einer Rede vor der Sozialistischen Studentengruppe am 27.4.1932 über *Krieg und Arbeiterbewegung* und gipfelte im Herbst 1932 in Gumbels Entlassung aus dem Universitätsdienst. Mierendorff nimmt auf diesen Vorgang keinen Bezug. Zu E.J. Gumbel: Christian Jansen: *Emil Julius Gumbel – Portrait eines Zivilisten*. Heidelberg 1991.
- 5 An die Heidelberger Ereignisse erinnert u.a. W. Hammer (Hrsg.): *Theodor Haubach zum Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1955; Carl Zuckmayer: *Als wär's ein Stück von mir*. Frankfurt am Main, 1966, S. 259–310; ders.: *Carlo Mierendorff. Portrait eines*

- deutschen Sozialisten, Gedächtnisrede, gespr. am 12.3. 1944 in New York; Frankfurt, 1947; Wiederabgedr. in: ders. Aufruf zum Leben. Portraits und Zeugnisse aus bewegten Zeiten. Frankfurt am Main, 1976, S. 37-60; Henry Goverts: Unsere Heidelberger Jahre. In: Festschrift für Carl Zuckmayer zu seinem 80. Geburtstag am 27.12. 1976. Frankfurt am Main 1976, S. 34-42; ders.: Emil Henk und unser Heidelberger Kreis, in: Richard Henk (Hrsg.): In Memoriam Emil Henk 1893-1969, Heidelberg 1970, S. 24-32, Fritz Croner: Ein Leben in unserer Zeit. Frankfurt, 1968, S. 154-172; Wolfgang Petzet: Damals in Heidelberg. In: Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft 8/1982, S. 27-33. Die studentenpolitische Neuerung war, dass anstelle der traditionellen Studentenvertretungen, in denen die Korporierten gegenüber den sogenannten Freistudenten das Übergewicht hatten, sich schon in den ersten Nachkriegssemestern Studentenparteien und politische Vereinigungen bildeten, die insbesondere in den Wahlkämpfen um den Studentenausschuss (AStA) in Erscheinung traten.
- 6 Mierendorffs künstlerische Produktion dokumentiert u.a. Jakob Reitz: Carl Mierendorff 1997-1943. Stationen seines Lebens und Wirkens. Darmstadt 1983; Fritz Usinger, Joseph Würth (Hrsg.): In Memoriam C.M.. Literarische Schriften, Darmstadt 1947; Fritz Usinger: C.M. Eine Einführung in sein Werk und eine Auswahl. Wiesbaden 1965; s.a. Albrecht 1987, S. 244-245.
- 7 Diese waren auf Initiative staatswissenschaftlicher Studenten in den Vorkriegsjahren entstanden und wurden – getragen von den Ordinarien Alfred Weber, Eberhard Gothein und Emil Lederer – in den Weimarer Jahren als offene Diskussionsforen fortgesetzt.
- 8 Auch zu diesen wurden Dozenten geladen, nicht zuletzt in der Absicht, anfallende finanzielle Defizite auszubügeln.
- 9 Zu Alfred Webers politischer Orientierung und seiner Beziehung zur Jugendbewegung vergl. Eberhard Demm: Ein Liberaler in Kaiserreich und Republik. Der politische Weg Alfred Webers bis 1920. Schriften des Bundesarchivs, Boppart, 1987.
- 10 Mierendorff hatte sich bereits während des Krieges in Frankfurt immatrikuliert, nahm aber sein Studium erst im W.S. 1918/19 dort auf, wechselte zusammen mit Zuckmayer und Haubach im S.S. 1919 nach Heidelberg als Student der Staatswissenschaften. Im S.S. 1920 folgte er Max Weber, der am 14. Juni 1920 starb, nach München, war im darauf folgenden W.S. in Freiburg immatrikuliert und beendete sein Studium in Heidelberg.
- 11 In seiner Rede nimmt Mierendorff darauf keinen Bezug. Zum Ereignis selbst vergl. Albrecht, S. 52, ders.: Der „Fall“ Lenard-Mierendorff 1922/23 in: Ruperto Carola, 38, 1986, S. 107-114; dokumentarische Quellen in Christian Peters; Arno Weckbecker (Hrsg.) Auf dem Weg zur Macht. Heidelberg 1983, S. 60-72 und aus Zeitzeugensicht bei Hugo Marx: Werdegang eines jüdischen Staatsanwalts und Richters in Baden, Villingen 1965, S. 167ff. Philipp Lenard hintertrieb Mierendorffs Freilassung aus dem Konzentrationslager über mehrere Jahre.
- 12 Während des in Mierendorffs Rede erwähnten Vortrags des belgischen Pazifisten Collin am 10.12.1919 kam es zu Schlägereien zwischen Arbeitern und rechten Studenten, im Februar 1930 wurde eine Mierendorff – Veranstaltung in der Harmonie von NS-Studierenden und Korporierten gesprengt, unter massivem Saalschutz des Reichsbanners fand sie zwei Wochen später erneut statt. Regelmässiges Angriffsziel der nationalistischen Rechten waren auch die Veranstaltungen der pazifistischen Deutschen Friedensgesellschaft, so die Stadthallenveranstaltung am 26. Juli 1924, in der Emil Julius Gum-

bel das Schlusswort sprach und die Anlass der ersten Gumbel-Kampagne wurde, und die Veranstaltung der Friedensgesellschaft mit Hellmut von Gerlach im Januar 1925 in der Harmonie, in der die Polizei gegen randalierende rechte Studenten von der Waffe Gebrauch machte.

- 13 Zu Emil Henk s. Anm. 2, sowie Jörg Schadt; Michael Caroli: Heidelberg unter dem Nationalsozialismus, Heidelberg 1985, S. 524ff, Erich Matthias; Hermann Weber (Hg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Mannheim. Mannheim 1984, S. 158ff; s.a. Albrecht, S. 160/61, der darauf hinweist, dass Henk sich auf Anregung Mierendorffs seit 1930 von Sergej Tschachotin in der Anwendung illegaler Propagandatechniken schulen liess. Zu den weiteren Hilfen Henks für Mierendorff ders. S. 170–201; s.a. Emil Henk: Rede bei der Einweihung der Carlo Mierendorff-Schule am 6. Mai 1960 in Griesheim. In: Kasimir Edschmid (Hrsg.): Reden für eine Bürgerschaft. Darmstadt 1962 ; zu Henks Tätigkeit im Widerstand vergl. auch Rainer Christian Ast: Der Rebell Rechberg – Wegbereiter in schweren Zeiten. Rhein-Neckar-Zeitung 20. Juli 1994, S.5.
- 14 Friederike Reutter: Verfolgung und Widerstand der Arbeiterparteien in Heidelberg (1933–1945) In: Jörg Schadt; Michael Caroli (Hrsg.): Heidelberg unter dem Nationalsozialismus. Heidelberg 1985, S. 469–550.
- 15 Carlo Mierendorff : Gesicht und Charakter der nationalsozialistischen Bewegung, in: Die Gesellschaft. Internationale Revue für Sozialismus und Politik, hrsg. von Rudolf Hilferding, Bd. 1, 1930, S. 489–504 (wiederabgedr. in: Peters, Christian; Weckbecker, Arno: Auf dem Weg zur Macht, S. 330–346).
- 16 Dieselbe rhetorische Argumentationslinie verwendete Mierendorff in seiner einzigen Rede als Reichstagsabgeordneter am 6.2.1931, in der er seinen ehemaligen Heidelberger Kommilitonen Joseph Goebbels unmittelbar auf dessen „Defizit“ im „nationalen Kampf“ ansprach. Goebbels war bekanntlich aufgrund seiner Körperbehinderung kein Kriegsteilnehmer gewesen. Die problematische Strategie der SPD, in der Endphase der Weimarer Republik auf dem Feld des Nationalen zumindest propagandistisch in Konkurrenz zu den Nationalsozialisten zu treten, ist vielfach kritisch erörtert worden. Vergl. Richard Albrecht: Der Rhetor Carl Mierendorff , in: Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft, 8. Jg., H.1, 1982, S. 98 ff.

Carl(o) Mierendorff

Nach 14 Jahren
Heidelberg 1918 und 1932.

Wie wir es uns damals dachten und was daraus geworden ist.

Vorbemerkung: In den Pfingsttagen des Jahres 1932 trafen sich die Mitglieder der Sozialistischen Heidelberger Studentengruppe der Nachkriegssemester zu einem Wiedersehen am Fuße des Heidelberger Schlosses. ¹ Bei dieser Gelegenheit wurde der nachstehend in seinen Grundzügen skizzierte Vortrag gehalten.²

I.

In den Jahren 1918 bis 1920 stand das Leben in Heidelberg ganz im Zeichen der Politik. Wie zuweilen am Horizont eines Gebirgstales ringsum Gewitter stehen, so gewitterte es in das Heidelberg jener Tage ständig von allen Seiten über die Berge herein: die Friedensverhandlungen von Versailles und der Kampf um die Unterzeichnung des Vertrags, blutige Schießereien am Berliner Marstallgebäude, die Ausrufung der Münchner Räterepublik, die Franzosen in Mainz, der Kapp-Putsch, der Aufstand in Mitteldeutschland. So war damals die Situation in jenem stillen Heidelberg, das Gundolf einmal den großen Umschlagplatz für geistige Güter in Deutschland genannt hat.

Wir waren vom Schützengraben direkt in den Hörsaal marschiert. Wir hatten die feldgraue Montur in die Ecke gefeuert. Waren wir die Generation, von der Remarque sagt, sie sei vom Krieg zerstört worden, auch wenn sie seinen Granaten entkam? Carl Zuckmayer hat später einmal in seiner Rede im Kampf um den Remarque-Film sich ausdrücklich zu der Generation bekannt, die vom Krieg nicht zerstört wurde.³

Das ist das richtige Charakteristikum der jungen Menschen gewesen, die sich in diesen Nachkriegssemestern zu Füßen der Katheder von Emil Lederer und Alfred Weber versammelten und einander mehr oder minder eng verbunden waren.

Wir hatten das Feldgrau der Uniform in die Ecke geworfen. Die Politik wurde unser Schicksal. Sie stand über unserem Heidelberger Dasein wie ein

ständiges Wetterleuchten, das von den politischen Kriegsschauplätzen herdrang, die weit hinter dem Königsstuhl, dem Kohlhof, der Philosophenhöhe und der Rheinebene lagen.

Politik regierte jetzt statt Mars unsere Stunde. Anstelle des bellum im „orbis terrarum“ war das bellum civile getreten. In diesem Zeichen der Politik trafen wir uns, lernten uns kennen, schlossen Bande der Freundschaft. Die einen Flüchtlinge aus dem Abenteuer der Münchener Räterepublik, Verbannte, Gescheiterte.⁴ Flüchtlinge waren auch unsere georgischen Freunde. Wo mögen sie heute stecken – die „mili's und –schwili's“, die „madzes und dazes“, deren unzerstörtere politische Leidenschaft unsere damaligen Diskussionen beherrschte.⁵

Den Versailler Vertrag diskutierten wir auf dem Trottoir der Hauptstraße zwischen dem Kaffee Krall und dem „Perkeo“ in jenen Junitagen, als Deutschland vor der weltgeschichtlichen Entscheidung der Annahme oder Ablehnung stand.

So erfolgte die erste Begegnung mit dem späteren Freund Carl Zuckmayer vor einer kommunistischen Versammlung in Gross-Frankfurt, in der Paul Levi sprach.⁶

Die Zielvorstellung, von der wir getragen waren, war mehr als vage. In irgend einer Form gedachten wir mitzuwirken an dem grossen historischen Werk der Fundierung der Demokratie in Deutschland. Demokratie und Sozialismus waren uns die Leitsterne. Wir brannten darauf, unseren Teil an ihrer Realisierung beizutragen.

Das Erlebnis jedoch war dumpf und triebhaft. Mir, dem damals 22jährigen, ist kaum mehr in Erinnerung als der äussere Rahmen unseres damaligen Lebens.

Ich weiss nicht mehr, was in Alfred Seidels Arbeitsgemeinschaften über Soziologie der Revolutionen so heftig diskutiert wurde.⁷

Die in Wilhelm Fraengers „Gemeinschaft“ veranstalteten Vorträge waren mir mehr ein dynamisches als ein geistiges Erlebnis, einschliesslich jenes Vortrags über Johann Amos Comenius, mit dem ich selber zum ersten Mal das Rednerpult betreten habe.⁸

Die gescheiten und von politischem Willen durchpulten Vorträge unseres Freundes Kraus, damals badischer Landtagsabgeordneter und Redakteur der „Volkszeitung“, jetzt Bürgermeister von Mainz, eine politische Versammlung in der Stadthalle mit Paul Löbe – all das zog an uns wie ein grosser Film vorüber, der uns beeindruckte, hinriss, zur Teilnahme aufpeitschte, aber den zu verstehen weit über unsere Kräfte ging (wenn ich von mir aus verallgemeinern darf.)

So ging es auch in den Kollegs. Wie lange habe ich gebraucht, um das Studieren zu lernen! Es war die härteste Arbeit während der ganzen Universitätszeit.

Über das Verhältnis zum Kino, die Bewertung eines Chaplin-Film erwuchs uns eher Berührung und Verständnis mit unseren Lehrern Lederer und Radbruch, als in den Kollegs über die Arbeitswertlehre und die Seminare über die Grenznutzentheorie und das Zinsproblem. Selbst der uns sonst so ferne Olympier Gundolf bot uns durch diese menschliche Seite seines Wesens (er war bekanntlich Zeit seines Lebens ein grosser Kino-Enthusiast) eher einen Zugang zum Verständnis seiner Persönlichkeit.⁹

Alfred Webers „longitudinale Agglomerationstendenzen“ flößten uns höchste Bewunderung und Respekt ein. Klabunds Verse – ich gestehe es ehrlich – erschlossen sich leichter dem Verständnis. Klabund war damals unser Stammgast in Heidelberg. „Ich sitze mit steifer Geste – wie ein Assessor beim Feste“ hat er uns einmal ins Stammbuch geschrieben. Wir haben ihn trotz dieser schlechten Verse seitdem herzlich gern gehabt.

Demokratie und Sozialismus waren unsere Leitsterne. Das Erlebnis des Krieges und der Kriegszeit hatte uns dorthin geführt. Waren wir „junge Leute, die mit der Republik Karriere machen wollten“ – wie es uns einmal zum Vorwurf gemacht worden ist? Im Gegenteil, wir sind später oft viel rascher in den Vordergrund gedrängt worden, als uns lieb war. Im Gegensatz zu dem unbekanntem Heidelberger Kommilitonen jener Zeit, Josef Goebbels, der damals noch in Heidelberg Romantik studierte¹⁰, haben wir uns aber damals schon bewusst auf die politische Arbeit eingestellt.

Wir wollten etwas lernen, um gute Soldaten im Dienste der Idee zu sein, die uns begeisterte. Und so trat eines Tages ein hartes und unerbittliches „Ihr müsst!“ in unser Leben, das bis dato mehr zu Literatur und dem Theater tendierte als zu ernsthafter politischer Arbeit. Ihr müsst Fachleute werden, wenn ihr der großen Sache, der Ihr dienen möchtet, wirklich dienen wollt. Ihr müsst etwas lernen, wenn Ihr helfen und nicht bloss Schönredner und schöngeistige Betrachter sein wollt.

Es war einer jener Flüchtlinge aus der Münchener Räterepublik, der uns diese Tatsachen mit aller Deutlichkeit zu Gemüte führte. „Ihr müsst die Staatssekretäre von morgen werden, wenn Ihr als junge Sozialisten von heute den Platz, auf den Ihr durch die Umstände gestellt seid, wirklich ausfüllen wollt.“¹¹ Und so haben wir denn auch gehandelt. So sind wir in die Partei gegangen und haben uns bewusst zum Schreiben und zum Reden erzogen. Deshalb sind wir zu Alfred Weber, zu Lederer ins Kolleg gegangen, bis wir die Probleme endlich zu begreifen begannen. Deshalb eilten wir Max Weber nach München nach. Es war das Unglück unserer

Generation, dass sie diesen Lehrer so früh verlor. Wie viel Lehrgeld wäre uns erspart geblieben.

Deshalb haben wir auch die Versammlung jenes berüchtigten Muckers Brunner gesprengt – um uns im Versammlungssprengen zu üben.¹² Deshalb haben wir Paul Löbe mit Zurufen bis aufs Blut gereizt – es sei ihm heute noch nachträglich abgebeten.

Die Gefahr der Verführung und Ablenkung für politische Menschen durch „Unpolitisches“ war im Heidelberg jener Tage ungeheuer groß. Die Kunstgeschichte, die Literaturgeschichte, die Philosophie – welch' lockendes Paradies des Geistes. Wir durften, wir wollten nicht verweilen.

Deshalb war auch unser Rückzug auf die Philosophenhöhe¹³ kein Rückzug in ein Kloster – wahrhaftig nicht! Sondern eher ein Marsch in ein geistiges Konzentrationslager. Es war eine bewusste Beschränkung auf das Ziel, das wir uns gesetzt hatten, eine Fesselung an die Pflicht, an die wir uns gebunden fühlten. War die Philosophenhöhe nicht fast ein Stück Tradition solcher Einstellung? Hier hatte Adolf Köster¹⁴ gewirkt, von dem wir erst viel später erkannten, dass er uns in menschlicher wie politischer Hinsicht Vorbild war.

Deshalb war uns auch – vielleicht sehr zu Unrecht – eine politische Veranstaltung mit französischen Freunden der „Clarte“ – Bewegung (Henri Barbusse) wichtiger als ein neuer Band George-Gedichte.¹⁵ Ich werde nie vergessen, wie in dieser Versammlung mit Paul Collin in der „Harmonie“, in der Erik Nölting sprach, damals der hochschulpolitische Preisfechter der freien Studentenbewegung, der bornierte Protest völkischer Zwischenrufer durch Kausch¹⁶ mit der klassischen Antwort erledigt wurde: „Wenn sie Agenten Clemenceaus wären, könnten sie sich nicht besser aufführen!“

Deshalb bewegte uns schließlich auch die Idee unseres Mentors Wilhelm Fraenger, ein „System der Demagogie“ zu schreiben, aufs heftigste. Die Ausführung des Gedankens ist jedoch jenem anderen Heidelberger Kommilitonen vorbehalten geblieben, der damals noch Romantik studierte.¹⁷

So legten wir uns bewusst Beschränkungen auf. Nach vier Jahren Krieg konnten wir uns den Luxus einiger Semester, die rein der Bildung gewidmet waren, nicht leisten. War es ein Unglück?

Als Alfred Kerr unseren Freund Zuckmayer viele Jahre nach seinem ersten Theater-„Durchfall“ persönlich kennen lernte und merkte, um wieviel dieser Mensch blutvoller war als sein Erstlings-Drama, widmete er ihm folgende Ansprache: „Junger Mann, schreiben Sie, wie Sie sind!“ Dieser Goethe'sche Imperativ: „Werde Du selber! Werde was du bist!“ stand über unserem Heidelberger Leben. Wir müssen Heidelberg ewig Dank wissen! Es hat uns geholfen, uns selber zu finden.

Das Ziel, für das wir kämpften, war die deutsche Demokratie. Nur so war Deutschland lebensfähig. Das Kriegserlebnis, das uns politisiert hatte, hat es uns eindringlich gelehrt. Sozialismus hieß in Verbindung damit für uns: Heranziehen der ideologisch im Sozialismus gebundenen Kräfte der deutschen Arbeiterklasse zum Aufbau der deutschen Demokratie! Für uns persönlich war Sozialismus deshalb gleichzeitig auch ein Bruch mit dem Bürgertum, aus dem wir stammten. Wir taten das bewusst, weil die Arbeiterklasse uns als ein wertvoller, ja vielleicht der wertvollste Teil der Nation erschien (der Krieg und die tragische Vorgeschichte bestätigten es). Es galt, diesen Schatz zu heben, den das Deutschland Wilhelm II. ahnungs- und verantwortungslos hatte versinken lassen.

Das Kriegserlebnis hatte uns aber auch die Gründe der Tragödie Deutschlands gezeigt: die falsche Führungsauslese. Ein Wort wie das von Delbrück (s. Einleitung zu seinen Vorlesungen „Regierung und Volkswille“)¹⁸, das sinngemäß besagt: „Die Demokratien haben gesiegt, weil sie als Demokratien eine qualitativ bessere Führerauslese besaßen“, hatte für uns den Wert einer Lebenslehre bekommen. Demokratie nach englischem Muster schwebte uns vor, vielleicht in praktischer Hinsicht sehr vage, aber doch innerlich gut begründet. Ein politischer Kampf mit absolutem fair play. Hier berührten wir uns seltsamerweise mit den Extremsten. Von Herrn von Schelieha, einem der Führer der Saxo Borussen¹⁹, ging der Impuls für die Einrichtung eines Debattierklubs nach englischem Muster aus. Mit ihm führten wir die Aussprachen über die Wiederbelebungsversuche dieses sehr bald verunglückten Debattier-Experiments. Allerdings, das waren auch noch Zeiten, wo die Mär ging, dass einer der Chargierten das Wort gesprochen habe: es käme darauf an, den Füchsen den preussischen Leutnant auszutreiben!

Wir studierten nicht, um einmal „Geld zu verdienen“ und unser Auskommen zu haben. Im Grunde war unser Ziel lediglich zu Macht und Einfluss zu kommen. So weit man durch Geld zur Macht kommen kann, lehnten wir das ab. Teils aus prinzipiellen Gründen, teils – ich gestehe es ehrlich – weil wir klug genug waren, zu erkennen, dass die Aussichten, auf diesem Weg zur Macht zu kommen, noch geringer waren, als auf dem Umweg über Politik oder anderes.

Macht und Einfluss zu bekommen, um etwas zu formen, was uns innerlich vorschwebte, das war das Ziel.

Auch der Sozialismus, der uns beseelte, hatte sein eigenes Gesicht. Es ist heute modern, vom „National-Sozialismus“ zu sprechen. Für uns war er im Grunde genommen, wenn ich recht überlege, nie etwas anderes als immer die Grundvoraussetzung zur nationalen Höchstleistung. Dazu stand aber

die betont internationale Haltung, die Vorurteilslosigkeit gegenüber der Nation, von der wir getragen waren, in keinerlei Widerspruch.

Wir hatten vier Jahre lang in den Schützengräben gelegen. Da bildete das Nationale für uns infolgedessen kein Problem mehr. Unser Verhältnis zur Nation war durch die Tatsachen gelöst und besiegelt mit unserem Blut.

Auch das Erlebnis der Demokratie war für uns im Grunde genommen ein nationales Erlebnis gewesen. Ich erinnere mich genau folgender Szene: Im Oktober 1918 lag ich an der Westfront im Abwehrkampf gegen die Amerikaner auf vorgeschobenem Posten mit einem Tank-Abwehrgeschütz. Die Nachrichten aus Russland begeisterten uns. Der Refrain unserer Abende lautete: Wir wollen gute Bolschewisten sein. Aber das hinderte uns nicht, bis zum 11. November aus- und durchzuhalten.

Und als nach dem 11. November unsere Offiziere von einem beispiellosen seelischen Zusammenbruch erfaßt wurden, spielte sich folgende Szene ab: „Nicht mal eine Nationalhymne haben wir mehr“, sagte unser Hauptmann (übrigens einer der besten Offiziere, denen ich je begegnet bin. Er hat in meinen Augen die Ehre des ganzen deutschen Offizierskorps gerettet.). Da waren wir es, die darauf aufmerksam machten, dass wir doch eine Nationalhymne hätten, die viel schöner und sehr viel richtiger sei: Deutschland, Deutschland über alles!

So viel zur Charakterisierung der Mischung, die damals durch uns vertreten, Heidelberg bevölkerte.

II.

Dies waren unsere Hoffnungen, dies unsere Sehnsüchte und dies unser Ziel. Was ist daraus geworden?

Der Rückblick erfolgt in einer höchst kritischen Stunde. Deutschland durchlebt tragische Schicksalsmonate. Die Demokratie, für die wir damals gekämpft haben, ist aufs stärkste bedroht. Es ist alles in Deutschland in Frage gestellt.

Aber die Entwicklung hat uns im Grunde nicht überrascht. Nicht einmal der Nationalsozialismus. In unserem Heidelberger Mikrokosmos lebte auch er schon damals. Mindestens das Inn-Städtchen Braunau war uns aus jenen Heidelberger Tagen längst ein vertrauter Begriff, als es später in den politischen Gesichtskreis Deutschlands und der Welt trat.

So bedroht die deutsche Demokratie heute aber auch ist, im Dienste an der Demokratie fühlen wir uns trotzdem bestätigt, unbeschadet der tiefgreifenden Korrekturen, die im einzelnen notwendig geworden sind.

Denn wir haben gelernt:

1. dass die Demokratie – und sie erst recht – wie jeder Staat eine Machtorganisation ist und Politik lediglich eine Machtfrage. Wir haben es unserem Lehrer Max Weber damals nicht geglaubt. Heute wissen wir, dass es ein schwerer Fehler von uns war, 1918 die feldgraue Montur in die Ecke zu werfen. Wir hätten besser daran getan, sie noch eine Weile anzubehalten, und Soldaten dieser Republik zu sein.

Die erste Vorahnung davon gab uns der Kapp-Putsch, und einer von uns, der damals unter uns eine Ausnahme bildete, (und den wir deshalb sogar ein wenig verachteten)²⁰ ist durch diese Entwicklung in seinem Weitblick außergewöhnlich gerechtfertigt worden. Denn wer eroberte die Republik? Die Reichswehr, die kalten Rechner ! Nicht die Schwärmer.

Diese nüchternen, nackten Dinge haben wir gelernt, haben die Bedeutung von Machtfragen, von Symbolwerten und vielem anderen begriffen, was uns damals fundamental fremd war;

2. haben wir gelernt, dass Demokratie kein Stimmzettel-Automatismus sein darf. Max Weber hat Ludendorff gegenüber einmal sehr drastisch seine Vorstellung von Demokratie geäußert. Marianne Weber hat diese Worte mit Recht in seiner Biographie festgehalten. Sie sind verflucht ketzerisch, aber wir geben es heute zu, sie sind absolut richtig.²¹

Genau so richtig wie die Kritik an dem „Banausen-Parlament“, das Max Weber bei dieser Organisation des deutschen Parlamentarismus mit Sicherheit kommen sah. Er hat recht behalten. Falsche Führerauslese und Nichtfunktionieren des Parlamentarismus, die Folgen bestimmter Konstruktionsfehler der Weimarer Demokratie – nicht etwa die Demokratie an sich – haben die deutsche Republik in die höchst kritische Lage gebracht.

Damit ist aber nur vieles von dem bestätigt worden, was wir damals vor 14 Jahren anstrebten: eine *lebendige* Demokratie, eine *unsentimentale* Demokratie. Ich erinnere mich noch lebhaft jenes Zwischenfalls in einer Loebe-Versammlung in der Stadthalle, wo ich als Diskussionsredner es wagte, gegen Loebe aufzutreten mit der Forderung, es wäre zweckmäßiger, wenn ein deutscher Reichspräsident formell aus seiner Partei ausscheiden würde, um so völlige Bewegungs- und Handlungsfreiheit als Präsident zu haben. Wie böse wurde ich damals vom Vorstandstisch und Rednerpult angefunkelt.

Und der Sozialismus? Heute ist klar, was uns damals dumpf bewegt hat, wenn wir das Internationale so scheinbar unvermittelt neben die nationale Haltung stellten. Der *deutsche* Sozialismus ist nur *europäisch* zu verwirklichen. Die vierzehn Jahre seit 1918 haben es uns klar vor Augen gestellt: Der Weg zum Sozialismus in Deutschland führt über Europa. Er mag dadurch

etwas länger werden, aber es ist der allein gangbare Weg. Wenn wir 1918/19 nicht zu den Kommunisten gegangen sind, so waren es im Grunde nur solche Überlegungen.

Wenn wir 1919 so stark und spontan uns für eine deutsch-französische Verständigung einsetzten (die bereits erwähnte Rede unseres Freundes Henri Collin von der Clarté ist nur ein Beispiel dafür), so zeigte sich auch schließlich nur, dass wir die Weltbedeutung des Zusammengehens dieser beiden Länder für sie selbst wie für Europa begriffen hatten.

Noch ein anderes steht heute klar vor uns, was uns damals mehr spontan bewegt hat: Die unbedingte Notwendigkeit, endlich den Sozialismus als Zielvorstellung plastisch und sinnlich fassbar zu machen. Schon damals bewegten uns solche Regungen. Es sei notwendig, den Sozialismus nach Raum und Inhalt fassbar zu umschreiben. Es gelte nach der Etappe „von der Utopie zur Wissenschaft“ nunmehr „von der Wissenschaft zur Topographie des Sozialismus“ vorzustoßen – das waren Gedankengänge, die uns bis ins Innerste bewegten.

Zahllose Köpfe arbeiten heute an dieser das Schicksal des Sozialismus entscheidenden neuen Phase, als dessen wichtigste die Programmgestaltung durch den AfA-Bund gelten darf. Ist es ein Zufall, dass daraus einer unserer Freunde aus jenen Tagen entscheidend mitgewirkt hat, und dass die geistige Führung dabei dem Manne zufiel, der damals unser Lehrer, Freund und Genosse war: *Emil Lederer*.²²

Die Bilanz ist trotzdem alles andere als überwältigend: In der Demokratie stehen wir eigentlich immer noch am alten Fleck. Wir sind nicht weitergekommen, sondern eher zurückgeworfen worden. Der deutsche Parlamentarismus hat kein Aufwärts, sondern ein Abwärts erreicht, kein Vorwärts, sondern ein Zurück.

Ganz groß steht deshalb die Aufgabe der Verwirklichung der Demokratie in Deutschland nach wie vor vor uns. Was wir schon zu besitzen glaubten, wir müssen es eigentlich erst schaffen. Aber wir wissen jetzt besser als damals, wo wir einzusetzen haben. Man muss die Demokratie anders *organisieren* als es in Weimar geschah, sodass eine bessere Führerauslese garantiert wird, und dass das Parlament wirklich funktioniert.

Wir sind über diese Bilanz nicht verzweifelt. Freilich wäre es besser, wir hätten im politischen Bereich mit einer gut fundierten Demokratie festen Boden unter den Füßen. Aber sollten wir die ältere Generation wegen der schlechten Arbeit auf diesem Gebiet zur Rechenschaft ziehen.

Auch sie litten ja an der Überschätzung der Idee als solche und mussten mit teurem Lehrgeld erkaufen, was auch wir erst gelernt haben: dass die Idee nur Macht wird, wenn sie Realitäten schafft, und dass es das Erbübel *aller*

deutschen Politik ist, die Idee zwangsweise auf die Realität projizieren zu wollen, während doch die Idee nur erreicht werden kann, wenn man von der Realität ausgeht.

Praktisch gesprochen: wenn wir die deutsche Demokratie wirklich fundamentieren wollen, müssen wir sie von dem Massen-Automatismus, der Nichts-als-Stimzetteln-Demokratie, befreien, zu der sie bei uns entartet ist. Es gilt die Konstruktionsfehler der Weimarer Verfassung zu beseitigen.

Der Begriff „Demokratie“, der uns vor 14 Jahren vorschwebte, muss genau in der Form geläutert werden, wie er uns damals innerlich bewegte. Klarste Abgrenzung der Verantwortlichkeiten, klarste Herausstellung der Führung! Denn, wie Max Weber in seiner Unterhaltung mit Ludendorff so drastisch gesagt hat, ist gerade dem Begriff der Demokratie der Begriff Führung immanent. Aber es ist eine befristete und inhaltlich umschriebene Führung, für die es eine Rechnungslegung und Nachkontrolle gibt, im Gegensatz zu jeder Willkürherrschaft.

Es muss uns gelungen, diesen Führerbegriff in der Demokratie praktisch zu verbinden. Dann ist alle Gefahr des Faschismus zerstört. Dann wird gleichzeitig auch der erste Schritt zum Sozialismus in Deutschland getan.

Eine Bilanz der Resignation? Nicht im Geringsten. Wir müssten unglücklich sein, wenn es keine Aufgaben mehr gäbe. Es macht nichts aus, dass manche, die wir 1918 schon gelöst glaubten, der neuen Lösung durch uns verblieben sind.

Anmerkungen:

- 1 Es konnte nicht mehr ermittelt werden, welche der Gründungsmitglieder an diesem Treffen teilgenommen haben. Vergl. Anm. 1 im Begleitartikel.
- 2 Offenkundige Rechtschreibirrtümer Mierendorffs wurden stillschweigend korrigiert, ansonsten ist seine gelegentlich unorthodoxe Schreibweise beibehalten worden.
- 3 Vgl. Carl Zuckmayer: Aufruf zum Leben. Frankfurt am Main 1976, S. 93–99.
- 4 Der Hinweis bezieht sich wahrscheinlich auf den aus Österreich-Ungarn stammenden Egon (von) Ranshofen-Wertheimer (1894–1957), der als K.u.K. Kampfflieger mehrere hohe militärische Auszeichnungen erhalten hatte. Wertheimer war Gründungsmitglied der Sozialistischen Studentengruppe, nach seiner Studienzeit bis 1924 außenpolitischer Redakteur der SPD-Tageszeitung *Hamburger Echo*, bis 1930 Londoner Korrespondent des Vorwärts, danach österreichischer Geschäftsträger beim Völkerbund in Bern. 1941 emigrierte er aus der Schweiz in die USA, war als Berater des US-Außenministeriums tätig und bis zu seinem Tod UNO-Beamter in New York. Biogr. Handb. der deutschsprachigen Emigration nach 1933, Bd.1, München 1980, S. 584. Weniger wahrscheinlich ist, dass sich Mierendorffs Hinweis auf die beiden Dozenten am Institut für Sozial- und Staatswissenschaften Otto von Neurath und Arthur Salz bezieht, die ebenfalls in der Münchener Räterepublik aktiv waren.

- 5 Im Mitgliederverzeichnis der Sozialistischen Studentengruppe von 1920 findet sich der Name Ridorna (?) Ramischwili, über den keine weiteren Kenntnisse vorlagen. Zu dem ukrainischen Menschewisten Jakob Marschak (1898–1977), der am Institut für Sozial- und Staatswissenschaften studierte und später lehrte und dem Umkreis der Sozialistischen Studentengruppe zuzurechnen ist, vergl.: Harald Hagemann: Jakob Marschak, in: Blomert, Reinhard et al. (Hrsg.): Heidelberg Sozial- und Staatswissenschaften. Das Institut für Sozial- und Staatswissenschaften 1918–1958. Marburg 1997, S.219–254.
- 6 „Es war eines der erregendsten, wildesten Meetings, die Frankfurt in diesem Jahr gesehen hat. Der damals noch kommunistische (später sozialdemokratische) Abgeordnete Paul Levi aus Berlin sprach über die Ermordung Liebknechts und Rosa Luxemburgs, die nur wenige Tage zurücklag, und gegen die Einberufung einer deutschen Nationalversammlung.“ Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir, Frankfurt am Main, 1966, S. 273. Mierendorff hatte mit Zuckmayer Kontakt aufgenommen, um ihn zur Mitarbeit an seiner revolutionär – expressionistischen Zeitschrift *Das Tribunal* zu gewinnen.
- 7 Alfred Seidel, 1895–1924, aus Schlesien stammender, etwas sonderlingshafter Intellektueller, dessen unvollendetes Opus Magnum – eine fulminante Kritik an der epochalen Zerstörungswirkung wissenschaftlicher Rationalität – von Hans Prinzhorn u.d.T. „Bewußtsein als Verhängnis“ (Bonn, 1927) aus dem Nachlass herausgegeben wurde. Seidel hatte in Heidelberg Kontakte zu Fraengers Gemeinschaft, zum Georgekreis, der freideutschen Jugendbewegung und promovierte 1922 bei Alfred Weber. Über das Engagement in der Sozialistischen Studentengruppe: „Man preßte mich als einzigen Renommiergoy in den Vorstand des Sozialistischen Studentenbundes, und ich bin eingetreten, und zwar als formeller Leiter der wissenschaftlichen Abteilung, gerade wo meine Wissenschaft und mein Sozialismus, also besonders mein wissenschaftlicher Sozialismus zusammenbrechen.“ (Brief 11.3.1920, S. 32; im folgenden Seidels „edekommunistisches“ Bekenntnis zum Bolschewismus: „Es wird düster werden, aber es muß sein, terroristischer Bolschewismus oder terroristische Reaktion wird die grausige Alternative sein, und da stehe ich auf ersterer Seite.“)
- 8 Albrecht lokalisiert den ersten öffentlichen Vortrag Mierendorffs nach Darmstadt und datiert ihn auf den 14.7.1918 (Richard Albrecht: Der militante Sozialdemokrat. Berlin, Bonn 1987, S. 252, Anm. 46 und 59) Eine eindrucksvolle Beschreibung Fraengers bei Zuckmayer: Als Wär's.. , S. 286–288. Nach der Studienzeit brach Mierendorffs Kontakt zu Fraenger ab. Dieser wurde Direktor der Mannheimer Kunsthalle, erhielt 1933 Berufsverbot und wurde nach dem 2. Weltkrieg in der DDR Mentor der historischen Volkstumsforschung.
- 9 Zu den ersten literarischen Arbeiten Mierendorffs, die separat veröffentlicht wurden, gehörte der Essay *Hätt ich das Kino*, 1920 herausgegeben von Kasimir Edschmid in der Sammlung *Tribüne der Zeit* (Erich Reiß Verlag, Berlin). Friedrich Gundolfs unbefangener Umgang mit dem Kino stand in eklatantem Gegensatz zu der distinguierten, kulturkritischen Ablehnung dieses neuen Mediums in Akademikerkreisen. Für Heidelberger Studenten bot sich dagegen ein günstiger Nebenerwerb, wenn wieder einer der zahlreichen Burschenherrlichkeitsfilme gedreht wurde und sie die Komparserie auffüllen konnten.
- 10 Goebbels hatte in Heidelberg Germanistik studiert und bei dem aus Rumänien stammenden, jüdischen Literaturwissenschaftler Max von Waldberg über den romantischen

Dramatiker Wilhelm von Schütz promoviert. Waldberg kümmerte sich hingebungsvoll um seinen Doktoranden, der ihn mit langen Dankesbriefen überschüttete. 1935 wurde von Waldberg die Lehrbefugnis entzogen, er starb 1938, seine Frau Violetta von Waldberg nahm sich das Leben, nachdem sie der Deportationsbescheid nach Theresienstadt erreichte. Vergl. Gerhard Sauder: Positivismus und Empfindsamkeit. Erinnerung an Max von Waldberg, in: Euphorion 65/1971, S. 402–404, ders.: Goebbels in Heidelberg, in: Buselmeier, Karin et al. (Hrsg.): Auch eine Geschichte der Universität Heidelberg. Mannheim, 1985, S. 307–314.

11 vergl. Anm.3

12 „Ein zweideutiger Sittlichkeitsapostel – ich glaube er hieß Brunner – mußte nach einem groß aufgezogenen Disput ganz klein aus dem Auditorium Maximum entweichen.“ Wolfgang Petzet: Stationen. Erinnerungen an Theodor Haubach, in: Walter Hammer: Theodor Haubach zum Gedächtnis, Frankfurt am Main 1955, S.8; desgl. Kurt Heydt ebda. S. 13 über den Kampf von Mierendorff und Haubach gegen „Professor Brunner, den reaktionären Kunstpapst, der sich eigenmächtig zum Zensor aufgeschwungen hatte. Brunner war der Mann, der den Feldzug gegen Schnitzlers „Reigen“ geführt hatte und die Schauspieler, die darin auftraten, ins Zuchthaus bringen wollte, und der klassische Bilder aus den Museen in die Keller schaffen ließ, weil nackte Menschengestalten darauf zu sehen waren.“ Karl (auch Constantin) Brunner war seit 1911 Literatursachverständiger im Berliner Polizeipräsidium und veröffentlichte u.a. die Zeitschrift *Die Hochwache – Kampf gegen Schund in Wort und Bild*, sowie das Pamphlet: *Die Kinematographie von heute – eine Volksgefahr*. Zur Kampagne gegen Brunner in Darmstadt und Heidelberg vergl. Mierendorff: Herr Brunner auf Reisen. In: Das Tagebuch 2 (1922), S. 848–849.

13 Gemeint ist das Restaurant am Philosophenweg 18, wo sich die Mitglieder des Freundeskreises regelmäßig trafen. Für den Hinweis danke ich Hans und Eberhard Schöll.

14 Der Hinweis gilt möglicherweise Reichsminister Adolf Köster, der kurzzeitig Außenminister im Kabinett Müller und im Oktober 1921 Innenminister im zweiten Kabinett Wirth war und als Gefolgsmann von Friedrich Ebert galt. Kurt Doss: Reichsminister Adolf Köster (1883–1930) – Ein Leben für die Weimarer Republik. Düsseldorf 1978. Für den Hinweis auf Adolf Köster danke ich Herrn Ulrich Graf von der Stiftung Reichspräsident Friedrich-Ebert-Gedenkstätte.

15 Die Aussöhnung mit dem traditionellen „Erbfeind“ Frankreich war zentrales Anliegen Mierendorffs und der Mitarbeiter des *Tribunals* gewesen. Orientiert war sie an der französischen Intellektuellengruppe Clarté um Henry Barbusse und Romain Rolland. Mit einem der Sprecher der Clarté, dem Belgier Paul Collin, veranstaltete die Sozialistische Studentengruppe im Dezember 1919 eine Vortragsveranstaltung in der *Harmonie*.

16 Fritz Kausch war Mitgründer und bis zum W.S. 1919/20 Vorsitzender der Sozialistischen Studentengruppe in Heidelberg. Bei den ersten AstA-Wahlen wurde er für die sozialistische Gruppe in den AstA gewählt und übernahm das Amt des Kassensführers.

17 Vergl. Anm. 10

18 Hans Delbrück: Regierung und Volkswille. Eine akademische Vorlesung, Berlin 1914, ein entsprechendes Zitat kann nicht nachgewiesen werden. Ein einziges Zitat zum Führertum in der SPD (S. 82/83) ist eher als demokratiefeindliche Polemik zu lesen.

- 19 Auch Zuckmayer erwähnt Kontakte zu „Angehörigen des vornehmsten und exklusivsten Heidelberger Corps, den Saxo-Borussen“, mit denen der Freundeskreis „auf bestem Fuß“ stand und die „in einer distanzierten Weise und auf intellektuellem Gebiet an unseren politischen Anschauungen interessiert“ waren (Zuckmayer: Als wär's ..., S. 306). Zuckmayer nennt allerdings Baron von Waldhausen als Initiator des Kontakts. Von Scheliha gehörte dem ersten AStA nach 1918 als Abgeordneter der Vereinigung Heidelberger Verbindungen an und war im S.S. 1920 AStA-Vorsitzender.
- 20 Möglicherweise ein Hinweis auf Theodor Haubach, der früh die Notwendigkeit der Formierung einer militärischen Verteidigung der Republik außerhalb der Reichswehr formulierte und mit der Gründung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold 1924 in Magdeburg die organisatorischen Voraussetzungen dafür zu schaffen versuchte. Haubach verkörperte unzweideutig das nüchtern-distanzierte, militärische Element im Heidelberger Freundeskreis. Von 1928 bis 1930 war Haubach Pressereferent des sozialdemokratischen Innenministers Severing, bis 1933 in gleicher Funktion im Berliner Polizeipräsidium unter Albert Grzeszinski. Nach langer Inhaftierung im KZ Börgermoor wurde Haubach 1939 entlassen, im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 erneut verhaftet und am 23.1.1945 in Plötzensee hingerichtet.
- 21 Im Frühjahr 1919 hatte Max Weber im Kontext der Versailler Vertragsverhandlungen mit General Ludendorff Kontakt aufgenommen, um diesen zu bewegen, sich in einem „Akt souveräner Selbstbehauptung“ den amerikanischen Behörden auszuliefern und sich zur Kriegsschuldfrage einem internationalen Gericht zu stellen. Fragmente der Unterredung Webers mit Ludendorff, der dieses Ansinnen barsch zurückwies, in Marianne Weber: Max Weber. Ein Lebensbild, 1926, hier zit. n. 3. Aufl. Tübingen 1984, S. 665: Weber: Glauben Sie denn, dass ich die Schweinerei, die wir jetzt haben, für Demokratie halte? – Ludendorff: Wenn Sie so sprechen, können wir uns vielleicht verständigen. – Weber: Aber die Schweinerei vorher war auch keine Monarchie. – Ludendorff: Was verstehen Sie *dann* unter Demokratie? – Weber: In der Demokratie wählt das Volk seinen Führer, dem es vertraut. Dann sagt der Gewählte: Nun haltet den Mund und pariert. Volk und Parteien dürfen ihm nicht mehr hineinreden. – Ludendorff: Solche ‚Demokratie‘ kann mir gefallen! – Weber: Nachher kann das Volk richten – hat der Führer Fehler gemacht – an den Galgen mit ihm!
- 22 Emil Lederer, 1882–1939, aus Pilsen stammender Nationalökonom und Soziologe, seit 1910 in Heidelberg, Herausgeber des Archivs für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik, Lehrstuhl für Nationalökonomie, neben Alfred Weber zentrale Gestalt des Instituts für Sozial- und Staatswissenschaften an der Heidelberger Universität. Lederer wurde (als Mitglied der USPD) nach dem ersten Weltkrieg in die Sozialisierungskommissionen Deutschlands und Österreichs berufen, wandte sich nach deren Scheitern dem radikal-gewerkschaftlichen AfA-Bund (Allgemeiner Freier Angestelltenbund) einerseits, andererseits der SPD zu. Grosser Schülerkreis in Heidelberg, darunter viele ungarische Intellektuelle. Forschungen zur Krisenanalyse, technischer Entwicklung, Arbeitslosigkeit, Soziologie der Angestellten, Japanaufenthalt 1922–1925, 1931 nach Berlin berufen, 1933 Emigration in die USA, Gründungsdekan der Graduate School of Social Research in New York.

Schönes Altes

Möbel, Bilder, Schmuck, Silber, Porzellan,
Glas, Spielzeug, Puppen, Stofftiere u.v.m.

Schatztruhe

Kaiserstraße 62 · HD Di-Fr 15-18, Sa 10-13 Uhr

SECOND HAND



KAUFHAUS

Schauen Sie doch mal 'rein!

Wir führen:

- Bekleidung für sie & ihn
- Accessoires
- Hausrat
- Bücher und Platten
- Kleinmöbel
- zeitweise auch Fahrräder

Öffnungszeiten:

Montag-Freitag 12.00-18.00 Uhr
Donnerstag 12.00-20.00 Uhr
Samstag 10.00-14.00 Uhr

Czernyring 20 · 69115 Heidelberg · Telefon 06221/1410-20

Spielplätze der eigenen Art

PLANUNG, GESTALTUNG, AUSFÜHRUNG

Garten- und Landschaftsbau
Schreinerei/Zimmerei
Metallbau
Steinbearbeitung



Wieblinger Weg 81/1, 69123 Heidelberg
Telefon 06221 · 83 53 0/83 · Telefax 06221 · 83 53 85

Weiss'sche

Universitätsbuchhandlung

gegr. 1593 Inh. Gerhard Rönick

1593-1993

400 Jahre

die Buchhandlung

für Literatur, Kunst und Geisteswissenschaften.

69117 Heidelberg · Universitätsplatz 8
Telefon 06221/22160 · Fax 18 15 69

Frieder Hepp

Graimbergs Vermächtnis
 Die Dauerausstellung „Heidelberger Stadtgeschichte“
 im Kurpfälzischen Museum

Das Kurpfälzische Museum der Stadt Heidelberg eröffnete seine jüngste Abteilung „Stadtgeschichte“ am 22. September 1996 im Rahmen der 800-Jahrfeier Heidelbergs. Gezeigt werden auf mehr als 600 Quadratmetern Ausstellungsfläche rund 450 Objekte aus dem Bestand des Museums sowie von öffentlichen und privaten Leihgebern: Gemälde, Skulpturen, Steinfragmente, Erzeugnisse des Kunsthandwerks, archäologische Funde, Fotos, Bücher und Reproduktionen aus dem Grafischen Kabinett.

Geschichte

Den Grundstock des Kurpfälzischen Museums bildet die Sammlung des 1810/11 vor den Auswirkungen der Revolution aus Frankreich geflohenen Grafen Charles de Graimberg (1774–1864).¹ Graimberg, Künstler, Denkmalpfleger und Sammler, kam am 4. Oktober 1810 nach Heidelberg, wo „einige alte Pfälzische Münzen, welche Herr v. Graimberg in dem Heidelberger Schlosse fand“² ihn angeblich dazu veranlaßten, sich für den Erhalt der zum Steinbruch degradierten Schloßruine einzusetzen und unter Einsatz seines Vermögens eine Sammlung pfälzischer Kunst- und Kulturgegenstände zusammenzutragen, deren Katalog im zweiten Nachtrag von 1843 bereits 3 861 Nummern umfaßte.³ Diese immer umfangreicher werdende Sammlung enthielt schon bald an die 2 000 Ölgemälde, darunter vor allem die Porträts der kurfürstlichen Familie und ihrer Verwandten, 900 Zeichnungen und Aquarelle, 2 000 Kupferstiche und andere druckgraphische Blätter, 1 200 Urkunden, über 2 000 Münzen und Medaillen, mehr als 1 000 Gefäße, Geräte, Waffen, Erzeugnisse der kurpfälzischen Porzellanmanufaktur Frankenthal und sonstige kunsthandwerkliche Objekte.

Wie die Sammlung altdeutscher Gemälde der Brüder Boisserée am Karlsplatz erweist sich auch Graimbergs Sammlung als Gründung der Romantik.

Nachdem das Heilige Römische Reich Deutscher Nation 1806 unter den Schlägen der Armee Napoleons zerbrochen war, erwachte in den durch den „Weltgeist zu Pferde“⁴ neugeordneten deutschen Fürstentümern ein immer stärker werdendes historisches Bewußtsein. Vielerorts besann man sich auf seine Vergangenheit und wurde sich des untergegangenen Kaiserreichs in romantischer Verklärtheit erstmals schmerzlich bewußt. Speziell in Heidelberg, der langjährigen Hauptstadt der 1803 im Reichsdeputationshauptschluß aufgelösten Kurpfalz, war das Bedürfnis nach historischer Identität besonders ausgeprägt.⁵

Graimberg erwarb in seinem Sammeleifer oft „ganze Lasten“, um nur einige für seinen Zwecke passende Stücke zu bekommen. Einmal sah er sich gar genötigt, „über achtzig Stücke zu nehmen, von denen nur drei bis vier Bildnisse und zwei kleine Vorstellungen in die Alterthümerhalle eingehen konnten“.⁶ Kein Wunder, daß das Brückenhaus am Eingang des Schlosses bald zu klein wurde und er 1839 von der Pflege Schönau das Haus am Kornmarkt für sich und seine Sammlung kaufte. Noch heute trägt das „Palais Graimberg“ die Inschriften, die an seinen damaligen Verwendungszweck erinnern: über dem Eingang „Halle der Altertümer des Heidelberger Schlosses“, auf dem Bogen der großen, damals eigens eingebrochenen halbrunden Fenster zum Kornmarkt hin: „Halle der Kupferstiche des Heidelberger Schlosses“ und „Galerie des gravures du Château de Heidelberg“. Teile der Sammlung stellte er indessen ab 1850 wieder gegen teure Miete im Vorbau des „Gläsernen Saalbaus“ im Schloß aus, später konnte er sogar noch das erste Obergeschoß des Friedrichsbaus hinzugewinnen.

Nach Graimbergs Tod 1864 setzte sich Rechtsanwalt Albert Mays für den Erhalt der Sammlung ein und erreichte, nachdem Teile bereits veräußert worden waren, mit Hilfe des Malers Wilhelm Trübner den Ankauf durch die Stadt Heidelberg am 31. Dezember 1878 zu einem Preis von 42.000 Mark. Die Stadt kaufte 1906 von den Erben der Familie von Chelius das barocke Palais Morass in der Hauptstraße 97 und eröffnete es 1908 als „Städtische Kunst- und Alterthümersammlung zur Geschichte Heidelbergs und der Kurpfalz“, 1921 umbenannt in „Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg“.⁷

Charles de Graimberg, dessen großformatiges Ölporträt von dem Heidelberger Maler Guido Schmitt (1834–1922) die Museumsbesucher bereits von der barocken Hofdurchfahrt aus erkennen können, hat durch seine breit angelegte Sammlung die Weichen für ein künftiges Vielspartenmuseum mit Abteilungen für Gemälde und Skulpturen, Grafik, Kunsthandwerk und Archäologie gestellt. Und da er in seinem Sammeleifer eine unübersehbare Vorliebe für die Pfälzer Kurfürsten entwickelte, hat er dem in Heidelberg

weit verbreiteten Eindruck Vorschub geleistet, die darstellbare Geschichte der Stadt sei identisch mit der der Kurfürsten von der Pfalz und deren Leistungen, womit in erster Linie die von Kurfürst Ruprecht I. im Jahre 1386 gegründete Heidelberger Universität gemeint war. Zum Beweis hierfür mag an die Ausstattung des Großen Rathaussaals erinnert werden. Seit 1888 berät der Gemeinderat der Stadt unter den strengen Blicken der bedeutendsten Pfälzer Kurfürsten sowie der Liselotte von der Pfalz. Das Hauptgemälde in der mittleren Lunette des Sitzungssaals zeigt eine Huldigung an Fürst und Universität und den Kurfürsten Ottheinrich bei der Übergabe der reformierten Universitätsstatuten 1558 im Heidelberger Schloß.⁸ Oder man denke an das 1886 unter großer Beteiligung der Bürgerschaft begangene Jubiläum zum 500jährigen Bestehen der Universität. Daß irgendein geschichtsbegeisterter Heidelberger 1896 auf die Idee gekommen wäre, die 700jährige Wiederkehr der urkundlichen Ersterwähnung Heidelbergs zu feiern, ist nicht überliefert.

Es ist das Verdienst von Museumsdirektor Jörn Bahns, die aus historischer Sicht längst überfällige Abteilung Stadtgeschichte im Jahre 1984 als eigene Abteilung im Kurpfälzischen Museum begründet zu haben. Susanne Himmelheber, erste Leiterin der jungen Abteilung, konnte 1981–84 Teile ihres Konzepts im Keller des Palais Morass als Steinsammlung zur Stadtgeschichte verwirklichen. Doch blieb es zunächst bei diesen hoffnungsvollen Ansätzen, denn kurz nach Beginn des zweiten Bauabschnitts wurde das Lapidarium wieder geschlossen und die Prioritäten in Richtung der anderen Abteilungen des Museums verschoben.

Erst im Vorfeld der Jubiläumsfeierlichkeiten zum 800jährigen Geburtstag der Stadt und genau zehn Jahre nach Gründung der Abteilung bewilligte der Heidelberger Gemeinderat die erforderlichen Finanzmittel zur Einrichtung der Stadtgeschichte als Dauerausstellung, die mit ihrer Eröffnung den Schlußpunkt einer insgesamt 18 Jahre dauernden Erweiterung und Neugestaltung des Kurpfälzischen Museums setzte.

Konzept

Ausgehend von dem Bestand und unter Berücksichtigung jüngster stadthistorischer und archäologischer Erkenntnisse zeigt die Abteilung Brennpunkte der historischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung Heidelbergs vom 13. bis zum 20. Jahrhundert.⁹ Statt eines streng chronologisch aufgebauten Rundgangs ist die Ausstellung in acht Themenschwerpunkte gegliedert: Steindenkmäler aus der Stadtgeschichte – Die Alte Brücke – Leben in Heidelberg um 1600 (Kornmarktfunde), Heidelber-

ger Romantik – Revolution 1848/49 – Heidelberg um 1900 – Nationalsozialismus – Universität. Konzeptionelle Vorgabe war, daß sich die Stadtgeschichte in ihrer Präsentation einerseits in das seit 1984 in mehreren Teilschritten verwirklichte Ausstellungskonzept des Kurpfälzischen Museums ergänzend einfügen wollte, andererseits aber sowohl thematisch als auch formal ein eigenständiges Profil erhalten sollte und sich drittens mit den vorhandenen räumlichen Kapazitäten im Erdgeschoß- und Kellerbereich des Palais Morass sowie deren denkmalpflegerischen und konservatorischen Vorgaben abfinden mußte.

Ein weiterer grundlegender Ausgangspunkt der Präsentation war, die Originale als authentische Zeugnisse ihrer Zeit auszustellen, Themen- und Funktionszusammenhänge aber durch erklärende Texttafeln, Fotoreproduktionen oder Modelle herzustellen. Dabei sollten die ausgestellten Gemälde und Skulpturen nicht zum bloßen Zeitdokument funktionalisiert, sondern in ästhetisch angemessener Weise präsentiert werden. Für die barocken Madonnenfiguren von Häusern der Heidelberger Hauptstraße oder den Löwen vom Löwenbrunnen bedeutet dies zum Beispiel die Aufstellung über Augenhöhe, um die ursprünglich intendierte Ansicht von unten zu ermöglichen. In den Räumen des 19. Jahrhunderts wurde durch eine zeittypische Farbgebung der Raumschale sowie durch eine zeitstimmige Beleuchtung und die vorsichtige Andeutung einer Möblierung die historische Aussage in ihren sinnlich begreifbaren Zeitzusammenhang gerückt.

Ausstellungsgestaltung

Die Neugestaltung der Ausstellungsräume und die Ausstellungsarchitektur entwickelte der Heidelberger Architekt Dieter Quast, der seit vielen Jahren erfolgreich als Museumsarchitekt in Heidelberg, Karlsruhe und Kassel hervorgetreten ist. Zu seinen schwierigsten Aufgaben gehörte es, in den in sich verschiedenen historischen Räumen Bedingungen für die Aufstellung der unterschiedlichen Objekte zu schaffen, die nicht nur den inhaltlichen und konservatorischen, sondern auch den ästhetischen und baurechtlichen Auflagen genügten. Dabei mußte ein vernünftiger Ausgleich gefunden werden zwischen der vorhandenen Raumwirkung, den Erfordernissen der didaktischen Gestaltung und der Aura der ausgestellten Objekte. Abgesehen von der Präsentation der Kornmarktfunde, verbot sich deshalb von selbst die Verwendung aufwendiger Inszenierungen.

Die verschiedenen Raumeinheiten werden durch den Wechsel zwischen helleren und dunkleren Bereichen, zwischen Tages- und Kunstlicht struktu-

riert, wobei hier wie bei der Wahl der architektonischen Mittel auf jegliche Theatralik verzichtet wurde. Die Wände wurden nach Befund gestrichen, die Decken in einer neutralen Farbgebung gehalten, der vorhandene Bodenbelag, Steinplatten und Parkett, respektiert.

Kurzer Rundgang durch die Abteilung

Der Rundgang beginnt im gewölbten Hauptkeller des Palais Morass. Ein Holzmodell der wittelsbachischen Kernaltstadt¹⁰, nach den frühen Ansichten Sebastian Münsters (1488–1552) und Matthaeus Merians (1593–1650) gearbeitet, veranschaulicht die Herkunftsorte der hier versammelten steinernen Zeugen der Stadtgeschichte aus der Zeit zwischen dem 13. und dem 18. Jahrhundert. Es handelt sich hierbei um spätmittelalterliche Epitaphien und Schlußsteine aus dem ehemaligen Augustinerkloster am heutigen Universitätsplatz, um Grabsteine aus dem Friedhof der Peterskirche sowie um Architekturteile von abgerissenen oder während des Orléansschen Erbfolgekriegs 1689 und 1693 zerstörten Bürgerhäusern.¹¹ Ferner stehen in diesem Lapidarium frühbarocke Skulpturen wie der Löwe vom Universitätsbrunnen, die Figuren des Erzengel Michael und des Heiligen Joseph vom Findelhaus in der Neugasse, zwei Hausmadonnen aus der Hauptstraße sowie ein Grenzstein der Heidelberger Studentenjagd aus dem Jahr 1790.

Eine eigene Sektion behandelt die im 14. Jahrhundert entstandene Bergstadt unterhalb des Schlosses, in der bis zur Auflösung im Jahr 1743 meist Hofbedienstete und „arme Leut“ wohnten. Wappensteine und ein seltener Gerichtsstein stammen aus dieser Zeit.

Von spätbarocker Bildhauerkunst in Heidelberg zeugen im zweiten Raum des Lapidariums die steinernen Großplastiken der Alten Brücke.¹² Aus der Werkstatt des pfälzischen Hofbildhauers Franz Konrad Linck (1730–1793) stehen hier die Statuen des Kurfürsten Carl Theodor und der Göttin Minerva nebst ihren acht Assistenzfiguren. Ferdinand Kobells (1740–1799) Bilderzyklus des Eisgangs von 1784 zeigt die verheerenden Folgen der Naturkatastrophe, die zum Bau des berühmten Wahrzeichens der Stadt führten. Die monumentale Statue des Nepomuk, die beim Eisgang 1784 angeblich von Fischern aus den Fluten des Neckars gerettet wurde, steht im Blickpunkt der Halle. Weitere Skulpturen aus dieser Zeit sind der Herkules vom Marktplatz und die Kopie einer Büste des Kurfürsten Johann Wilhelm (1658–1716), unter dessen Regentschaft sich der barocke Wiederaufbau Heidelbergs in der noch heute für das Stadtbild gültigen Gestalt vollzog.

Einblick in großbürgerliche Haushalte in Heidelberg zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert ermöglichen die sog. „Kornmarktfunde“ im dritten Raum des Untergeschosses. Sie stammen aus den archäologischen Ausgrabungen von 1986/87 unter dem Kornmarkt und dem Hotel „Prinz Carl“, die Reste eines Spitals, eines Pfründhauses und vor allem den Inhalt mehrerer Abfallschächte, sog. Latrinen, zutage gefördert hatten.¹³ Neben einer repräsentativen Auswahl von Funden aus Glas, Holz und Keramik wird in exemplarischer Form das „Leben in Heidelberg um 1600“ durch die Rekonstruktion einer Küche mit Feuerstelle, Möbeln und Hausrat gezeigt. Eine maßstabsgetreu nachgebaute Latrine im Längsschnitt dokumentiert die frühneuzeitliche Abfall- und Entsorgungspraxis, während ein Modell des ehemaligen Pfründhauses am Kornmarkt einen lebendigen Bezug zum früheren Alltagsleben in Heidelberg herstellt.

Über eine Wendeltreppe erreicht man, gegenüber der Malstube der Museumspädagogischen Abteilung, das westliche Erdgeschoß des Palais Morass. Dieses ist dem bürgerlichen Heidelberg nach Auflösung der Kurpfalz vorbehalten. In vier von der Hofdurchfahrt aus einsehbaren Räumen werden anhand von Gemälden, Möbeln, Gebrauchsgegenständen sowie Reproduktionen nach Vorlagen der Grafischen Sammlung wichtige Personen, Orte und Ereignisse des 19. und 20. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs vorgestellt.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts ist für Heidelberg zunächst geprägt durch die Romantik, die vor allem in den Kreisen der Künstler und an der Universität viele Anhänger fand. Romantische Unternehmungen wie das Bewahren altdeutscher Kunst (Sammlung Boisserée), das Sammeln von Volksliedern („Des Knaben Wunderhorn“), der Singkreis des Juristen Anton Friedrich Justus Thibaut (1772–1840) sowie die Sammeltätigkeit des Grafen Charles de Graimberg (1774–1864) kommen hier zur Sprache.

Andererseits stellen der Übergang Heidelbergs und der Kurpfalz an Baden sowie die Folgen der napoleonischen Eroberungskriege eine gewaltige Phase des Umbruchs in wirtschaftlicher, politischer und technischer Hinsicht dar. Die Ambivalenz dieser Zeit zeigt sich an dem vermehrten Auftreten sogenannter Räuberbanden, festzumachen an dem Hochgerichtsprozeß gegen den Räuber Hölzerlips und seine Mannen auf dem Heidelberger Marktplatz am 31. Juli 1812. Die Leibfessel, mit welcher der zum Tode Verurteilte zur Hinrichtungsstätte vor den Stadttoren geführt wurde, gehört zu den ältesten Beständen der städtischen Sammlung.¹⁴

Nach der Niederlage Napoleons ersetzte der Wiener Kongreß 1815 das untergegangene Heilige Römische Reich Deutscher Nation durch den Deutschen Bund. Dieses restaurative Staatengebilde entsprach jedoch nicht den

Erwartungen vieler aus den Befreiungskriegen in die Hörsäle der Universitäten zurückgekehrten Studenten, die in der Hoffnung auf einen freigewählten deutschen Einheitsstaat die Waffen gegen Napoleon ergriffen hatten.

Das Porträt des Studenten Carl Sand (1795–1820) und eine Locke seines Haars erinnern an dessen Mordanschlag auf den russischen Staatsrat Kotzebue, der in den Augen der liberal-demokratisch gesinnten Studenten der Exponent obrigkeitsstaatlicher Unterdrückung war.

Das eigentlich Neue dieser als „Vormärz“ apostrophierten Zeit ist das Drängen breiter Bevölkerungskreise nach Teilnahme und Mitwirkung am öffentlichen Leben. Wie andernorts auch kam es in Heidelberg zu zahlreichen Vereinsgründungen und Interessenszusammenschlüssen für die verschiedensten Lebensbereiche („Museumsgesellschaft“ 1828, „Harmonie“ 1832, Gesangsverein „Eintracht“ 1844). 1846 konstituierte sich der Heidelberger Turnverein mit 340 Mitgliedern. Der Verein bot Studenten und Professoren, der Handwerkerjugend und den Bürgersöhnen ein Forum gegen die als erdrückend empfundenen gesellschaftlichen Verhältnisse. Die vergrößerte Reproduktion einer Lithographie zeigt das Fest, mit dem der Turnverein 1847 den Jahrestag seiner Stiftung beging, zu dem von auswärts die Scharen in einem langen Zug durch die fahngeschmückten Straßen hinauf zum Schloß strömten. Unter Kanonendonner und bengalischem Feuerwerk wurden patriotische Reden gehalten, während radikale Studenten einer fortschreitenden Politisierung und Demokratisierung das Wort redeten.¹⁵

Die Öffentlichkeit verlangte nach Aussprache und Mitteilung, nach der Möglichkeit, sich in einem Lesezimmer durch Zeitungen von den aktuellen Vorgängen zu unterrichten. Das liberale badische Pressegesetz, das am 1. März 1832 in Kraft trat, aber bereits fünf Monate später als Reaktion auf das Hambacher Fest wieder zurückgenommen wurde, leitete einen grundsätzlichen gesellschaftlichen Wandel ein. Es ließ Zeitungen schon bald zum Artikulationsmedium eines selbstbewußten wie freiheitlich gesinnten Bürgertums werden.

Die Bedeutung und die Macht der Zeitungen im Kampf um bürgerliche Freiheit und nationale Einheit zeigt das von einem unbekanntem Maler stammende Ölgemälde eines Lesekabinetts. Hier informieren sich die Bürger hinter verschlossenen Türen über die revolutionären Ereignisse. Um den Tisch erkennt man u.a. Robert Blum, Karl Mathy, Lorenz Brentano, Georg Gottfried Gervinus und Karl Mittermaier. Der Geschichtspräsident Gervinus (1805–1871), einer der Göttinger Sieben, war 1847 in Heidelberg Mitbegründer der „Deutschen Zeitung“. Zu ihren Mitarbeitern und Redakteuren zählten namhafte Professoren wie der Jurist Karl Mittermaier (1787–1867) und



Zeitungslesende Bürger „Die 1848er“, unbek. Künstler um 1850, Kurpfälzisches Museum Inventar Nr. G 1201

der Historiker Ludwig Häusser (1818–1867). Die „Deutsche Zeitung“, deren Ankündigungsblatt vom Juni 1847 im Original ausgelegt ist, war das Hauptorgan jener Tage und konnte als eines der wenigen Blätter auch überregionale Bedeutung erlangen.

Ausgestellt sind ferner Schlesingers Porträt des Staatsrechtlers Karl Theodor Welcker (1790–1869), Professor an der Universität, Führer der liberalen Opposition in der 2. badischen Kammer, Mitglied des Vorparlaments, der Frankfurter Nationalversammlung und badischer Bundestagsabgeordneter, der den Antrag gestellt hatte, dem Preußenkönig Friedrich IV. die Kaiserkrone anzutragen, sowie Bronzestatue und Bürgerkrone des populären Heidelberger Bürgermeisters „Vater“ Christian Winter (1773–1858).

Waren zunächst Studentenschaft und Bürgertum Träger der revolutionären Bewegung, so hatte der Drang nach Freiheit bald auch die Bauern, Gesellen und Handwerker erfaßt. In Heidelberg wurde früh ein Arbeiterverein, später in Arbeiterbildungsverein umbenannt, gegründet – ein Gegenpol zur biedermeierlichen Scheinidylle, wie sie in den Werken des Heidelberger Mundartdichters Karl Gottfried Nadler (1809–1849) anklingt.¹⁶

Im Juni 1849 wurde Heidelberg Hauptquartier des Revolutionsheeres. Nachdem jedoch die militärische Entscheidung im Gefecht von Waghäusel am 21. Juni 1849 gefallen war, besetzte die preußische Armee Heidelberg. Die Preußen blieben bis Ende November 1850. Am 27. Juli kapitulierten die letzten Revolutionäre in der Bundesfestung Rastatt. Die Badische Revolution war zusammengebrochen. Mit der Rückkehr von Großherzog Leopold (1790–1852) nach Karlsruhe begann in Baden die Zeit der „Reaktion“. Georg Eduard Saals Ölgemälde, Heidelberg bei Mondschein, das den Besuch des Historikers Gervinus bei dem Ehepaar Fallenstein im Jahre 1851 zeigt, bringt die allgemein herrschende Ruhe nach dem Sturm stimmungsvoll zum Ausdruck.

Das entscheidende Signal für das Hinauswachsen Heidelbergs um 1900 aus seinen noch nahezu mittelalterlichen Stadtgrenzen war die Eröffnung des Bahnhofs 1840 in der westlichen Vorstadt. In der Nähe des Bahnhofs entstanden bald neue Hotels, und die „Stadt am Fluß“ avancierte zur beliebten Wohnstadt vermögender Pensionäre und Rentiers.¹⁷ Der Maler Karl Weysser (1833–1904) hielt das Sujet in einigen seiner Bilder stimmungsvoll fest.

Stadtture und Stadtmauern wurden Opfer des industriellen Fortschritts, der Ausbau des Neckarstadens trennte die Stadt von ihrem Fluß. Es entstanden als neue Stadtteile die Weststadt, Bergheim und das Klinikviertel. Die Universität wurde erweitert und neue Gebäude wie die Universitätsbibliothek, das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium und die Stadthalle errichtet.

Nach der Jahrhundertwende gewann Heidelberg internationales Ansehen.¹⁸ Persönlichkeiten wie Friedrich Gundolf (1880–1931) und Stefan George (1868–1933), Alexander von Bernus (1880–1965) und Alfred Mombert (1872–1942), vor allem aber das Ehepaar Max Weber (1864–1920) und Marianne Weber (1870–1954) prägten das geistige Klima Heidelbergs vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Für den sozialdemokratischen Justizminister und Juristen Gustav Radbruch (1878–1949) war Heidelberg „eine Arche Noah, in der von jeder neuen Spielform geistiger Menschen ein Exemplar vertreten war.“¹⁹ Andererseits war der „Geist von Heidelberg“ äußerst exklusiv. Professoren und Studenten verkehrten nur mit ihresgleichen oder mit Künstlern. Weder Arbeiter noch normale „Spießbürger“ wurden von dem Gros der Heidelberger Bildungselite beachtet.²⁰

Obwohl Heidelberg in der Weimarer Republik als eine Hochburg liberalen Denkens galt, Zuckmayer gab der Hochschule den Titel der „fortschrittlichsten und geistig anspruchsvollsten Universität Deutschlands“²¹, verhinderte dies das schnelle und radikale Eindringen des Nationalsozialismus in sämtliche Lebensbereiche der Stadt nicht. Der „Mythos Heidelberg“ diente den Nationalsozialisten vor allem als Werbeträger ihres neuen Deutschland-

bilds im Ausland.²² In einer Vielzahl von vor „Kraft durch Freude“ strotzender Veranstaltungen wurde Heidelberg überschwänglich als „Weltstadt des Geistes“, als „lebendiger Hauch der deutschen Seele“ oder als „Brennpunkt des Reichsgedankens“ gefeiert. Dabei kam Heidelberg nicht zuletzt deshalb ein besonderer Stellenwert zu, weil Propagandaminister Goebbels an der hiesigen Universität 1922 durch den später aus dem Amt gejagten jüdischen Literaturprofessor Max Freiherr von Waldberg zum Dr. phil. promoviert worden war. Im Schloßhof fanden 1934 erstmals die Reichsfestspiele statt, die eine „Revolutionierung des deutschen Theaters“ einleiten und „repräsentative Zeugen“ der NS-Kunstauffassung sein sollten. Auf dem Heiligenberg wurde durch den Reichsarbeitsdienst mit Unterstützung Heidelberger Studenten die „Thingstätte“ gebaut, die Goebbels 1935 bei der Einweihung als „eine wahre Kirche des Reiches“ und Stätte „steingewordenen Nationalsozialismus“ pries.²³

Nicht unerwähnt bleibt der Terror der Nationalsozialisten, die Gleichschaltung der Institutionen, die Bücherverbrennungen, die Verfolgung und Ermordung der politischen Gegner, der Sinti und Roma, vor allem aber die systematische Vernichtung der Juden.²⁴ Die Ausstellung endet mit einem Bild von Ludwig Wuertele (1884–1953), das die nach Heidelberg strömenden Flüchtlinge und Kriegsinvaliden im Jahr 1946, ein Jahr nach der Befreiung der Stadt durch die Amerikanische Armee, zeigt.

Zur Stadt und ihrer Geschichte gehört die Universität als prägende Institution.²⁵ Deshalb wird ihr zwischen Kurpfalz- und Stadtgeschichtlicher Abteilung – gleichsam als Bindeglied – ein eigener Raum gewidmet.

Gipsabgüsse der Universitätsstifter Kurfürst Ruprecht I. (1309–1350) und Großherzog Karl Friedrich von Baden (1728–1811), Büsten bedeutender Professoren und Studentica vornehmlich aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts umgeben den Thronessel, auf dem Großherzog Friedrich I. (1826–1907) als Rector Magnificientissimus der 500jährigen Jubiläumsfeier 1886 in der Alten Aula beiwohnte. Das Leporello des großen Festzugs sowie das allegorische Gemälde der Ruperto Carola von Guido Schmitt (1834–1922) werfen ein Schlaglicht auf das Bild der Hochschule am Ausgang des 19. Jahrhunderts, ein Bild, das in nostalgischer Form von vielen Touristen noch heute mit dem Namen „Heidelberg“ assoziiert wird und wenig mit der modernen Massenuniversität des 20. Jahrhunderts gemein hat.

Anmerkungen:

- 1 Lohmeyer, Karl, Heidelberg Maler der Romantik, Heidelberg 1935, S. 311–320; Viern-eisel, Emil, Charles de Graumberg und das Heidelberger Schloß. Zum 100. Todestag des Grafen Karl von Graumberg, in: *Ruperto Carola* 36, 1964, S. 65–78; Mugdan, Klaus, Die Gestalt des Grafen Graumberg, in: *Schlösser, Burgen, Ruinen in der Malerei der Romantik*. Katalog zur Ausstellung im Ottheinrichsbau des Heidelberger Schlosses, Heidelberg 1965, S. 17–25.
- 2 Leger, Thomas Alfried, Erklärendes Verzeichnis der Denkmäler in der Graumbergischen Althertümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses. Hg. von Karl von Graumberg. Heidelberg 1838, S. III.
- 3 Leger, Thomas Alfried, Zweiter Nachtrag zu dem Erklärenden Verzeichnisse der Denkmäler in der Graumbergischen Althertümer-Sammlung des Heidelberger Schlosses. Hg. von Karl von Graumberg. Heidelberg 1843.
- 4 Strack, Friedrich (Hg.), Heidelberg im säkularen Umbruch, Traditionsbewußtsein und Kulturpolitik um 1800. Deutscher Idealismus. Philosophie und Wirkungsgeschichte in Quellen und Studien Bd. 12. Stuttgart 1987, S. 187.
- 5 Erinnert sei in diesem Zusammenhang auch an den Antiquar Daniel Schlagenhauf (1779–1862), der mittelalterliche Requisiten zur Heidelberger Romantik sammelte. Vgl. hierzu das Foto von 1860 auf S. 77 in: Martin Langner (Hrsg.) „Feuer schwarz“. Eine deutsche Feuerwehrgeschichte am Beispiel Heidelbergs. Geschäftstüchtig erfand er die meisten Geschichten zu seinen Objekten selbst und scheute sich auch nicht, dem internationalen Reisepublikum dieser Zeit die Sensationen zu beschaffen, nach denen es beim Einkauf von Gegenständen aus der Zeit Götz von Berlichingens und des Ritters Franz von Sickingen verlangte. So soll er vor allem den Engländern, die damals zahlreich in Heidelberg vertreten waren, neben entsprechenden Schwertern und Rüstungen abgesplitterte Schweineknochen als von Heidelberger Studentenmensuren aus der Hirschgasse stammend verkauft haben. Aus: Lohmeyer, Karl, Heidelberg Maler der Romantik, Heidelberg 1935, S. 170–172.
- 6 Graumberg, Karl von, Die Kupferstiche von Heidelberg und die Alterthümerhalle des Heidelberger Schlosses, Heidelberg 1847, S. 4.
- 7 Vgl. hierzu Bahns, Jörn, Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg, in: *Die großen Museen im Rhein-Neckar-Dreieck*. Hg. vom Arbeitskreis Rhein-Neckar-Dreieck / Hans Joachim Bremme, Heidelberg 1995, S. 13–39; ders., Heidelberg als Museumsstadt. Das Kurpfälzische Museum und andere Sammlungen, in: Heidelberg. Geschichte und Gestalt. Hg. von Elmar Mittler, Heidelberg 1996, S. 434–457; *Das Kurpfälzische Museum im neuen Gewand*. Dokumentation zur Wiedereröffnung am 24. März 1984. Bearb. von Günter Heinemann, Dieter Quast und Jörn Bahns, Heidelberg 1984; *Neukonzeption und Gestaltung des Kurpfälzischen Museums (1967–1996)*, hg. von Peter Blum und Vincent Rexroth. Sonderveröffentlichungen des Stadtarchivs Heidelberg; Nr. 4, Mannheim 1996.
- 8 Vgl. hierzu Malsburg, Raban von der, Die Architektur des Heidelberger Rathauses. Ein Spiegel der Stadtgeschichte, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, hg. vom Heidelberger Geschichtsverein, Jg. 1, 1996, Heidelberg 1996, S. 139–162, bes. S. 154.
- 9 Hepp, Frieder, Die Stadtgeschichtliche Abteilung, in: *Neukonzeption und Gestaltung des Kurpfälzischen Museums (1967–1996)*, S. 67–73.

- 10 Vgl. hierzu Benner, Manfred / Wendt, Achim, „Heidelberg Incognita“. Archäologische und bauhistorische Ergebnisse zu den Anfängen Heidelbergs, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, a.a.O., S. 61–102.
- 11 Vgl. u. a. Christ, Karl, Aus dem Heidelberger Lapidarium, Sonderdruck erschienen im „Heidelberger Tageblatt, 1908; Oechelhäuser, Adolf von, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Heidelberg. Tübingen 1913. Neumüllers-Klauser, Renate, Die Inschriften der Stadt und des Landkreises Heidelberg, Die Deutschen Inschriften 12, Heidelberg-Reihe 4, Stuttgart 1970, Dies., Kleine Heidelberger Lapidar-Chronik, in: Heidelberg – Geschichte und Gestalt. Hg. von Elmar Mittler, Heidelberg 1996, S. 88–105.
- 12 Vgl. hierzu vor allem Prückner, Helmut (Hg.), Die alte Brücke in Heidelberg 1788–1988. Heidelberg 1988.
- 13 Vor dem großen Brand: Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Ausstellungskatalog hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1992.
- 14 Mays, Albert, Erklärendes Verzeichnis der städtischen Kunst- und Alterthümersammlung zur Geschichte Heidelbergs und der Pfalz im Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses, Heidelberg 1/1881, Nr. 931, S. 125 „Eiserne Zwangsjacke des Raubmörders Hölzerlips, hingerichtet in Heidelberg 1812“.
- 15 Derwein, Herbert, Heidelberg im Vormärz und in der Revolution 1848/1849. Ein Stück badischer Bürgergeschichte, Neue Heidelberger Jahrbücher N.F. 1955/1956, Heidelberg 1958. Mumm, Hans Martin, Die Turnfeuerwehr und die Revolution 1848/49. Von der Löschmannschaft des Turnvereins zur freiwilligen Feuerwehr, in: Langner, Martin (Hg.), „Feuer schwarz“: eine deutsche Feuerwehrgeschichte am Beispiel Heidelbergs. Heidelberg 1996, S. 45–62.
- 16 Mumm, Hans Martin, Der Heidelberger Arbeiterverein 1848/1849. Heidelberg 1988.
- 17 Bahns, Jörn (Hg.), Heidelberg um 1900. Ausstellungskatalog Kurpfälzisches Museum, Heidelberg 1986.
- 18 Zwischen Tradition und Moderne. Heidelberg in den 20er Jahren. Ausstellungskatalog Kurpfälzisches Museum Heidelberg 1994. Treiber, Hubert / Sauerland, Karol (Hgg.), Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der ‚geistigen Geselligkeit‘ eines ‚Weltdorfes‘: 1850–1950, Opladen 1995.
- 19 Zit. nach Christian Jansen, Auf dem Mittelweg nach rechts. Akademische Ideologie und Politik zwischen 1914 und 1933, in: Buselmeier, Karin / Harth, Dietrich / Jansen, Christian (Hgg.), Auch eine Geschichte der Universität, Mannheim 1985, S. 164.
- 20 Treiber, Hubert / Sauerland, Karol (Hgg.), Heidelberg im Schnittpunkt intellektueller Kreise. Zur Topographie der ‚geistigen Geselligkeit‘ eines ‚Weltdorfes‘: 1850–1950, Opladen 1995.
- 21 Zuckmayer, Carl, Als wär’s ein Stück von mir. Erinnerungen, Frankfurt a. M., 1966, S. 286.
- 22 Hepp, Frieder, Verführt und verraten. Jugend im Nationalsozialismus. Bruchstücke aus der Region. Katalog der Ausstellung im Kurpfälzischen Museum, hg. von Jörn Bahns, Heidelberg 1995.
- 23 Lurz, Meinhold, Die Heidelberger Thingstätte. Die Thingstättenbewegung im Dritten Reich: Kunst als Mittel politischer Propaganda, Kunsthistorisches Institut der Universität Heidelberg 10, Heidelberg 1975.
- 24 Blum, Peter (Hg.), Geschichte der Juden in Heidelberg. Buchreihe der Stadt Heidelberg VI., Heidelberg 1996.
- 25 Wolgast, Eike, Die Universität Heidelberg 1386–1986. Berlin-Heidelberg 1986.

Werner Moritz

Das Archiv der Universität Heidelberg

Mit der Gründung der Universität Heidelberg im Jahre 1386 ergab sich das Problem der Verwahrung aller Urkunden, die ihre Privilegien und ihren Besitzstand sicherten, von selbst. Der erste Rektor, Marsilius von Inghen, entsprach 1388 diesem Erfordernis, indem er die bis zu Anfang Februar jenen Jahres eingekommenen Urkunden in einer eigens hierfür gekauften und in der Heiliggeistkirche deponierten Kiste unterbringen ließ. Der Vorgang kann als Geburtsstunde des Archivs der Universität gelten, obwohl damit zunächst natürlich weder die eigenständig räumliche noch die institutionelle Begründung einer solchen Einrichtung verbunden war. Der gewachsene Umfang der Dokumente ließ wohl erst im 16. Jahrhundert zu Zeiten Ottheinrichs eine anspruchsvollere Unterbringung ratsam erscheinen. 1557 brachte man das Archiv in der Sakristei des Augustinerklosters unter und ordnete es neu.

Das für die Pfalz so unglückliche 17. Jahrhundert hinterließ seine tiefen Spuren auch im Universitätsarchiv. Vor den Bedrohungen des Dreißigjährigen Krieges wurde das Archiv 1621 zunächst nach Heilbronn, später dann in die Reichsstadt Frankfurt am Main geflüchtet. Erst 1651 kehrte es nach Heidelberg zurück, womit die Kette der Auslagerungen aber noch nicht beendet war. Zweimal, 1693 und 1703, bot sich nochmals Frankfurt vorübergehend als Zufluchtsort an. Einige in Heidelberg zurückgelassene Archivalien fielen der Katastrophe des Jahres 1693 zum Opfer.

Im 18. Jahrhundert hatte das Archiv gravierende Verluste nicht mehr zu beklagen. Organisatorisch war es bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts stets mit dem Rektorat verbunden. Es wurde zunächst vom Rektor und den Dekanen, wohl seit dem 16. Jahrhundert, spätestens aber seit 1604 vom Syndicus verwaltet. Die zwischen 1800 und 1810 eintretenden landes- und verwaltungsgeschichtlichen Veränderungen, der Übergang auch der Universität unter die staatliche Aufsicht, führten zu einer vorübergehenden Entwertung des Archivs. Seit 1830 wurde es nicht mehr betreut. Es lag nahe, ein für die Zwecke der Verwaltung mittlerweile gänzlich überflüssiges Archiv einer geeigneten Einrichtung zu übergeben, die die Bestände als doch im-

merhin historisch noch schätzenswerte Schriftgutsammlung in ihre Obhut nahm.

So erfolgte 1845 die Übergabe des Archivs an die Universitätsbibliothek Heidelberg, und es sollte das Archiv dort für mehr als einhundert Jahre verbleiben. Der innere Ordnungszustand des Archivs vermittelte inzwischen bereits einen chaotischen Eindruck. Aber niemand kann es verwundern, wenn die Bibliothekare nun nach ihrem methodischen Verständnis die Archivalien der Handschriftenabteilung zuwiesen, dabei auch gebundene Akten als „Codices„ ansahen, Gedrucktes indessen (wie z.B. Gesetzesblätter, Vorlesungsverzeichnisse oder Adreßbücher) – in die Buchbestände der Bibliothek integrierten – und damit die Ordnung des Archivs schwerlich verbesserten.

Karl Zangemeister (1837–1902), der erste hauptberufliche Leiter der Universitätsbibliothek, erhielt Ende des 19. Jahrhunderts die Weisung, das Archiv neu zu verzeichnen. Die Neuordnung der Archivalien begann, nach Vorarbeiten im August 1888, im Januar des Jahres 1889. Übertragen wurde die Aufgabe dem Privatdozenten Dr. Adolf Koch. Vorgesehen waren zwei Jahre, doch konnte die Arbeit schließlich erst 1892 zum Abschluß gebracht werden, nachdem noch verschiedene andere Bearbeiter hinzuzuziehen waren. Das Klassifikationsschema für die innere Ordnung des Archivs bestand nun aus zwölf Hauptgruppen: I Allgemeines, II Zentralstelle, III Fakultäten, IV Wissenschaftliche Institute, Sammlungen, Collegia und Convicte, V Unterricht in Sprachen, Künsten und Fertigkeiten, VI Personalien, VII Studierende, VIII Polizei- und Disziplinarangelegenheiten; Universitätsgerichtsbarkeit; Deposita; Streitsachen, IX Verwaltung, X Universitätsfeierlichkeiten, XI Landesherrliche Erlasse, Verordnungen, Notifizierungen, XII Urkunden. Später kamen hinzu: XIII Denkmünzen, XIV Nachlaß Thorbeckes, XV Ehrensenatoren, XVI Volkshochschulkurse.

Rückgrat dieser Ordnung war zumeist der dem jeweiligen Archivstück entnommene oder erkannte Betreff (z.B. X. Feierlichkeiten), daneben ordnete man aber auch nach Dokumentationsarten (z.B. Urkunden in Gruppe XII) oder nach eher pragmatischen Überlegungen (XV. Ehrensenatoren). Der Provenienzgedanke (wie in XIV. Nachlaß Thorbecke) spielte ansonsten kaum eine Rolle. In der Konsequenz dieser Ordnung wurden die organisch gewachsenen Strukturen des Schriftgutes größtenteils endgültig zerrissen. Die Ordnung nicht nach Herkunfts- sondern nach Betreffprinzip, deren Gefahren von der Archivtheorie mittlerweile eigentlich als erkannt, wenn nicht gar als überwunden angesehen werden konnten, kam hier noch einmal spät zum Zuge – mit Folgen, die bis zum heutigen Tage nachwirken.

Nachfolger im Amt als Vorstände des Archivs waren nach Zangemeisters Tod (1902): Jacob Wille (1902–1922, seit 1912 Bibliotheksdirektor, Vorstand des Archivs bis 1929); Rudolf Sillib (1929–1934) und Karl Preisendanz (1935–1945). Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Archiv von Prof. Dr. Hermann Finke vertretungsweise bis zu seinem Tode am 8.1.1947 geleitet. Mit Prof. Dr. Walter Peter Fuchs berief die Universität am 15.11.1947 erstmals einen Historiker in die Funktion des Universitätsarchivars, doch blieb das Archiv nach wie vor dem Direktor der Universitätsbibliothek unterstellt. Fuchs versah das Amt bis zum Sommersemester 1952; er übergab es am 31.8.1952 an den damaligen Studienassessor Hans Krabusch, der die Betreuung des Archivs im Nebenamt übernahm. Nach dem Ausscheiden Krabuschs (wohl im Herbst 1962) wurde das Archiv von verschiedenen Hilfskräften betreut; seit Ende desselben Jahres versah offenbar für etwa 12 Jahre Prof. Dr. Ahasver von Brandt das Amt eines Senatsbeauftragten für das Universitätsarchiv.

Im Mai des Jahres 1953 wurde das Archiv in das Gebäude der Neuen Universität verlegt und damit institutionell allmählich verselbständigt. Die Unterbringung des Archivs in Verbindung mit dem Historischen Seminar erwies sich jedoch relativ rasch als räumlich unzureichend. Ende der sechziger Jahre wurde das Archiv deshalb an den Friedrich-Ebert-Platz in ein ehemaliges Bankgebäude, seinen jetzigen Standort verlegt. Dieser Umzug fiel bereits in die Amtszeit von Dr. Hermann Weisert, der zum 1. März 1964 als erster hauptamtlicher Archivar bestellt worden war und dem Archiv bis 1988 vorstand. In seiner langjährigen Amtszeit legte Weisert umfangreiche Schriften zur Geschichte der Universität und zu den Quellen des Archivs vor. Mit Christian Renger konnte 1991 erstmals ein Facharchivar des höheren Dienstes auf Dauer für die Leitung des Archivs gewonnen werden; sein jetzt amtierender Nachfolger übernahm dieses Amt am 1. April 1996.

Impulse für intensivere Benutzungen des Archivs gaben bis zum heutigen Tage immer wieder äußere Anlässe, insbesondere Jubiläen. Schon im 16. Jahrhundert wertete der Theologieprofessor Georg Sohn die Aktenbestände des Archivs für seine umfangreiche „*Oratio historica de fundatione et conservatione laudatissimae Academiae Heidelbergensis*“, aus. Zur Fünfhundertjahrfeier der Universität im Jahre 1886 legte Eduard Winkelmann das zweibändige Urkundenbuch vor, Gustav Toepke den Anfangsband der Matrikel. Aktuelle Arbeiten konzentrieren sich auf die Edition der älteren Rektoratsbücher und die Bearbeitung des dritten Bandes des Heidelberger Gelehrtenlexikons.

1945 hatte das Universitätsarchiv nochmals beträchtliche Verluste an neueren Beständen erlitten, wobei Verlagerungen, aber auch Eingriffe der

Besatzungsmacht ursächlich wirkten. Verschwunden sind seither z.B. auch einige, bei Winkelmann im Druck noch berücksichtigte Urkunden. Die sogenannte „Neue Sammlung“ von 1500 Pergamenturkunden der Universität übergab die Universitätsbibliothek dem Archiv im Jahre 1955. Nachlässe wurden aufgrund einer entsprechenden Vereinbarung bis in die jüngste Zeit hinein ausschließlich von der Bibliothek übernommen. Nach der neuen Grundordnung der Universität vom Jahre 1969 ist der Archiv-Aufbau der neueren Aktenbestände im Gange.

Inzwischen erzwingen gewachsene Aufgaben und das Problem der Unterbringung moderner Massenakten einen erneuten Standortwechsel. Geplant ist ein Umzug in das Gebäude Akademiestraße 4 in der Heidelberger Vor-Altstadt. Die jüngste Entwicklung des Archivs ist durch die Aufgabe gekennzeichnet, die Institution an die Ausstattung eines modernen Dienstleistungsbetriebes heranzuführen, wobei über die weitere Erschließung der Altbestände hinaus den Problemen der Überlieferungsbildung auf der Grundlage moderner Verwaltungsakten und einer sich in rasantem Tempo entwickelnden Informations- und Kommunikationstechnik große Bedeutung zukommt.

Für die Stadtgeschichtsforschung interessant sind besonders die freilich nur mit Lücken überlieferten Amtsbücher der einzelnen Fakultäten und des Rektorats, in denen für die Stadtgeschichte relevante Ereignisse, sofern sie die Universität und ihre Angehörigen betrafen, einen Niederschlag gefunden haben. Hierzu gehören auch die Bauakten der Universität.

Literatur:

H.Weisert, Das Universitätsarchiv Heidelberg und seine Bestände, in: *Ruperto Carola*, H.52 (1973), S.21–25; H.Krabusch, Das Archiv der Universität Heidelberg. Geschichte und Bedeutung, in: *Aus der Geschichte der Universität Heidelberg und ihrer Fakultäten*. Sonderbd. der *Ruperto Carola*, hrsg. von G.Hinz (1961), S.82–111; E.Wolgast, *Die Universität Heidelberg 1386–1986* (1986).

Dieter Neuer

Das Kirchheimer Heimatmuseum

Schon vor 40 Jahren trug man sich in Kirchheim mit dem Gedanken, ein Heimatmuseum einzurichten. Nach den damaligen Plänen sollte es in dem unter Denkmalschutz stehenden Rathaus untergebracht werden. Der Plan zerschlug sich jedoch.

Als im Jahre 1976 die Außenstelle der Robert-Koch-Sonderschule im alten Schulhaus in der Schäfergasse 5 aufgelöst wurde, traf der Stadtteilverein die Entscheidung, das Heimatmuseum darin einzurichten.

Das Schulhaus steht auf dem Gelände der ehemaligen Gemeindegemeinschaft. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden Teile des Geländes an die katholische, die lutherische und die reformierte Kirchengemeinde verkauft, um Schulhäuser darauf zu errichten.

Die Reformierten bauten das ehemalige Schafhaus an der Ecke Schwetzingener Straße/Schäfergasse zu einem Schulhaus um (heute eine Arztpraxis), die Katholiken erstellten ihr Schulhaus in der Schwetzingener Straße (heute ein Schreibwarengeschäft). Die Lutheraner errichteten kein eigenes Schulgebäude. Bald reichten die beiden Schulhäuser nicht mehr aus.

Am 19. Januar 1868 verkaufte der ledige Landwirt Michael Henn folgende „Gebäulichkeiten zu einem Schulhaus“ für 3.100 Gulden an die Gemeinde Kirchheim: ein einstöckiges Wohnhaus mit Scheuer und Stall „unter einem Dach“ und ca 20 Ruten Garten mit der Hausnummer 65 (heute Schäfergasse 5).

Bis das Bauernhaus umgebaut werden konnte, mußte erst noch ein Vergleich mit dem Nachbarn geschlossen werden. Dieser verpflichtete sich, den Teil seines Gartens, der an das angekaufte Anwesen grenzte, bis auf „40 Fuß solange das Schulhaus steht der Helle der Schule wegen“ nicht zu überbauen und auch 12 Fuß vom Schulhaus entfernt keine Obst- oder anderen Bäume zu pflanzen. Er verpflichtete sich ferner, „das Küchenwasser des Schulhauses in seinem Garten zu dulden und in einer besonderen, dem Keller nicht zu nahe liegenden Grube, aufzubewahren“. Als Entschädigung erhielt er den zwischen dem Schulhaus und seinem Garten liegenden Winkel von 6 Fuß Breite sowie 25 Gulden in bar.

Über viele Jahrzehnte diente das Gebäude als Schulhaus mit zwei Klassenzimmern; im Obergeschoß wohnte die Lehrerfamilie.

Seit dem 29.6.1982, dem Jahrestag der ersten Erwähnung Kirchheims im Lorscher Codex (29.6.767), ist dort nun das Heimatmuseum eingerichtet. Bis es eröffnet werden konnte, war noch viel zu tun.

In Zusammenarbeit mit dem Hochbauamt der Stadt Heidelberg, Kirchheimer Bürgern und Handwerkern wurden die zwei ehemaligen Schulzimmer hergerichtet. Interessierte Bürgerinnen und Bürger bildeten einen Arbeitskreis, der heute noch als Arbeitsgruppe Heimatmuseum im Stadtteilverein Kirchheim besteht.

Als im August 1981 die Kirchheimer Bevölkerung aufgerufen wurde, Möbel, Haushaltsgeräte, Werkzeuge, Bilder und Urkunden zur Verfügung zu stellen, war die Ausbeute mehr als spärlich. Erst als Schornsteinfegermeister Manfred Heißler beinahe 200 Einzelstücke zur Verfügung stellte, konnte mit der Einrichtung des Heimatmuseums begonnen werden; von nun an ging alles viel leichter. Die Bevölkerung brachte ihre Schätze.

Von Anfang an hat die Arbeitsgruppe größten Wert darauf gelegt, nur Gegenstände aus Kirchheim oder solche, die eine Verbindung zu Kirchheim haben, auszustellen. In der Zwischenzeit wurden Tausende von Exponaten zusammengetragen, gereinigt, instandgesetzt und in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme durch eine Kunsthistorikerin beschrieben und inventarisiert.

Als im Jahre 1987 eine Wohnung im ersten Obergeschoß frei wurde, kamen 4 weitere Räume hinzu und wurden eingerichtet. Eine zweite Wohnung mit ebenfalls 4 Zimmern wurde Ende 1995 von der Stadt der Arbeitsgruppe zur Verfügung gestellt.

Im Mai 1996 konnte unter Leitung des Hochbauamtes mit den Renovierungsarbeiten begonnen werden. In den Räumen wurde ein Tante-Emma-Laden, der etwa 15 Jahre im Feuerwehrhaus des Kurpfalzhofes untergestellt war, originalgetreu aufgebaut, nachdem er zuvor auseinandergesägt und an Ort und Stelle wieder zusammengebaut worden war.

Fast alle Gegenstände wurden so oft umgestellt, bis alle Mitglieder der Arbeitsgruppe das Ergebnis für gut befanden.

Was kann man nun besichtigen?

Im gepflasterten Museumshof steht der Nachbau eines hölzernen Pumpbrunnens. Im Eingangsbereich des Gebäudes hängen Bilder vom alten Kirchheim und regen zum Fragen und zum Gespräch an; der Feuerwehr ist dort eine Nische gewidmet.

In einem Raum ist neben der archäologischen Abteilung die geschichtliche eingerichtet. Wir sehen das Bild eines in Kirchheim gefundenen Bison-

schädels mit zwei Hornzapfen von über einem Meter Spannweite, Bilder von der Bergung eines Mammutzahnes aus einer Kiesgrube, die erste Erwähnung Kirchheims im Lorscher Codex, ein Weistum aus dem Jahre 1432, Siegel der Gemeinde und der Edelfreien von Kirchheim, die Namen der Bürgermeister und Dokumentationen über den ehemaligen Kirchheimer See, die Schäferei, das Hochgericht, die merowingischen Reihengräberfriedhöfe und die St. Wolfgangkapelle. Alles ist auf großen Schautafeln übersichtlich und gut lesbar beschrieben. Gleich daneben ist die Schuhmacherei Sauter, die sich bis vor wenigen Jahren in einem der kleinen Lädchen an der Heiliggeistkirche befand, aufgebaut. An diese schließen sich eine Bäckerei und eine Konditorei an. Im selben Raum sind auch bäuerliche Kleingeräte ausgestellt. In einem angrenzenden kleinen Zimmer ist die alte Drogerie der Familie Ball aus dem Jahre 1900 aufgestellt.

Im zweiten Zimmer steht als Leihgabe des Kurpfälzischen Museums das Modell einer römischen Töpferei. Hier stellen sich auch die Vereine vor, und einige Wirtshausbänke und -tische laden zum Verweilen ein.

Bevor man in das Obergeschoß steigt, kann man eine Kirchheimer Glocke läuten. Rings um den Glockenstuhl hängen Bilder der drei Kirchengemeinden.

Im Vorraum des Obergeschosses sind alte Büroutensilien ausgestellt, und in einem weiteren kleinen Raum wird mit alten Geräten das mühsame Waschen in früherer Zeit dargestellt. Auch an die kleinen Zigarrenfabriken in Kirchheim wird erinnert: Tabakanpflanzung und -ernte werden gezeigt und die Zigarrenherstellung demonstriert. Gleich nebenan betritt man eine „Gute Stube,“ mit alten Musikinstrumenten; gleich daneben schließt sich ein Schlafzimmer mit einer „Reiseecke,“ an. In der Küche fehlen weder der Sandwasserstein noch das Fliegenglas und die Buttermaschine. Im alten Friseurgeschäft der Familie Huck kann man sich rasieren und kranke Zähne ziehen lassen. Gegenüber ein Kurzwarenladen, in dem auch ein altes Brautkleid, Hüte und noch original verpackte Bleyleanzüge zu bewundern sind. Viel altes Spielzeug lädt in einem weiteren Zimmer zum Spielen ein. Bevor man aber zu den Spielzeugen gelangt, betritt man einen Tante-Emma-Laden, in dem selbst die Türglocke nicht fehlt und wie ehemals Schinken und Würste an der Decke hängen. Im Schulzimmer halten sich die großen und kleinen Besucher am längsten auf; viele Klassen- und Lehrerbilder hängen an den Wänden.

Ein- bis zweimal im Jahr finden Sonderausstellungen statt.

In den nächsten Monaten sollen im Keller des Museums Most- und Weinfässer samt Zubehör aufgestellt werden. Zum Schutz der bäuerlichen Großgeräte wird der Museumshof teilweise überdacht werden (auf dem

Museumsplatz gegenüber dem Heimatmuseum stehen schon ein alter Bauernwagen und eine Dreschmaschine). Im Giebelbereich der angrenzenden Scheune, die anlässlich der 100-Jahrfeier der Kurpfalzschule (1988) ausgebaut wurde, werden weitere bäuerliche und handwerkliche Arbeitsgeräte ausgestellt werden.

Das Kirchheimer Heimatmuseum – entstanden aus einer Initiative des Stadtteilvereins – versucht, mit möglichst genuinen Exponaten die Geschichte des ehemals selbständigen, 1920 nach Heidelberg eingemeindeten Ortes zu vermitteln. Besonderer Wert wird dabei auf die Darstellung der ehemals dörflichen Sozial- und Wirtschaftsstruktur der Gemeinde gelegt. Im Jahre 1990 wurde das Kirchheimer Heimatmuseum vom Regierungspräsidium Nordbaden in Karlsruhe mit der Plakette „Vorbildliches Heimatmuseum“ ausgezeichnet.

Renate Ludwig und Achim Wendt

Funde und Ausgrabungen in Heidelberg 1996/97

Beginnend mit diesem Bande des Jahrbuches zur Heidelberger Stadtgeschichte sollen in kurzen Vorberichten im Jahresturnus erste Informationen noch nicht publizierte archäologische Ausgrabungen und Einzelfunden aus dem Heidelberger Stadtgebiet zugänglich gemacht werden.

Dazu eine dringende Bitte:

Bitte melden Sie archäologische Funde und Beobachtungen! Sie helfen damit, unersetzbare Zeugnisse der Vor- und Frühgeschichte Heidelbergs vor ihrer undokumentierten Zerstörung zu bewahren. Auskünfte und Beratung erteilen folgende Institutionen:

Kurpfälzisches Museum der Stadt Heidelberg, Archäologische Abteilung, Schiffgasse 10, 69117 Heidelberg, Tel. (06221) 58 34 18 – Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege, Amalienstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 918 54 00 -Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologie des Mittelalters, Durmersheimerstraße 55, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 500 82 05, oder Arbeitsstelle Heidelberg, Cernyring 22, 69117 Heidelberg, Tel. (06221) 58 17 83.

Altsteinzeit

Weststadt, Philipp-Reis-Straße. Lesefund 20.8.1996.

Bei Bauarbeiten auf dem Gelände „Alte Stadtgärtnerei“ wurde in einer Tiefe von 7,10 m ein noch 1,20 m langer Stoßzahn eines Waldelefanten oder eines Mammuts gefunden. Die Fundstelle liegt im Kiesbett eines alten, heute verlandeten Neckarlaufes.

Jungsteinzeit

Kirchheim, Sandhäuser Straße (Lagerbuch Nr. 43458). Arch. Untersuchung April 1996.

Beim Bau einer Wasserleitung wurde eine bislang unbekannte neolithische Siedlung angeschnitten. Aus einer fast 7 m breiten und noch etwa 1,5 m

tiefen, schwarz verfüllten Siedlungsgrube stammen verzierte und unverzierte Scherben der Rössener Kultur.

Bronzezeit

Heiligenberg, Lesefunde Mai, Juni 1996.

Auf dem Heiligenberg wurden im Gelände westlich des Busparkplatzes zwischen Heidenloch und Waldschenke durch ausgiebige Regenfälle in ausgewaschenen Wegrinnen Keramikfragmente freigelegt. Neben nicht näher bestimmbar Scherben metallzeitlicher Grobkeramik konnten auch urnenfelderzeitliche Fragmente, darunter der Rand einer mit strichgefüllten Dreiecken verzierten Schale geborgen werden. Die Dichte der oberflächennahen Scherbenstreuungen deutet auf intensive Siedlungsaktivitäten der späten Bronzezeit im Bereich der Senke zwischen den beiden Berggipfeln hin.

Römische Zeit

Neuenheim, Posseltstraße 3–5. Arch. Flächengrabung Mai-August 1996.

Vor der Porta praetoria des Steinkastells und innerhalb der näher zum Neckar liegenden hölzernen Vorgängeranlage sollten auf zwei benachbarten Grundstücken zwei Mehrfamilienhäuser errichtet werden. In einer von Mai bis August dauernden Grabungskampagne konnten auf einer Fläche von etwa 700 m² zahlreiche vorgeschichtliche und römische Befunde (zumeist in hallstattzeitlich angelegten Gruben) erfaßt werden.

Der wichtigste Befund lag an der südlichen Grabungsgrenze und konnte auf der gesamten Breite der Grabungsflächen im Profil beobachtet und auf mehr als 7 m aufgenommen werden. Es handelte sich um einen holzverschalteten Abwasserkanal, der von NO nach SW annähernd parallel zur Grabungsfläche zog. Er führte durch die praetentura des Holzkastells in Richtung Kastellbad weiter zum Neckar; inwieweit er das – nach heutigem Wissensstand – spätflavisches erbaute Bad mit einbezog, ist unklar. Der 1,10 m breite und 0,80 m tiefe U-förmige Kanal hatte eine sorgfältige Holzverschalung, von der noch einige Bretter geborgen werden konnten; die dendrochronologische Untersuchung steht noch aus. Auf der Kanalsole ließ sich eine deutliche, bis zu 5 cm starke Benutzungsschicht ausmachen, durchsetzt mit kleinteilig zerscherbtem Keramikmaterial. Nach Ausweis der Sigillaten (alle Arten von Keramik), erfolgte die Anlage und Nutzung des Kanals

im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts. Die Anlage könnte also bereits mit Errichtung des Holzkastells in Verbindung zu bringen sein. Über diesem Benutzungshorizont folgte eine bis zu 0,70 m mächtige Brandschuttverfüllung, die sich aus auffallend wenig Komponenten, durchweg verbrannter Keramik, einigen Metallgegenständen, besonders aber aus einer Vielzahl verbrannter Dachziegel und verbrannter Lehmbrocken zusammensetzt. Mehr als zwei Dutzend der Dachziegel tragen Stempel der 14. Legion, die in den späten 80er Jahren des 1. Jahrhunderts Ziegel zum Bau von Steinkastell und Bad lieferte. Diese Baumaßnahmen werden bislang in die späten 80er Jahre des 1. Jahrhunderts datiert. Der Bauschutt muß also von einem erheblichen Feuer im Bereich von Kastell und/oder Bad stammen, bei dem mehrere ziegelgedeckte Bauten, aber auch Holzfachwerkhäuser zu Schaden gekommen sein müssen. Spätestens zum Zeitpunkt dieser Brandkatastrophe wurde auch der große Wasserkanal aufgegeben, denn man verfüllte ihn im Zuge der Aufräumarbeiten mit den Überresten der verbrannten Bauten.

Neuenheim, Furchgasse 1. Arch. Untersuchung Juli 1996.

Beim Aushub für eine Garage wurde in einer Tiefe von 8,50 m die 1,80 m breite südliche Wehrmauer des Steinkastells angeschnitten. Die Mauer hatte ein noch 1,90 m breites Fundament mit einer Rollierungsschicht aus mächtigen Buntsandsteinen. Da die Maßnahme nicht gemeldet, die Aushubarbeiten damit unbeaufsichtigt begonnen wurden, hatte man den Befund in Unkenntnis seiner historischen Bedeutung schon um ca. 0,30 m abgetragen. Trotzdem zeigte sich deutlich, daß die oberen Lagen der Mauer bereits früher systematisch ausgeraubt worden waren. Im Bereich des kleinen Grabungsausschnittes wurde bislang der östliche Zwischenturm der Südflanke des Kastells vermutet. Die diesjährige Kampagne bestätigte diese Vermutung nicht; der Turm ist damit – analog seinem Pendant an der Südwestmauer – näher an den Eckturm gerückt und im Straßenbereich der Furchgasse zu suchen.

Neuenheim, Im Neuenheimer Feld 276. Arch. Untersuchung April 1996.

Im Zuge eines Erweiterungsbaus der Chemischen Institute der Universität Heidelberg konnte im späten Frühjahr ein Teilstück der von Süden über die Neckarbrücke führenden und weiter nach Ladenburg ziehenden römischen Fernstraße aufgedeckt werden. Die Fläche liegt nördlich des großen Neuenheimer Gräberfeldes, ca. 140 m von jener Stelle, an der 1968 das bislang nördlichste Brandgrab dieser Nekropole ausgegraben wurde. Der kleine Ausschnitt 1996 ließ also neue Erkenntnisse zur Belegungsgrenze des Friedhofes erwarten. Das Gelände war durch die früheren Baumaßnahmen

weitgehend zerwühlt, das Erdreich großflächig planiert und aufgehöht worden. Im Bereich einer kleinen Grünanlage allerdings hatte sich der römische Straßenkörper unmittelbar unter der Grasnarbe erhalten. Dort konnte die in nordöstlicher Richtung verlaufende Straße auf einer Länge von etwa 20 m freigelegt werden. Der Straßenkörper war bis zu 7,5 m breit und noch bis zu 0,60 m mächtig. Der Aufbau bestand aus einer groben Steinstückung von bis zu 0,30 m großen Buntsandsteinen, über die sich an einigen Stellen noch eine Auflage aus feinem und grobem Kies zog. Im Profil zeigte sich deutlich der gewölbte und nach beiden Seiten hin abfallende Straßenkörper. Begleitende Straßengräben konnten im Grabungsausschnitt nicht erfaßt werden, auch fehlen Hinweise auf weitere Bestattungen. Anscheinend ist die Nordgrenze des Friedhofes weiter südlich in Richtung der Westgrenze des vicus zu suchen.

Handschuhsheim, östlich Dossenheimer Weg (Lgb. Nr. 11086). Arch. Untersuchung III. 1996.

In der Wand einer bereits ausgehobenen Baugrube zeichnete sich die Sandsteinstückung eines Straßenkörpers ab. Nach Anlage und Material könnte es sich um Teile der am Gebirgsrand entlang ziehenden Römerstraße handeln.

Bergheim, Thibautstraße (Lgb. Nr. 1847). Arch. Untersuchung März 1996.

In unmittelbarer Nachbarschaft des 1994 entdeckten Tiefbrunnens wurde bei den fortschreitenden Bauarbeiten ein weiterer Steinbrunnen und Reste eines holzverschalteten Brunnenschachtes angeschnitten. Auch diese beiden stehen in engem Zusammenhang mit den ausgedehnten Töpfereien in diesem Areal.

Mittelalter und Neuzeit

Heidelberg – Altstadt, Pfaffengasse 10. Arch. Untersuchung Februar 1997.

Nach der Fundmeldung erfolgte eine begrenzte bauarchäologische Untersuchung des Hinterhofbereichs. Hier war durch die Umbauarbeiten das Gewölbe einer gemauerten Latrine angeschnitten worden. Der Befund nimmt mit 2.90 auf 2.30 m nahezu den ganzen kleinen Hinterhofbereich ein. Die Schachttiefe der bis auf Grundwasserniveau angelegten Latrine beträgt über 5 m und gehört damit zu den bis jetzt tiefsten Anlagen dieser Art in der Altstadt. Das Mauerwerk der Umfassungswände ist trocken gesetzt und mit Lehm verfugt. Das Nord-Süd gerichtete Tonnengewölbe wurde dagegen gemörtelt. In der südwärtigen Stirnwand sind auf Höhe der Kämpferlinie

drei 20 auf 20 cm messende Aussparungen eingelassen, die auf der Gegenwand fehlen, also nicht als Balken- sondern vermutlich als Abzugslöcher zu interpretieren sind. Der mit 1 m vergleichsweise breite Abwurfschacht hat sich in der Südwestecke der Gewölbetonne erhalten. Eine zweite kleinere, vermutlich nachträglich integrierte Öffnung war in der Nordwestecke zu beobachten. Der Inhalt der Anlage war entfernt. Die Latrinewände zeigen sich vollkommen von Schmutz befreit, so daß die Gewölbetrine nach Aufgabe der ursprünglichen Nutzung als Tiefkeller benutzt worden ist. Der Einstieg muß damals über Leitern durch die ehemalige Abwurföffnung erfolgt sein, da kein Treppeneinbau vorhanden ist. Bei Aufgabe der Kellernutzung, auf die noch einige auf dem Boden liegende Weinflaschen erinnern, wurden wohl im späten 19. oder frühen 20. Jh. die Öffnungen im Gewölbe mit großen Sandsteinplatten versiegelt. Von Interesse ist, daß die Anlage trotz dieser späten Nutzung nicht in den Grundbuchplänen verzeichnet ist.

Da keine denkmalpflegerischen Bedenken gegen den Abbruch des Gewölbes vorlagen, wurde der noch vorhandene Latrinenschacht mit Kies aufgefüllt und auf diese Weise unter den Böden des heutigen Hauses erhalten.

Soweit die geöffnete Fläche zu erkennen gab, ist die Gewölbetrine das älteste erhaltene Bauwerk an dieser Stelle. In Verbindung damit steht eine westwärtig darüberziehende Mauer, die unter die heute vorhandenen Hofwände zieht, also vor den Stadtbrand von 1693 datiert. Die fehlende Ausrichtung des Latrinengewölbes auf die Pfaffengasse und die Orientierung der Abwurfschächte nach Westen deuten auf einen Zusammenhang der Anlage mit einem Anwesen an der ehemaligen Judengasse (heute Dreikönigsstr.) hin. Die Verbindung mit dem Gebäude in der Pfaffengasse dürfte, den umgebenden Hofwänden nach zu urteilen, erst im 18. Jh. erfolgt sein. Nach Keramikfunden aus der Bauschuttauffüllung über der Gewölbedecke, die neben vereinzelt Scherben jüngerer oberrheinischer Drehscheibenware des 15. Jh. v. a. glasierte Topf- und Schüsselfragmente des 16. Jh. enthielt, datieren einige bichrom glasierte Scherben die Entstehung der Aufschüttung noch in das 17. Jh. Es hat jedoch den Anschein, daß dieser Zeitanatz lediglich die Entstehung des Gewölbes betrifft, das nach einer grundlegenden Entleerung der Latrine erneuert werden mußte. V. a. die abweichende Mauertechnik der Schachtwände ohne Ziegelverwendung und in sauberem Verband zeigt keine Analogien zu jüngeren Heidelberger Latrinbauten, sondern findet z. B. in den Entsorgungseinrichtungen des Reihenhauses auf dem Heidelberger Kornmarkt eine nahezu identische Parallele aus der Mitte des 15. Jh.

Für die Fundmeldung und außergewöhnlich interessierte Zusammenarbeit sei der Bauherrin Frau Stoffels und den mit dem Umbau betrauten Mitarbeitern der Firma Oikos sehr herzlich gedankt.

Heidelberg – Altstadt, Hauptstr. 214. Arch. Grabung Oktober/November 1996.

Bei Ausschachtungsarbeiten für Umbauten im Anwesen Hauptstr. 214 konnte nach Fundmeldung baubegleitend eine archäologische Untersuchung durchgeführt werden. Teils in der Fläche ergraben, teils in Profilschnitten dokumentiert, wurden die durch Bodeneingriffe gefährdeten Bereiche des zum Karlsplatz gelegenen Hinterhofareals erfaßt. Vgl. den ausführlichen Fundbericht in diesem Band auf S. 128 ff.

Heidelberg – Altstadt, Obere Neckarstr./Südwestecke Neckarmünzplatz. Arch. Untersuchung Mai 1996.

Bei Kanalisierungsarbeiten im Verlauf der Leyergasse wurden im Bereich der Kreuzung zur Oberen Neckarstr. in über 2 m Tiefe Mauerbefunde angeschnitten. Es handelt sich dabei um auffällig tief im anstehenden Neckarkies gelagerte Mauersohlen des sog. Leyertors der ehemaligen Stadtbefestigung. Erfasst wurden vermutlich Teile der inneren Torwangen. Bemerkenswert ist die (Teil- ?) Fundamentierung auf großen Sandsteinplatten. Der Befund konnte lediglich eingemessen und photographisch dokumentiert werden, zeigt aber erstmals die exakte Lage der hier auf den Stadtdarstellungen von Sebastian Münster (1550) und Matthäus Merian (1620) abgebildeten Stadtbefestigung. Es konnte kein aussagekräftiges Fundmaterial geborgen werden, so daß das genaue Baualter der zur Mitte des 16. Jahrhunderts auf der Münsterschen Stadtansicht noch nicht sicher auszumachenden Toranlage offen bleibt.

Heidelberg – Altstadt, Untere Neckarstr./ Südwestecke Krahenplatz. Arch. Untersuchung Mai 1996.

Begleitend zu Kanalisierungsarbeiten konnte ein Profil durch den bis jetzt unbekanntem stratigraphischen Aufbau am Krahenplatz dokumentiert werden. Trotz der 2 m tiefen Ausschachtung wurde der gewachsene Boden nicht erreicht. Erfasst wurde eine mächtige Abfolge nacheinander abgelagerter Sand- und Bauschutteinfillungen, die vermutlich der Anhebung des zu befestigenden Neckaruferbereiches dienten. Dem eingelagerten Fundmaterial nach zu urteilen müssen diese Maßnahmen im 15. Jh. in rascher Folge wiederholt worden sein und sind offenbar dem Ausbau der seit 1392 unternommenen Vorstadterweiterung zuzuordnen. Trotz der im 16. Jh. in unmittel-

barer Nachbarschaft anhebenden Baumaßnahmen – östlich der Marstall, südlich der kurfürstliche Bauhof und Adelshof des kurfürstlichen Jägermeisters v. Eysack – bleiben die folgenden Niveaufhöhungen vergleichsweise geringmächtig. Als jüngster darin eingetiefter Befund wurde eine schräg zur Neckarstraße geführte Mauer ungewöhnlicher Stärke angeschnitten, die sich als Wellenbrecher für die hochwassergefährdete, hier im 18. Jh. entstehende Uferbebauung erweist und auch auf Stadtdarstellungen des späteren 18. und frühen 19. Jh. zu erkennen ist.

Fundmaterial: Überwiegend Scherben jüngerer Drehscheibenware des 15. Jh., glasierte Hafnerware des 15. Jh.–19. Jh., darunter Randscherben früher glasierter Töpfe mit Halsgraten. Auffällig viele Dachziegelfragmente in den Bauschuttauffüllungen des 15. Jh. deuten auf umfangreiche Verwendung von Harteindeckungen für die Neubauten des Vorstadtbereichs. Ziegeldächer waren im Rhein-Neckar-Gebiet und im Odenwald in Konkurrenz zu Brettschindel- und Strohdächern noch bis in das 17. Jh. nicht die einzige und häufigste, aber neben Legschiefer die aufwendigste Dachdeckung. Das hohe Fundaufkommen könnte zum einen mit den in der Nähe entstehenden Adelshöfen in Verbindung stehen und aus der am Ausgang der Schiffgasse angelegten Ziegelei stammen.

Martin Langner (Hrsg.)

»Feuer schwarz«

Eine deutsche Feuerwehr-
geschichte
am Beispiel Heidelbergs

352 Seiten, 242 Abbildungen
in Duplex-Technik, zweifarbig,
Format 195x260 mm,
fadengehefteter Pappband, 68,- DM
ISBN 3-88423-101-4

Aus dem **Inhalt:** Mentalitäts- und Ideo-
logiewandel • Turnerfeuerwehr und
die Revolution 1848/49 • Carl Metz –
Heidelberger Fabrikant und Feuerwehr-
mann • Freimaurerei und Feuerwehr •
Die Feuerwehr im Nationalsozialismus •
Codewort »Hammerhead«: Heidelberg
im Visier vom britischen »Bomber
Command« • Das Städtische Orchester
und die Feuerwehrmusik • Feuerwehr-
einsätze in Forschungslabors • Frauen
und die Feuerwehr • ... Wichtige Doku-
mente • ausführliches Namens- und
Sachverzeichnis

Aus ersten **Rezensionen:**

»»Feuer schwarz« füllt Forschungs-
lücken – Zum 150. Geburtstag der Frei-
willigen Feuerwehr und anlässlich des
50jährigen Bestehens der Berufsfeuer-
wehr Heidelberg edierte Martin Langner
»Eine deutsche Feuerwehrgeschichte am
Beispiel Heidelbergs«, einen schönen,
rundum gelungenen und zudem günsti-
gen Band mit fast ausschließlich unbe-
kannten Fotografien. Fachleute und
Berufshistoriker haben hier nicht nur
interessante und häufig bisher kaum be-
kannte Details aus Heidelbergs Lokalge-
schichte unterhaltsam und quellennah
dargestellt, sondern auch den Modell-
charakter der Heidelberger Entwicklung
aufgezeigt.«

Rhein-Neckar-Zeitung

Verlag Das Wunderhorn

Bergstraße 21 · D-69120 Heidelberg · Telefon 06221/402428 · Fax 06221/402483



»Das von Martin Langner herausge-
gebene Buch ist vielmehr Geschichts-
werk und Heidelberg-Buch ganz neuer
Art. Der Ursprung der Freiwilligen Feuer-
wehr als demokratische Keimzelle vor
150 Jahren, die wechselvolle Entwick-
lung im Kaiserreich, aber auch kritische
Töne zur Rolle in der Nazizeit fehlen
nicht: Stadtgeschichte am Beispiel
der Feuerwehr.«

Mannheimer Morgen

»Der opulent ausgestattete [...] und typo-
graphisch vorbildlich gestaltete Papp-
band [...] ist dabei weit mehr als eine
Heidelberger Lokal- und Feuerwehrge-
schichte.«

**vfdb – Zeitschrift
Forschung und Technik
im Brandschutz**

»Nicht die meist übliche selbstbewei-
räuchernde Feuerwehrchronik [...], viel-
mehr kommen neben Fachleuten der
Brandschutztechnik ebenfalls Historiker,
Kunsthistoriker und Musikwissenschaft-
ler zu Wort. [...] Das Buch [...] kostet
68,- DM, die gut angelegt sind.«

Brandhilfe

Volker Gewahl u. a.: Pädagogium-Lyceum-Gymnasium, 450 Jahre Kurfürst-Friedrich-Gymnasium zu Heidelberg. Herausgegeben von Peter Blum. Buchreihe der Stadt Heidelberg Nr. 7, Verlag Guderjahn, Heidelberg 1996

Beim feierlichen Festakt zum 450-jährigen Bestehen des Heidelberger Kurfürst-Friedrich-Gymnasiums äußerte sich der Vertreter der französischen Partnerschule beeindruckt über soviel historische Überlieferung: Die von ihm vertretene Pariser Schule habe ihren Namen mehrfach gewechselt, und überhaupt trügen Schulen und Universitäten seit der Großen Revolution nicht mehr die Namen ihrer adeligen Gründer. Der Gratulant konnte nicht wissen, daß auch das KFG den Namen jenes kultursinnigen Regionalfürsten, der vor 450 Jahren per Anweisung dem „neu angestellten Pädagogium“ eine Unterbringung in einem universitätseigenen Gebäude sicherte, erst seit 1937 trägt. Bis dahin hieß die Anstalt meist schlicht Gymnasium Heidelberg. Seitens der Universität war das Dekret auf wenig Gegenliebe getroffen und hatte einen Streit provoziert, der uns eigentümlich bekannt vorkommt, weil er im Gewande der allerneuesten Hochschulreformdebatte gerade wieder einmal aufgeführt wird: Ob die Auswahl der Studenten und die Vorbereitung auf das universitäre Studium Sache der Universität selbst sei – so sah es die betroffene Artistenfakultät – oder die Aufgabe schulischer Instanzen wie eben eines Pädagogiums. Kaum notwendig, hinzuzufügen, daß mit dieser Frage höchst materielle Interessen verbunden waren; es ging um das Geld, das Mitglieder der Fakultät bzw. fortgeschrittene Absolventen derselben bei der universitären Propädeutik verdienen konnten.

Dem vom Stadtarchiv herausgegebenen Sammelband „Pädagogium-Lyceum-Gymnasium – 450 Jahre Kurfürst-Friedrich-Gymnasium zu Heidelberg“ sind diese Hintergründe zu entnehmen.

Der Einführungsbeitrag von *Heiner Lutzmann*, Mitarbeiter der Forschungsstelle zur Geschichte der Universität Heidelberg, skizziert auf wenigen Seiten die historischen Kenntnisse über die Schulen im Heidelberg des Humanismus und der Reformation. Das Gründungsdatum des Pädagogiums scheint ihm indes wenig gewiß – zu dem in dem Erlaß festgehaltenen Datum „gab es den Vorläufer des KFG entweder noch nicht oder schon längst in Gestalt der mit eigenen Statuten versehenen oder von einzelnen Magistern geleiteten Internate der Universität für die Einführung in die „artes liberales“ (S. 26).

Gerhard Merckels Aufsatz über „Entstehung und Geschichte des Pädagogiums zu Heidelberg im 16. Jahrhundert stellt anhand ausführlicher Zitate aus dem Schriftwechsel zwischen der Universität und der kurfürstlichen Verwaltung die Bestrebungen des Kurfürsten Friedrich II. und seiner Nachfolger zu einer entschieden protestantisch orientierten Universitätsreform dar. Teil dieser Reformbestrebungen – die von einem katholischen Intermezzo in der Mitte des 16. Jahrhunderts unterbrochen wurden – war die Errichtung des Pädagogiums. Nach mehreren Unterbrechungen infolge politischer Konflikte und Pestepidemien, wurde es 1565 nochmals gegründet, diesmal vom Senat der Universität und vom Kirchenrat gemeinsam verwaltet. Da die Finanzierung durch konfiszierte Kirchengüter gesichert worden war, konnte der Unterricht kostenlos erteilt und die ca. 40 Schüler gepflegt und gekleidet werden. Die Haus- und Disziplinarordnung war von der neuen geistigen Ordnung geprägt: „Den Willen und Ratschluß Gottes anerkennend und sich ein jeder dem anderen unterwerfend“ sollten die Zöglinge „erdulden, daß ihre Neigungen, Wünsche, Begierden und Leidenschaften durch tugendhafte Zucht beherrscht werden“.

Herrmann Wiegand, Lehrer am KFG Mannheim und Experte für die lateinische Dichtung deutscher Jesuiten, stellt unter Mitarbeit des ehemaligen KFG-Studiendirektors *Herbert Neumüllers* die Entstehung eines katholischen Kollegs während der Herrschaft der Gegenreformation in Heidelberg dar. Nach der Eroberung der Stadt durch Tilly und seine kroatischen Truppen sowie der Übernahme der Herrschaft durch den bayerischen Kurfürsten Maximilian I. flüchtete zunächst die evangelisch-calvinistische Lehrerschaft und das protestantische Gymnasium verschwand zeitweise. Direkt hinter der Frontlinie nachfolgende Vertreter des Jesuitenordens hatten an dessen Stelle schon bald eine private Schule eingerichtet. Die beiden Autoren konzentrieren ihre Aufmerksamkeit auf das Jesuitenkolleg, das dank der Übernahme der pfälzischen Kurfürstenwürde durch die katholische Linie des Pfalz-Neuenburgschen Hauses im Jahr 1686 errichtet wurde und nach Aufhebung des Jesuitenordens 1773 durch den Lazaristenorden noch bis 1796 weitergeführt wurde, bis es 1807 zur Vereinigung mit dem protestantischen Gymnasium kam. Wiegand und Neumüllers gelingt eine schöne Studie über die pädagogischen Prinzipien der Jesuiten und ihre Art, den Schulunterricht zu gestalten. So setzten die Ordenslehrer auf eine intensive Kooperation zwischen den Schülern: jeder Schüler hatte einen Kameraden („aemulus“), der ihn abfragte und falsche Antworten rügte (S. 153). Die Unterrichtssprache war ab der zweiten Schulklasse ausschließlich Latein. Die Sprachen sollten durch das Sprechen gelernt werden, deshalb lag der Schwerpunkt des Unterrichts auf dem Verfassen von Aufsätzen und Gedichten vor allem in lateinischer Sprache – das Griechische fand weniger Berücksichtigung. Die Autoren analysieren mehrere der sorgfältig ausgearbeiteten Grammatiken, die in Heidelberg verwendet wurden. Bei der Lektüre der klassischen Schriftsteller wurden die historischen und kulturellen Bezüge erklärt, wobei allerdings die heidnischen Autoren so interpretiert werden mußten, daß aus ihren Texten die christlichen Glaubenswahrheiten bewiesen werden konnten. Eine besondere Rolle spielte die Aufführung von Schuldramen, verfaßt bzw. adaptiert von einem eigens damit beauftragten „pater comicus“ und als Übung für die Schüler möglichst von der gesamten Schule aufgeführt. Mehrere dieser Dramen sind in Zusammenfassungen bzw. als Gesamttext erhalten und werden in dem Beitrag wiedergegeben. Der Erfolg der Jesuiten bei der Heranbildung einer europäischen gesellschaftlichen Elite, die mit den Bildungsgütern der antiken Tradition vertraut war, veranlaßte auch protestantische Eltern, ihre Kinder in dem Heidelberger Kolleg erziehen zu lassen. Dabei kam nur die Minderheit der Schüler aus der Stadt selbst, die meisten stammten aus der näheren und weiteren Umgebung. Als nach der Aufhebung des Jesuitenordens die Schule unter die Kuratel des protestantischen Kurfürsten kam, wurde zuerst das Schultheater verboten, weil es zuviel kostbare Unterrichtszeit in Anspruch nehme.

Lothar Schuckert, früherer Lehrer am KFG und Fachleiter für Pädagogik am staatlichen Seminar für Schulpädagogik, übernimmt die Aufgabe, die Gymnasialgeschichte im 19. Jahrhundert und damit den für die Gestaltung des Gymnasiums im zwanzigsten Jahrhundert prägenden Übergang zunächst zum Humanismus der Neuzeit und dann zur Bismarckzeit zu klären. Der Hintergrund, den er für seine Darstellung wählt, die badische Geschichte bzw. die Landesschulverwaltung in ihrer Interaktion mit der Heidelberger Anstalt, ist allerdings zu eng, um ein solches Thema ausreichend zu stützen.

So verzichtet der Autor völlig auf eine Darstellung der Humboldtschen Reformbestrebungen und ihrer Wirkungen bei der Gestaltung der höheren Bildung. Der erste Reformschritt des anbrechenden Jahrhunderts ist für ihn die konfessionelle Neutralisierung der Schule: Der Religionsunterricht wurde schon 1803 auf bestimmte Stunden beschränkt,

damit „die Schüler anderer Religion, welche an solchen Orten sind, die anderen Schulstunden unbedenklich besuchen und ... bei Geistlichen ihrer Religion eben diesen Religionsunterricht erhalten können“, wie es in dem entsprechenden Erlaß heißt (S. 173). Erteilt wurde dieser Unterricht von katholischen, evangelischen und israelitischen Geistlichen. Eine umfassendere Reform wurde 1807 realisiert, um die „Disziplin des Gymnasiums zu schärfen und die Polizey desselben strengen Gesetzen zu unterwerfen“. Die Schulgesetze von 1807 mit einem umfangreichen Strafkatalog von der „Einsperrung“, über die „körperliche Züchtigung durch den Gymnasiumsdiener“, über die „Abbitte vor der Konferenz oder der versammelten Schule“, bis zur „Ausweisung“ geben, so Schuckert, „vielleicht ...“ einen Einblick in den „... Alltag der Schüler“, „über den sonst nichts zu erfahren ist.“ (S. 176). Der politische Kontext dieser Aufsichtsmaßnahmen für die rebellische Jugend der Metternich-Zeit wird vom Autor angedeutet. Auch der Humanismus selbst stand unter politischem Verdacht: So gab es Befürchtungen, die von den Schüler gelesenen Texte klassischer Autoren könnten diese demokratisch beeinflussen. Diesbezüglich gibt der Autor jedoch Entwarnung: „Man beobachtete das Gymnasium mit Argwohn. Diese Sorgen waren jedoch allesamt unbegründet, denn es zeigte sich bald, daß die Gymnasialprofessoren sich als gelehrte Philologen verstanden. Zumindest im 19. Jahrhundert wurden die antiken Texte von ihnen philologisch abgehandelt, höchstens ästhetisch, vielleicht auch gelegentlich historisch interpretiert, nicht jedoch politisch“ (S. 182). Immerhin wird 1821 die „Entdeckung und Bestrafung der geheimen Gesellschaft unter den Gymnasiasten der oberen Klassen mit dem Namen ‚Badenia‘“ vom Direktor mitgeteilt.

Für Schuckert stellten auch die mit dem Aufstieg des Bürgertums lauter werdende Forderungen nach Einbeziehung der sogenannten „Realien“-Fächer, der neuen Sprachen und der Naturwissenschaften, einen Versuch der politischen Reaktion und insbesondere kirchlicher Kreise dar, demokratische Bestrebungen zu begrenzen, wie sie durch den humanistischen Unterricht befürchtet wurden. Bereits im Jahr 1823 hatte ein Lehrer die Jahresabschlußfeier mit einer Rede „Über die widersinnige Forderung, den Gymnasialunterricht nur auf den künftigen unmittelbaren Gebrauch der Kenntnisse zu berechnen“ (S. 181) gestaltet. Das Gymnasium setzte auf hinhaltenden Widerstand, konnte die Modernisierung aber nicht aufhalten. 1838 wurde der erste Mathematiklehrer an das Heidelberger Gymnasium berufen, nachdem bis dahin alle Lehrer die Gesamtheit der Fächer unterrichtet hatten und das Theologiestudium in der Regel die Voraussetzung für den Lehrerberuf gewesen war.

Die Hintergründe und Argumente für das Festhalten an der altsprachlichen Orientierung des Unterrichts im 19. Jahrhundert werden aus Schuckerts Darstellung kaum verständlich. Das Erlernen der Sprachen scheint schon in den ersten Jahrzehnten von jeglichem geistigen Kontext abgeschnitten gewesen zu sein. So berichtet der später berühmte gewordene Heidelberger Arzt Adolf Kußmaul, der im Jahr 1840 am KFG Abitur gemacht hatte: „Direktor Brummer leitete die oberste Klasse. Er stand im Ruf eines guten Philologen und wurde von den Schülern sehr respektiert, aber auch bei ihm blieben uns die idealen Grundsätze der alten Welt verschlossen, über die rein grammatische Schulung kamen wir nicht hinaus. Nur durch eigenen Trieb und privates Studium habe ich mich mit den Meisterwerken der griechischen und römischen Literatur und dem Geiste, der sie durchweht, bekannt gemacht.“ (S. 192)

Zur Durchsetzung des Schulhumanismus im 19. Jahrhundert als eiserne Korsettstange eines „unpolitischen“, d. h. staats-treuen, nationalistischen und ständisch-elitären deut-

schen Bürgertums fehlte noch ein Element: Die Orientierung an Leistung. Während bis dahin das Innenleben der Schule den von Schuckert zitierten Aussagen prominenter Schüler zufolge häufig eher an die Skurrilitäten der „Feuerzangenbowle“ erinnerte, schaffte der 1895 berufene Direktor Dr. Gustav Uhlig ein neues Klima. Unter seiner Regie erhielt das KFG schon bald den Ruf, „das schwierigste Gymnasium Deutschlands zu sein.“ (233). Die „Versagerquote“ (Schuckert) stieg auf bis zu 14 %, im Schnitt wurden 10 %, der Schüler nicht versetzt. Uhlig begründete diese Entwicklung in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ mit einer auf neuartige Weise gesellschaftskonformen Zieldefinition für humanistische Bildung:

„Vielmehr scheint es mir in der Tat für Anstalten der gemeinten Art eine Unterrichtsgestaltung, bei der möglichst deutlich und möglichst bald erhellt, welche Knaben zur Erreichung wissenschaftlicher Studien wenig oder gar nicht geeignet sind, den Vorzug vor einer Lehrplangestaltung zu verdienen, bei der dies nicht so entschieden und so bald hervortritt und wo die Zahl der aus den unteren Klassen Versetzten deswegen größer ist.“ (285)

Wie dem Beitrag von *Martin Horter*, Studiendirektor am KFG, über das erste Drittel des 20. Jahrhunderts zu entnehmen ist, konnte der Wandel der humanistischen Pädagogik und Geistesbildung zu einem formalen intellektuellen Trainings- und Selektionsinstrument die humanistischen Gymnasien aber nicht vor einer von ihnen tief empfundenen Niederlage bewahren: Die Gleichstellung mit anderen Schulformen wurde durch Kaiserlichen Erlaß Anfang des Jahrhunderts besiegelt.

Eine weitere tiefgreifende Veränderung war der Beginn der Koedukation. Im Jahr 1901 wurde die erste Schülerin am KFG aufgenommen. Dennoch blieben Mädchen lange eine Minderheit und wurden im Nationalsozialismus wieder völlig von der Schule verbannt. Noch schwieriger war es für Lehrerinnen, in die Eliteanstalt vorzudringen. Eine erste Lehrerin wird 1917 verzeichnet, sie verläßt die Schule jedoch bald darauf wieder. 1928 ist am am Gymnasium nur eine Hauptschullehrerin tätig – das für das Mädchenturnen zuständige Fräulein. Selbst in den 50er Jahren waren nur 3 Lehrerinnen am KFG fest angestellt und erst heute hat sich ihr Anteil auf 40% erhöht.

Der Erste Weltkrieg hatte mit der vorzeitigen Entlassung der Abiturienten an die Front begonnen. Wie sich aus den Jahresberichten ergibt, sahen Lehrerschaft und Schulverwaltung ihre erzieherische Aufgabe in jenen Jahren vor allem in der Propagierung von Durchhalteparolen und Heldenod. Nach der deutschen Niederlage war die Lehrerschaft, von einer Mischung aus konservativ-„unpolitischer“ Weltsicht, Verteidigung von Standesinteressen und Abwehr gegen Veränderung geprägt. Die weit überwiegende Zahl der Gymnasialpädagogen stand „dem gegenwärtigen Staat mit skeptischer Distanz gegenüber“ und trauerte der „vor allem durch die Schuld von Deutschlands Gegnern verloren geglaubten Größe“ nach (S. 269). Entsprechend zurückhaltend wurden die Versuche der badischen Schulverwaltung aufgenommen, Lehrinhalte oder Unterrichtsgestaltung zu reformieren.

Bei der Darstellung der Geschichte des Gymnasiums unter der nationalsozialistischen Diktatur, von *Frank Moraw*, Oberstudienrat am KFG, mit den Worten „zwischen Anpassung und Selbstbehauptung“ überschrieben, handelt es sich um eine gekürzte Fassung der von diesem Autor bereits vorliegenden Broschüre zum gleichen Thema. Moraw schildert die Aktivitäten nationalistischer Schülerzirkel vor der Machtergreifung und der Stimmung in der Lehrerschaft, die keinerlei Sympathien für die Weimarer Demokratie erkennen ließ. Als nach der gewaltsamen Übernahme der badischen Regierung durch die Nationalsozialisten die Schulen von der Schulverwaltung angewiesen wurden, bei ihren Abitursfeiern die „nationale Erhebung“ in den Mittelpunkt der Reden zu stellen und das

Horst-Wessel-Lied abzusingen, wurde diese Aufforderung auch am KFG prompt befolgt. Erkennbaren Widerstand oder auch nur abweichende Meinungen über das, was sich da als „neue Zeit“ propagierte, waren zunächst nicht festzustellen.

Die Schule war seit der Freigabe des Religionsunterrichtes im 19. Jahrhundert immer von einer starken jüdischen Minderheit besucht worden. 1885 hatten mehr als 50 Schüler den jüdischen Religionsunterricht besucht, zu Anfang der 30er Jahre waren es noch 16, aber es bestand ein jüdischer Jugendbund am Gymnasium, der deutschnational orientiert war. Die von Moraw befragten Zeitzeugen erinnern sich nicht an rassistisch begründete Diskriminierungen während der Weimarer Republik. Nach 1933 ging der Anteil jüdischer Schüler dann zurück. 1936 besuchten nur noch 4 jüdische Schüler das Gymnasium. Sie wurden 1938 entlassen. Den meisten gelang zusammen mit ihren Eltern die Flucht ins Ausland. Andere wurden zunächst in das südfranzösische Lager Gurs deportiert, von wo aus seit 1942 die Verschickung in die Arbeits- und Vernichtungslager im Osten erfolgte.

Der Altphilologe Dr. Herrmann Ostern, seit 1932 Leiter des Gymnasiums, wurde von den neuen Machthabern schon bald als politisch unzuverlässig angesehen. Moraw stellt das Geflecht aus Intrigen und Allianzen zwischen Partei, Kollegium und Schulverwaltung in der Auseinandersetzung um die schon bald betriebene Amtsenthebung Osterns detailliert dar. Sein Nachfolger, der alte Kämpfer und SS-Sturmbannführer Georg Mildenerberger sorgte dafür, daß die Schüler bei seinem Anblick stramm standen: „Augen links, Arm gerade hoch und Heil Hitler ...“ (S. 361) Moraw bemüht sich, an den Beispielen Ostern und Mildenerberger zu zeigen, daß „Weltanschauungsziele auch innerhalb des tendenziell totalitären Regimes nicht ohne weiteres durchsetzbar waren, wenn sie unmittelbaren Interessen einflußreicher Gruppen zuwiderliefen“ (363). Er schildert dies am Beispiel der Koedukation, die am KFG entgegen einer Weisung von oben noch weitergeführt wurde oder an der Auseinandersetzung um einen katholischen Religionslehrer, der von Mildenerberger gegen die Gestapo Unterstützung bekam.

Ob das Wort „Selbstbehauptung“ solche institutionellen Strategien richtig benennt, bleibt allerdings trotz des von Moraw ausgebreiteten Materials zweifelhaft. Kollegiale Loyalität mag ein persönlicher Vorzug und institutionelle Kontinuität ein Teilziel sein angesichts von massiven parteipolitisch-ideologischer Kampagnen und Spitzeleien bis in den Kollegenkreis hinein. Das Wort Selbstbehauptung rechtfertigen sie kaum für eine Institution, in der erkennbar nichts für die rechtlos gemachten jüdischen Schüler geschah, die die nationalsozialistische Ideologie zumeist bereitwillig weitergab und in den letzten Kriegswochen noch die 16-jährigen in den Endkampf hetzte, erscheint der Begriff indes nicht angemessen. Erfolgreich war der Nationalsozialismus unter anderem deshalb, weil es ihm in den ersten Jahren gelang, die ideologisch-provinziellen Exzesse der eigenen Anhänger in Grenzen zu halten und die gesellschaftlichen Funktionsebenen in den Dienst seiner Ziele zu stellen. Die Institution des Gymnasiums mit seiner „Atmosphäre des ernsten und genauen Lernens“ stand insofern keineswegs in jenem natürlichen Gegensatz zum Regime, den Moraw vermutet.

Und selbstverständlich gab es engagierte Nationalsozialisten wie Mildenerberger oder den wiederholt zitierten Professor Gustav Klingenstein, die das humanistische Gymnasium, wie sie es verstanden, erhalten sehen wollten, weil sie der Ansicht waren, daß es den Zielen des Nationalsozialismus diene. Wenn Klingenstein die Anstalt gegen den Vorwurf verteidigt, sie treibe in der Tradition Humboldts zu viel Aufwand mit eigentlich undeutschen Inhalten, dann befand er sich offenbar im Einklang mit den Überzeugungen zahlreicher seiner Kollegen: „Insbesondere ist der Kampf gegen das ästhetische Ideal des Neu-

humanismus reine Donquichotterie, denn dieses Bildungsideal zerfiel schon im Zeitalter der Reichsgründung, der Schulhumanismus gewann seine erzieherische Kraft aus der nationalen Bewegung der Bismarckzeit und erneuerte sich aus deren Geist; die humanistische Schule der kaiserlichen Zeit war auch in der Auswahl der antiken Lektüre nationalpolitisch bestimmt. Das Gymnasium bewahrte den Geist Bismarcks bis zu dem Augenblick, in dem es sich in den Geist der neuen deutschen Erhebung stellte.“ (S. 346). Der Gegensatz zwischen dem humanistischen Universalismus der Renaissance oder der Humboldt-Zeit und einer Schulwirklichkeit, die sich bis zur lateinischen Übersetzung des Horst-Wessel-Liedes in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ selbst karikiert, wird hier auf die Spitze getrieben.

Insofern ist Moraws Diagnose einer „beachtlichen Resistenz“ des Schulhumanismus gegen das totalitäre Regime „im Verein mit rest-christlichen und rest-liberalen Traditionen in der Lehrerschaft“ nur schwer nachzuvollziehen. Widerstandshandlungen und Schwierigkeiten mit den Geheimdiensten, wie sie der Autor bei einer Reihe von mutigen christlichen Mitgliedern des Kollegiums schildert, werden von humanistisch motivierten Lehrern nicht berichtet. Die persönliche Haltung von Herrmann Ostern dem „Bildungskonzept der Schule“ selbst zuzuschreiben, das „in der Person des Schulleiters Dr. Herrmann Ostern eine schwere Bewährungsprobe bestehen konnte,“ wie es Martin Horter im Anschluß an Frank Moraw tut, erscheint kaum plausibel.

Wolf Uebel, Studiendirektor am KFG, bemüht sich abschließend auf sieben Seiten um eine Kurzdarstellung der letzten 50 Jahre. Für ihn wurden die Verhältnisse durch die Politisierung ab etwa 1965 in Bewegung gebracht, als die von den Amerikanern übernommene „Schülermitverantwortung“ begann, Schul- und vorübergehend auch „große Politik“ zu machen. Als wirksamste Veränderungen werden die Einbeziehung der Elternschaft, die Einrichtung einer Schulkonferenz sowie die Abschaffung des Griechischen als verbindliche Fremdsprache im Jahre 1972 geschildert. Allerdings verzichtet Uebel auf eine Analyse und Bewertung der Konflikte dieser Jahre, sodaß die Darstellung in der Projektdokumentation der Lehrerselbsthilfe päd-aktiv e. V. noch immer nicht nur als umfassender, sondern auch in vielen Punkten als genauer gelten muß (*).

Nach dem von den Autoren vorgelegten Parforce-Ritt durch 450 Jahre Schulgeschichte und europäische Bildungstradition bleiben viele Fragen. Institutionengeschichte, die praktisch ausschließlich von Angehörigen der Institution selbst geschrieben wird, kann eine gewisse Innensicht nicht vermeiden. Allein schon wegen der Gegensätze, die eine Schule naturgemäß vereinbaren muß, wäre ein unabhängiger Blick, der der Perspektive der Schüler, der städtischen Bürgerinnen und Bürger oder auch der Eltern intensiver nachzugehen in der Lage wäre, hilfreich gewesen.

Unbefriedigend ist auch der vollständige Verzicht auf die Darstellung der sozialen Hintergründe der Institution – von der Herkunft der Schüler und Lehrer bis zu den Zielen, die sie mit dem Schulbesuch verbanden. Mag sein, daß es die Quellenlage nahelegt, Schulgeschichte eher als Geschichte der Schulverwaltung und – Bürokratie anzulegen denn als Geschichte des Zusammenlebens von Lehrern und Schülern in einer Institution oder eine Geschichte der Bildungsideale und der sozialen Bedeutungen formalisierter Bildung – befriedigen kann das nicht.

(*) Heidelberger Schulgeschichten, Ein Projekt der Lehrerselbsthilfe päd-aktiv e.V., zusammengestellt von Harald Hammer, Günher Mejerl und Detlev Zeiler, Heidelberg, im März 1988

Stattdessen enthält der Band insbesondere in seinen ersten Teilen eine Unzahl von Einzelheiten, die zur Sache wenig beitragen und auch den Hintergrund nur mäßig illustrieren – wenn z. B. die Lehrer mit Namen und Gehalt aufgeführt werden, oder im Detail erklärt wird, wer wieviel Geld für Feuerholz erhalten hat und welchen Teil er zurückzahlen mußte. Zentrale Begriffe (was z. B. hat man sich unter einer „Burse“ vorzustellen, und was mag ein „Contubernium“ sein?) werden hingegen einfach vorausgesetzt.

Aus der Perspektive der Schule und der Schulform selbst, des humanistischen Gymnasiums, dürfte eine andere Lücke noch schmerzlicher empfunden werden. Die im Verlauf der Schulgeschichte kontinuierlich geführte Diskussion über die Bedeutung des Humanismus, d. h. über die Rolle des Sprachunterrichts und die Auseinandersetzung mit der klassischen Antike, taucht in dem umfangreichen Band nur nebenbei auf. Zudem lassen angeführten Zitate zwar die Ziele einzelner Akteure erkennbar werden, aber ein Bild von der sich wandelnden Bedeutung humanistischer Werte und humanistischer Pädagogik in der Geschichte der Anstalt entsteht daraus nicht.

So behält am Ende der nationalistisch versteinerte Schulhumanismus des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das letzte Wort, der ganzen Schüलगenerationen die Beschäftigung mit der Antike mit Ständedünkel und sinnloser Paukerei in eins gesetzt und am Ende gründlich vergällt hat. Wenn heute im humanistischen Kurfürst Friedrich Gymnasium der Griechisch-Leistungskurs in manchen Jahren nur noch fünf Mitglieder zählt, dann liegt die Ursache vermutlich auch in solchen Traditionsbildungen.

Und daß mit dem Abbruch der humanistischen Schultradition mehr verbunden sein könnte als eine organisatorische Umstellung von einer Sprache auf eine andere, daß ein wichtiger Verbindungsstrang zur europäischen Geistesgeschichte abzubrechen droht – davon ist in dem gesamten Band, der sich immerhin der Geschichte der humanistischen Bildung widmet, keine Rede. Obwohl besonders Horter und Moraw zentrale Punkte ansprechen, scheint die für eine wirksame Neuorientierung und einen selbstbewußten Ausgang aus der Sackgasse notwendige kritische Bestandsaufnahme noch weit entfernt. Der Mißbrauch der alten Sprachen zum Quälen von Schülern, die militaristische Propaganda der beiden Weltkriege, in denen noch das sinnloseste Gemetzel mit einem lateinischen Spruch geadelt wurde, die eurozentristischen Wirrsale bei der Rezeption des Griechentums und des römischen Reiches – die klassischen Texte taugten zu allem, selbst wenn bei näherem Hinsehen das Gegenteil darin zu finden ist. Als schließlich Widerstand gegen ein verbrecherisches Regime und den Allmachtsanspruch eines Staates gefordert war, hatte der Schulhumanismus sein universalistische Substanz längst freiwillig über Bord geworfen.

Wie könnte eine Neuorientierung aussehen, die mehr als ein Prozent der Schülerinnen und Schüler für die Traditionsbestände der europäischen Antike begeistern könnte? Weshalb sollte nicht ein Antike-Unterricht an die Stelle des altgriechischen Sprachunterrichtes treten, der eine modernen Auseinandersetzung mit der griechischen Kultur und Geschichte ermöglichte, ohne (griechisches) Sprachtraining mit Übersetzungen präsentiert, dafür aber z. B. jenes unmittelbare Nebeneinander von kultureller Produktivität und Barbarei thematisierend, das bei der Lektüre der Odyssee oder beim Besuch einer antiken Metropole wie Syrakus auch heute noch zutiefst erschreckt und verwirrt.

Martin Horter hebt das Fehlen einer Reformdebatte im Humanistischen Gymnasium der 20er Jahre hervor. Heute hingegen ist an Reformvorschlägen kein Mangel, nur richten sie sich nicht auf das, was Humanismus sein könnte, auf den dringend notwendigen Raum für gesellschaftlichen und kulturellen Eigensinn, der sich die humboldtsche Freiheit von

der unmittelbaren Nützlichkeit wieder leisten könnte. Mit Verkürzung der Schulzeit und Einführung der EDV wäre es dann allerdings nicht mehr getan.

Roland Schaeffer

Walter Mühlhausen: *Christian Stock 1910–1932, Vom Heidelberger Arbeitersekretär zum hessischen Ministerpräsidenten.* Verlag Brigitte Guderjahn, Heidelberg, 1996. Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Sonderveröffentlichung 6, 172 S.

An den Heidelberger „Arbeitersekretär“ und SPD-Kommunalpolitiker Christian Stock erinnert eine Monographie von Walter Mühlhausen, im Guderjahn-Verlag erschienen und gemeinsam herausgegeben von Stadtarchiv und Ebert-Stiftung. Mühlhausen ist ausgewiesener Kenner der hessischen Nachkriegsgeschichte, in der Christian Stock den Höhepunkt seiner politischen Laufbahn erreichte, denn von 1946 bis 1952 stand er als Ministerpräsident einer Großen Koalition vor. Gleichwohl sind Name und Lebensleistung Stocks nahezu vergessen. Die Erinnerung an ihn führt uns daher wieder ein Stück Stadtgeschichte in den turbulenten Weimarer Jahren vor Augen- und darüber hinaus einen politischen Typus, der heute selten geworden ist: aus kleinen Verhältnissen stammend, autodidaktisch gebildet, realpolitisch orientiert, der Partei- und Gewerkschaftsbewegung lebenslang loyal und uneingeschränkt verbunden. Als „Arbeitersekretäre“ waren sie nicht nur organisatorischer und agitatorischer Kern der reformerischen Arbeiterbewegung, ihre Kompetenzen im Sozial- und Arbeitsrecht, ihr Wirken in der sozialdemokratischen Zeitungslandschaft und den zahlreichen Gremien und Kommissionen auf kommunaler Ebene begründete ihre starke Position im Politischen. Prototyp des Arbeitersekretärs war Friedrich Ebert; die Biographie des Christian Stock liest sich wie eine bescheidenere Paraphrase auf Eberts politische Laufbahn.

1884 Geburt in Darmstadt, Zigarrenmacherlehre in Pfungstadt, 1902 Eintritt in die SPD, 1910 Funktionär des Tabakarbeiterverbandes, seit 1918 SPD-Vorsitzender im Wahlkreis Heidelberg-Eberbach, seit 1913 Arbeitersekretär, 1918/19 Stadtverordneter, Wahl in die Nationalversammlung, kurzzeitig Unterstaatssekretär im Reichswehrministerium, von 1921 bis 1925 badischer Landtagsabgeordneter, Stadtratsmitglied, Verwaltungsdirektor der örtlichen Krankenkasse bis 1932, Initiator der Baugenossenschaft Neu-Heidelberg. Neben Emil Maier der führende SPD-Politiker Heidelbergs in den Weimarer Jahren. 1932 übernimmt Stock die Direktion der Frankfurter Ortskrankenkasse, wird nach der Nazi-Machtergreifung entlassen und für acht Monate im KZ Kislau eingesperrt. Ein kleines Tabakgeschäft in Darmstadt sichert mehr schlecht als recht die Existenz. Die Wahl Christian Stocks anstelle des favorisierten Ludwig Bergsträsser zum hessischen Ministerpräsidenten 1946 überrascht viele, für die er ein zwar tüchtiger, aber eher farblos mittelmässiger Verwaltungsfachmann ist. Tatsächlich folgt dem Höhepunkt der Laufbahn der frustrierende Abgang nach schon vier Jahren – auf Betreiben der eigenen Partei.

Wirklicher Höhepunkt seiner Laufbahn war indes die Revolutionsphase 1918/1919 und seine Rolle im Heidelberger Arbeiter- und Soldatenrat. Zusammen mit Emil Maier (über den demnächst ebenfalls eine Biographie erscheinen wird), gelang es Stock, selbst

der bescheidensten Anflüge revolutionärer Umtriebe Herr zu werden („Dummheiten, die letzten Endes die Arbeiterschaft am meisten spüren würde.“ (S. 121) Ordnungswille, Organisationsgeschick und nüchternes Kalkül Stocks überzeugen rasch das liberal-konservative Bürgertum und die am Ort stationierten Truppen. Ein umfangreicher Erinnerungstext Stocks aus dem Jahr 1928, der im Anhang abgedruckt ist, führt in die ereignisreichen ersten Nachkriegsmonate in Heidelberg. Alsbald werden auch Stock die Geburtschwächen der Weimarer Republik überdeutlich. Gegen den Kapp-Putsch leitet er den örtlichen Widerstand der Arbeiterschaft, seit 1924 ist Stock auch aktiv im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, der republikanischen Schutztruppe.

Wie bei Biographen häufig, ist Mühlhausen engstens mit dem Sujet seiner Untersuchung identifiziert. Stock erscheint wohl zurecht als früher Exponent der volksparteilichen Entwicklung der SPD, so sehr er selbst an das „Milieu der kleinen Leute“ gebunden blieb. Mit Kritikern am Mainstream sozialdemokratischer Parteigeschichte oder an Stocks politischem Format verfährt der Verfasser nicht eben zimperlich. Er mag sie so wenig wie Stock sie gemocht hatte, die Utopisten, Theoretiker und intellektuellen Besserwisser. Eigentümlich unbelichtet bleiben Diskrepanzen und Differenzen – etwa zwischen Stock und Maier, die wohl zeitweilig ein ans Ehrenrührige gehendes Negativverhältnis zueinander hatten. Stocks Ambitionen auf Bürgermeisterämter in der weiteren Umgebung Heidelbergs wurden offenbar auch mehrfach durch seine Parteifreunde zunichte gemacht. Die Partei, nicht nur Heimat, auch ein Stück beinhardter Familienkrieg.

Für Heidelberg ist Stocks Verbleiben am Ort kein Schaden gewesen, denn trotz miserabler wirtschaftlicher Voraussetzungen paukte er als Aufsichtsrat der Baugenossenschaft ein forciertes Wohnbauprogramm (u.a. den Pfaffengrund) für Arbeiter- und Angestelltenfamilien durch, von dessen Beständen Heidelberg noch heute zehren kann.

Weniges ist an Mühlhausens Biografie wirklich zu kritisieren. Die Formulierung „Mit Kriegsausbruch reihte sich der Heidelberger Sozialdemokrat jedoch in die nationale Abwehrfront ein“ (S. 35) ist allerdings auch dann unvertretbar, wenn Christian Stock es zeit lebens so selbst gesehen haben mag. Die zweimalig falsche Datierung des Kapp-Putsches in den Bildlegenden S.4 und S. 54 ist durch korrekte Angaben im Text berichtigt. Etwas irreführend der Titel des Buches, denn der Zeitraum von 1910 bis 1932 umfasst exakt nur die Heidelberger Wirkungszeit und nicht – wie der Untertitel nahelegt – die biographische Spanne vom Arbeitersekretär zum hessischen Ministerpräsidenten.

Jenseits dieser Detailkritik bleibt die eindrucksvolle und sorgfältige biographische Leistung zu würdigen, die uns auch Parallelen zur Gegenwart deutlich macht. Denn Stocks kommunalpolitisches Wirken fiel in eine Zeit, in der Arbeitslosigkeit, öffentliche Finanzkrise und soziales Massenelend zusammentrafen und die fatale politische Radikalisierung auslösten, aus der die NS-Bewegung als Sieger hervorging. Die Phantasie der politischen Elite beschränkte sich schon damals im wesentlichen darauf, den Städten die finanziellen Folgelasten der Wirtschaftskrise aufzubürden, Sozialversicherungssysteme und Arbeitnehmerrechte zu beschneiden und die Kluft zwischen Arm und Reich durch eine harsche Austeritätspolitik zu vertiefen. Die Reden Stocks im Heidelberger Gemeinderat, die als dokumentarischer Anhang der Veröffentlichung beigegeben sind, unterscheiden sich in ihrer inhaltlichen Ratlosigkeit kaum von denen heutiger Stadträte und Stadträtinnen.

Reinhard Blomert/Hans Ulrich Eßlinger/Norbert Giovanni (Hrsg.): *Heidelberger Sozial- und Staatswissenschaften. Das Institut für Sozial- und Staatswissenschaften zwischen 1918 und 1958.*, Marburg: Metropolis-Verlag 1997, 487 S., DM 78.–

„In Darmstadt erfuhr ich, daß es in Heidelberg einen Ökonomieprofessor aus Wien gäbe: Emil Lederer, ein Austromarxist. Das war für mich das Entscheidende, weil ich ja damals angefangen hatte mit Marx.“ Aus dem Darmstädter Chemiestudium wurde also nichts; noch im selben Sommersemester 1917 schrieb sich Alfred Sohn-Rethel in Heidelberg für Nationalökonomie und Philosophie ein. Er traf auf Ernst Toller und dessen bald verbotenen „Kulturpolitischen Bund der Jugend Deutschlands“, ging mit Toller nach München, später nach Berlin.

Doch zog es ihn nach Heidelberg zurück. Er lernte Ernst Bloch kennen und Walter Benjamin, war wie Carlo Mierendorff und Carl Zuckmayer einer der Mitbegründer des *Sozialistischen Bunds* parteiloser, sozialdemokratischer und kommunistischer Studenten, tauchte hin und wieder auch zu Alfred Webers Soziologischen Diskussionsabenden im Hotel Schrieder auf und schrieb ansonsten in Gaiberg und auf Capri an einem „Kommentar der Marxschen Gesellschaftslehre“. Es sind die Vorarbeiten zu den Jahrzehnte später erst wirklich rezipierten Studien über geistige und körperliche Arbeit, über Warenform und Denkform. Carl Freytag, Naturwissenschaftler und Benjamin- und Sohn-Rethel-Spezialist zugleich (und damit selber nicht gerade ein Durchschnittsgelehrter) zitiert einige Reaktionen auf das 1926 verschickte Exposé des Außenseiters. Als solcher empfand sich Sohn-Rethel auch in späteren Jahren und trotz des Studiums an einem Institut, das sich doch gerade, wie Christian Jansen in seinem einleitenden Beitrag es tut, als „Institut der Außenseiter“ charakterisieren läßt.

„Alle Gehalte des Marxismus sind heidelbergisch verfehlt“, schrieb die Frankfurter Konkurrenz (Adorno an Kracauer). Doch auch aus dem eigenen Institut klang es zum Teil nicht besser. „Sohn-Rethel spinnt!“ soll Alfred Weber gesagt haben. Immerhin bewertete Lederer die zwei Jahre darauf eingereichte Dissertation als „eine wissenschaftliche Leistung hohen Ranges“.

Einige berühmte Namen, die mit dem Institut für Sozial- und Staatswissenschaften (damals und auch heute meist „InSoSta“ genannt) verbunden werden, sind schon gefallen. Hinzuzufügen sind, was den Lehrkörper betrifft, zumindest Eberhard Gothein, Wirtschafts- und Kulturhistoriker, dessen Professur nach seinem Tod 1923 an Lederer ging, und Hans Felix von Eckardt, der 1926 auf ein staatswissenschaftlich-historisches Extraordinariat für Publizistik berufen wurde, um die wissenschaftliche Leitung des im Jahr darauf eröffneten Instituts für Zeitungswesen zu übernehmen; unter den Jüngeren seien fürs erste die Privatdozenten bzw. außerordentlichen Professoren Arnold Bergstraesser, Jacob Marschak und Karl Mannheim genannt (auf ihn und seinen Lehrer Emil Lederer dürfte sich Adornos Anspielung auf Marx-Interpretationen nach Heidelberger Art beziehen).

Das legendäre Institut, in den 20er und frühen 30er Jahren einer der wichtigsten Orte des vielzitierten ‚Heidelberger Geistes‘, ist aus dem Volkswirtschaftlichen Seminar, das damals zur Philosophischen Fakultät gehörte, hervorgegangen. Die schon von Max Weber geplante und schließlich 1924 von Alfred Weber durchgesetzte Umbenennung signalisierte die Ausdifferenzierung der alten Staatswissenschaften in die eben entstehenden

modernen Disziplinen Nationalökonomie, Soziologie und Politologie; zugleich sollte mit dem neuen Institutsnamen die ohnehin praktizierte Interdisziplinarität im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Fächer institutionalisiert werden.

Mehr noch als Alfred Weber (dessen Leistungen als Wissenschaftsorganisator Eberhard Demm ins Zentrum seines Beitrags stellt) verkörperte Lederer dieses interdisziplinäre Konzept, das sich im übrigen schon aus seinem politischen Engagement ergab. Berühmtes Beispiel ist die Studie *Technischer Fortschritt und Arbeitslosigkeit*, in welcher die im Titel umrissenen gesellschaftlichen Probleme nicht nur mit wirtschaftstheoretischem und politisch-soziologischem Instrumentarium analysiert, sondern darüber hinaus politische Lösungsmöglichkeiten ausgelotet werden. Eberhard Demm und Hans Ulrich Eßlinger erinnern in ihren Beiträgen über die beiden Institutsdirektoren auch an sehr modern anmutende ‚Drittmittelbeschaffung‘, an Vortragsreihen mit renommierten Rednern aus Wirtschaft und Politik, an die Heidelberger Anfänge des Deutschen Akademischen Austauschdienstes und an das von Max Weber, Edgar Jaffé und Werner Sombart in Berlin begründete *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, dessen Profil in den späteren Jahren maßgeblich durch Lederer bestimmt wurde.

Eine „politisch offene und wissenschaftlich innovationsfreudige Atmosphäre“, so läßt sich mit Christian Jansen resümieren. Hintergrund oder Voraussetzung für dieses spezifische intellektuelle Klima war ein überdurchschnittlich hoher Anteil an Lehrenden, die der Republik weder feindselig noch skeptisch-abwartend gegenüberstanden wie die Mehrzahl deutscher Professoren. Auffallend war vielmehr der vergleichsweise große Prozentsatz von Lehrenden, die der SPD angehörten oder ihr nahe standen wie Emil Julius Gumbel, wie Lederer (der 1919 auf Wunsch seines Freundes Otto Bauer auch der österreichischen Sozialisierungskommission beigetreten war), wie der aus dem revolutionären Rußland geflohene Menschewik Marschak, wie der Ungar Mannheim. Kaum weniger erstaunlich ist die Zahl der Institutsangehörigen, die die DDP unterstützten: Alfred Weber war ihr Mitbegründer; Marie Baum, die seit 1927 einen Lehrauftrag für Wohlfahrtspflege hatte (ihr ist im vorliegenden Symposiums-Band eine Studie von Heide Marie Lauterer gewidmet) war eine Zeitlang als Abgeordnete im Reichstag; auch Gothein und Arthur Salz sprachen sich für die junge liberale Partei aus.

In solcher Luft gedieh auch die Theorie von der „relativ klassenlosen,“ oder „sozial freischwebenden Intelligenz,“ ursprünglich keineswegs Mannheimische Exklusiv-Erkenntnis, sondern mit entwickelt von beiden Webers und in späteren Diskussionen mit Lederer und Gumbel. Einen aufschlußreichen Beitrag über Mannheims Wirkung als Lehrer, basierend auf einer stenographischen Vorlesungsmitschrift „Was ist Soziologie?“, steuert Eva Karadi bei, die sich u.a. durch ihre Forschungen zum Budapester Lukács-Kreis einen Namen gemacht hat. Peter-Ulrich Merz-Benz, Mitarbeiter an der Elias-Gesamtausgabe, schreibt über „Die Vermittlung von Denken und gesellschaftlichem Sein“, das gemeinsame Thema – bei manchen Unterschieden im Detail – von Karl Mannheim und Norbert Elias in ihrer Heidelberger Zeit.

Daß der Lehrkörper des InSoSta jedoch nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht alles andere als homogen war, zeigt ein Blick auf so unterschiedliche Institutsmitglieder wie Emil Julius Gumbel und Arnold Bergstraesser, der sich nach Kräften für die Entziehung der *venia legendi* des ersteren eingesetzt hat. Die ideengeschichtlichen Hintergründe für Bergstraessers wachsende Neigung zu autoritären Lösungen, die ihn zunächst auch die nationalsozialistische ‚Machtergreifung‘ begrüßen ließ, werden von Horst Schmitt beleuchtet. Dagmar Pöpping schreibt über den *Tat*-Mitarbei-

ter Giselher Wirsing und seine Dissertation über „Zwischeneuropa und die deutsche Zukunft“. Und mit einiger Berechtigung bezeichnet Guido Müller in seinem Beitrag über den Bergstraesser-Schüler Max Clauss, den späteren Redakteur der *Europäischen Revue*, diese Zeitschrift als Organ des nationalkonservativen InSoSta-Flügels und bewußtes Gegenstück zum *Archiv*. Doch ist gegenüber vorschnellen Zuordnungen Vorsicht geboten, wie Alfred Webers Unterstützung des „Europäischen Kulturbundes“ illustrieren mag und Helmut Lethens Mentalitätsstudie zur Zwischenkriegszeit belegt.

Mit der oben genannten Arbeit wurde Giselher Wirsing 1931 von Carl Brinkmann promoviert. Brinkmann war 1923 auf ein Extraordinariat für Nationalökonomie berufen worden und hatte nach Lederers Weggang nach Berlin dessen Professur erhalten. Nach Webers vorzeitiger Emeritierung – und schon Jahre zuvor in wachsender Distanz zu den ‚Modernisten‘ am Institut – übernahm er die Leitung des 1934 in die neu gegründete Staats- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät eingegliederten (wie kaum anders zu erwarten, sehr geschrumpften) InSoSta. Seiner Person gilt ein Beitrag von Heiko Körner; die nationalsozialistische ‚Gleichschaltung‘ und die Entwicklungen an der neuen Fakultät werden von Klaus-Rainer Brintzinger dargestellt; Impressionen aus der Nachkriegszeit fügt der damalige Institutsassistent Heinz Markmann hinzu.

Die Aufsatzsammlung schließt mit Fern- und Weiterwirkungen des InSoSta, darunter ein Beitrag von Theresa Wobbe über die nach England emigrierten Soziologinnen Charlotte Luetkens und Viola Klein und ein Bericht von Ritsuo Akimoto über Heidelberger Spuren in der japanischen Soziologie – nicht zuletzt aufgrund der Gastprofessur Emil Lederers 1923 bis 1925 an der Kaiserlichen Universität Tokio.

Karin Buselmeier

Jochen Goetze: *Unveröffentlichte Arbeiten zur Stadt- und Regionalgeschichte*

An den verschiedenen Instituten und Seminaren der Universität Heidelberg entstehen immer wieder Arbeiten, die in direkter oder indirekter Art einen Bezug zur Stadt und zur Stadtgeschichte, zur Region und zur Regionalgeschichte haben und die nicht veröffentlicht werden. In der Regel werden diese Untersuchungen – Magister- und Diplomarbeiten und Zulassungsarbeiten für das Lehramt an Gymnasien – in den Seminaren und Instituten, in denen sie entstanden sind, gesammelt, ohne daß sie in einer Bibliographie erscheinen.

Unter dieser Rubrik, die in den folgenden Bänden fortgesetzt werden soll, wollen wir einen Überblick über derartige Arbeiten geben, und in der Regel stehen die Arbeiten Interessierten im Rahmen der Benutzungsmöglichkeiten der einzelnen Seminare und Institute zur Verfügung.

Begonnen werden soll die Reihe mit den in den vergangenen Jahren am Historischen Seminar der Universität Heidelberg entstandenen Arbeiten. Die behandelten Themen richten sich notwendigerweise nach den hier vertretenen Forschungsschwerpunkten.

1) Geschichte der Stadt

Rüdiger Kern: Barocke Heiligenbilder in Heidelberg. Eine Untersuchung über die Zusammenhänge der Aufstellung religiöser Bildwerke mit der Religionspolitik der Kurfürsten Johann Wilhelm (1690–1716) und Carl Philipp (1716–1742).

Nach den älteren Arbeiten zu den ‚Heidelberger Madonnen‘ unternimmt diese Arbeit erstmalig den Versuch, nicht nur eine Aufzählung der Madonnen- und sonstigen Heiligenstatuen an Heidelberger Häusern und anderen Orten zu geben, sondern hauptsächlich die Motivation für die Aufstellung der religiösen Bildwerke zu erarbeiten. Mit genauesten personen- und stadtgeschichtlichen Untersuchungen gelingt es dem Verfasser, das lebendige Bild einer von konfessionellen Streitigkeiten beherrschten Stadt in der Zeit zwischen ganz überwiegend reformierten, wenigen katholischen Bewohnern einerseits und den auf Verbreitung des katholischen Glaubens bedachten Kurfürsten andererseits zu entwerfen. Verf. konnte ermitteln, daß die meisten der 32 Bildwerke – fast durchweg vom Typ der Madonna Victrix – in der Zeit zwischen 1710 und 1720 aufgestellt wurden. Nach 1720 kamen fast nur noch, von den Jesuiten gefördert, Josephsstatuen zur Aufstellung.

Konrad Dussel: Theater im Dritten Reich. Theorie – Gesetzgebung – Praxis am Beispiel der nordbadischen Theater.

Die Arbeit gliedert sich im wesentlichen in zwei Untersuchungsteile: die NS-Theatergesetzgebung und die Analysen der Spielpläne, wobei für die Jahre 1933–1944 vergleichend die Theater in Heidelberg, Karlsruhe und Mannheim herangezogen und die Möglichkeiten und Methoden der Beeinflussung der Spielpläne behandelt werden. Dabei wird festgestellt, daß seit 1933 das zeitgenössische Weltanschauungsdrama zugunsten von Operette, Lustspiel und Klassischem Drama in den Hintergrund tritt. Im Verlaufe des Krieges trat der Einfluß des Regimes immer weiter zurück, sodaß das Theater der Stadt Heidelberg es sich zu ‚Führers Geburtstag‘ 1942 leisten konnte, Eduard Künnekes ‚Vetter aus Dingsda‘ aufs Programm zu setzen.

2) *Geschichte der Universität*

Esther Funder: Universitätsreformen im 16. Jahrhundert. Basel und Heidelberg.

Kernpunkt der Untersuchung sind die Auswirkungen von Humanismus und Reformation auf die Universitäten Heidelberg und Basel, die in einem Vergleich gegenübergestellt werden. Kurfürst Friedrich II. (1544–1556) stand der Reformation zögerlich und unentschlossen gegenüber; erst unter seinem entschlosseneren Nachfolger Ott-Heinrich wurde die Universität Heidelberg dann als letzte deutsche reformiert. Verf. in kann deutlich herausarbeiten, daß der Lehrkörper die Reformation ablehnte, teilweise die Universität nach der Einführung der Reformation verließ. Wie auch in Basel war die Reformation nur durch die Obrigkeit möglich, und in Basel wie Heidelberg folgte eine große Blütezeit.

Günter Kern: Die Entwicklung des Faches Mathematik an der Universität Heidelberg 1835–1914.

Erstmals wurden in dieser Arbeit die ungedruckten Quellen zum Thema im Universitätsarchiv systematisch ausgewertet, sodaß damit eine Geschichte der Institution und der Stellenbesetzungen vorliegt. Eine erste große Blütezeit erlebte das Fach an der Universität Heidelberg unter Leo Königsberger und seinen Nachfolgern Paul Stäckel, Karl Bopp und Moritz Cantor, wobei die Geschichte der Mathematik besonderer Forschungsschwerpunkt wurde.

Dorothee Philipps: Der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund an der Universität Heidelberg – Bedingungen und Voraussetzungen für seine Entwicklung in der 2. Hälfte der 20er Jahre.

Die Arbeit analysiert die besondere Anfälligkeit der Studentenschaft für das nationalsozialistische Gedankengut, wobei sich Studierende aus einer katholischen Umgebung resistenter verhielten. Die bereits 1920 feststellbare Etablierung von Anhängern des Nationalsozialismus an der Universität Heidelberg erreichte 1924/25 einen ersten Höhepunkt. In den folgenden Jahren wurden gezielt andere Gruppen ausgeschaltet, um zu einer Monopolstellung zu kommen.

Robert Zepf: „Eben weil wir katholisch sind“ – Strukturen und Organisationsformen der katholischen Studentenschaft Heidelberg 1925–1945.

In der Arbeit wird die Entwicklung der organisierten katholischen Studentenschaft in Heidelberg untersucht, der bis 1933 etwa 25% der vorwiegend aus der Region stammenden katholischen Studenten angehörten. Kristallisationspunkt der katholischen Studentenschaft war der Kampf gegen den Antisemitismus und gegen die Anfälligkeit für rechte Parolen. Im Dritten Reich ist anfänglich eine Schonung vor der ‚Gleichschaltung‘ festzustellen, seit 1938 erfolgt jedoch ein Verdrängungsprozess. Kennzeichnend ist die Tatsache, daß der Kontakt zwischen der katholischen Studentengemeinde und der Universität bereits in den letzten Jahren der Weimarer Republik abzureißen begann.

3) Landes- und Regionalgeschichte

Christian Rolke: Die Kurpfalz unter der Regierung Ludwigs V. von 1508–1544.

Gegenstand der Untersuchung ist hauptsächlich die pfälzische Außenpolitik unter dem außerordentlich sparsamen und diplomatisch geschickten Ludwig V., der es glänzend verstand, zwischen den Thronkandidaturen Karls V. und Franz I. von Frankreich zu lavieren und sich von beiden Parteien fürstlich entlohnen zu lassen. Auch in den 20er und 30er Jahren nutzte er seine Position als in der Frage der Konfessionen scheinbar unentschlüssener Landesherr, der im Gremium der 7 Kurfürsten nicht selten das Zünglein an der Waage spielte, wobei es ihm freilich gelang, eine nicht unbedeutende Rolle als Vermittler in Reichsfragen einzunehmen.

Gerhard Kiesow: Die Herren von Gemmingen im Zeitalter der Reformation.

Untersuchungsgegenstand ist das Verhalten der Herren von Gemmingen und der verschiedenen Linien der Familie zur Reformation. Verf. konnte herausarbeiten, daß die besondere Affinität zur Reformation weniger im Besitzstreben der Familien durch Inbesitznahme von säkularisierten Kirchengütern lag, da sie ohnehin als wirtschaftlich potent zu gelten hatten. Gleichwohl gelang der Familie nicht die Schaffung eines zusammenhängenden Territoriums. Besonders behandelt wird das von konfessionellen Fragen nicht belastete Verhältnis zum kurfürstlichen Hof in Heidelberg, an dem Mitglieder der Familien z.T. hochrangige Positionen besetzen konnten.

Klaus Gaßner: „So ist das creutz das recht panier“. Die Anfänge der reformatorischen Bewegung in den Gebieten der Kraichgauer Ritterschaft.

Wer waren die Ritter, die sich im Kraichgau so intensiv und so früh von Luther und seinen Lehren angezogen fühlten? Nach einer Analyse der politischen und wirtschaftli-

chen Situation der Kraichgauritterschaft wendet sich die Untersuchung besonders den Familien der Gemmingen, der Göler von Ravensburg und der Landschad in Neckersteinach zu. Für sie läßt sich übereinstimmend feststellen, daß ihre Hinwendung zur Reformation allein aus religiösen Gründen erfolgte, materielle Motive, wie etwa Gewinne durch den Erwerb säkularisierter Kirchengüter lassen sich nicht feststellen.

Uta Müller: Die lutherische Konfessionspolitik unter dem Kurfürsten Ludwig VI. von der Pfalz 1576–1583.

Wegen der besonders schlechten Quellenlage sind Person und Politik Ludwigs VI. bisher stark vernachlässigt worden. Trotz dieser Schwierigkeiten konnte es der Verfasserin gelingen, einen Teilaspekt der Politik Ludwigs VI. aus den dürftigen Quellen herauszuarbeiten: das auf dem *ius reformandi* beruhende Reformwerk von 1577, die Umorganisation des Kirchenrates und die Auswirkungen der Konkordienformel. Dabei erscheint Ludwigs Stellung zwischen Landesherr und Reichsfürst in einem neuen Licht, da nachgewiesen wird, daß er seine Politik an die Ott-Heinrichs und dessen philippistisch geprägte Reform anknüpfen ließ.

Ludger Sobkowiak: Englisch-pfälzische Beziehungen in der Regierungszeit Elisabeths I.

Nach einer eingehenden Analyse der beiderseitigen Voraussetzungen für die Existenz und Notwendigkeit politischer Beziehungen zwischen England und der Pfalz werden besonders die außenpolitischen Beziehungen zur Zeit der Kurfürsten Friedrichs III. (1559–1576) und Johann-Kasimirs (1576–1583) untersucht. Schwerpunkte sind der Bündnisplan von 1568/9 und die Finanzierung Johann-Kasimirs französischen (1575/6) und niederländischen Kriegszuges (1578). Dabei kommt Verf. zu einer völlig neuen Bewertung des Themas, daß nämlich die Bedeutung der Pfalz von England weit überschätzt wurde.

Markus Vetter: Der Erwerb und die Übernahme der rechtsrheinischen Pfalz durch Baden (1801–1803).

Die Vergrößerung Badens durch den Erwerb des rechtsrheinischen Teils der ehemaligen Kurpfalz geschah aus Gründen des Ausgleichs für den Verlust linksrheinischer badischer Besitzungen. Bayern erhielt die Anwartschaft auf den linksrheinischen Teil der früheren Kurpfalz, erhob aber auch Ansprüche auf rechtsrheinische Rechtstitel. Dabei werden die diplomatischen Positionen der Parteien genauestens nachgezeichnet. Die hochgesteckten politischen Ziele des badischen Unterhändlers Sigismund von Reitzenstein ließen sich jedoch nicht realisieren, und bald trat die Neustrukturierung des territorialen Zugewinnes in den Vordergrund, freilich nicht ohne heftige Auseinandersetzungen mit Bayern: die Frage der Besoldung der ehemals bayerischen Beamten, die Schuldenübernahme und die Besitzrechte an den Mannheimer Sammlungen waren zu regeln. Das Ergebnis: Die Hofbibliothek aus Mannheim, die Kunst- und Antiquitätensammlungen wurden nach München verbracht oder sie wurden versteigert, während die wertvollen Instrumente der Mannheimer Sternwarte in Mannheim blieben.

Andrea Morlock: Die badische Verfassung vom 22. August 1819 und ihre Bedeutung für das staatliche Leben 1819–1831.

Der badischen Verfassung von 1819 wird eine besondere Liberalität nachgesagt, dem freilich vieles entgegensteht, so beispielsweise die besonderen Privilegien des Adels und der Ausschluß großer Teile der Bevölkerung vom Wahlrecht. Dennoch muß sie im Ver-

gleich mit anderen süddeutschen Verfassungen – herangezogen wurden die bayerische und die württembergische – als erträglich liberal bezeichnet werden. Dieses Prädikat verdient sie besonders für den großzügigen Gestaltungsfreiraum in der Umsetzung der Verfassung in die Lebenswirklichkeit. Freilich waren die Bedingungen in Baden besonders günstig: die Nähe und die traditionell guten Beziehungen zu Frankreich wirkten sich positiv aus, die geringe Ausdehnung des Territoriums und die niedrige Bevölkerungszahl ermöglichten eine Art ‚Basisdemokratie‘.

Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

I. Titel

- 100 Jahre Tiefburgschule. Jubiläumsschrift zum 100-jährigen Bestehen der Tiefburgschule in Handschuhsheim 1897–1997. Hrsg. Tiefburgschule. Heidelberg 1997
- Albrecht, Ernst: Die reformierte Kirche der Kurpfalz nach dem Dreissigjährigen Krieg (1642–1685). Kohlhammer, Stuttgart 1996
- Bezirkssparkasse Heidelberg: Heidelberg Bergheim, Geschichte und Gegenwart. Stadtteile und Gemeinden im Geschäftsgebiet der Sparkasse Heidelberg (Beilage zum Jahresgeschäftsbericht der Bezirkssparkasse Heidelberg), 1997
- Blomert, Reinhard; Eßlinger, Hans Ulrich; Giovannini, Norbert (Hrsg.): Heidelberger Sozial- und Staatswissenschaften. Das Institut für Sozial- und Staatswissenschaften zwischen 1918 und 1958. Metropolis-Verlag, Marburg 1997
- Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg. Mit Beiträgen von Andrea Cser u.a.. Buchreihe der Stadt Heidelberg Bd. VI. Guderjahn, Heidelberg 1996
- Blum, Peter (Hrsg.): Pädagogium – Lyceum – Gymnasium. 450 Jahre Kurfürst-Friedrich-Gymnasium zu Heidelberg. Buchreihe der Stadt Heidelberg Bd. VII. Guderjahn, Heidelberg 1996
- Blum, Peter; Rexroth, Vincent (Hrsg.): Neukonzeption und Gestaltung des Kurpfälzischen Museums 1967–1996. Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Heidelberg. Guderjahn, Heidelberg 1996
- Braun, Armin (Hrsg.): Vulpius, Oskar – Leben und Werk. Ein Wegbereiter der Orthopädie und orthopädischen Chirurgie in Heidelberg. Guderjahn, Heidelberg 1997
- Bränche, Ernst-Otto; Schnabel, Thomas: Die badische Verfassung von 1818. Südwestdeutschland auf dem Weg zur Demokratie. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 1996
- Eckart, Wolfgang U.; Volkert, Klaus (Hrsg.): Hermann von Helmholtz. Vorträge eines Heidelberger Symposiums anlässlich des 100sten Todestages. Centaurus-Verlagsanstalt, Pfaffenweiler 1996
- Ernst, Fritz: Im Schatten des Diktators. Rückblick eines Heidelberger Historikers auf die NS-Zeit. Manutius Verlag Frank Würker, Heidelberg 1996.
- Exner-Seemann, Konrad: Rupert Rohrhurst – Ehrenbürger der Stadt Heidelberg und Präsident der badischen Abgeordnetenversammlung. Parlamentsarbeit im Zeitalter der konstitutionellen Monarchie. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 1997
- Fehrl-Burger, Lili: Königliche Frauenschicksale zwischen England und Kurpfalz. 2. Aufl. Kurpfälzischer Verlag, Heidelberg 1997
- Festschrift zum 90-jährigen Jubiläum (1906–1996); Sozialdienst katholischer Frauen Heidelberg e.V.(1907–1997) St. Paulusheim. Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung. Hrsg. Vorstand des Sozialdienstes katholischer Frauen e.V., Heidelberg 1997
- Goldschmidt, Ilse: Liselotte von der Pfalz. Madame im Intrigenspiel des Versailler Hofes. Schimpf, Schwetzingen 1996
- Grimm, Albert Ludwig: Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwald. Faksimile. Beltz-Verlag, Weinheim Basel 1996
- Haberl, Annedore (Hrsg.): Liselotte von der Pfalz. Elisabeth Charlotte Duchesse d'Orleans, Madame. Briefe. Carl Hanser Verlag, München 1996
- Handschuhsheimer Jahrbuch 1997. Hrsg. vom Stadtteilverein Handschuhsheim
- Hecker, Friedrich: Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutsche Republik im Frühjahr 1848. Basel 1848. Reprint: Edition 100 bei ISP. Köln 1997

- Heidelberg- Stadt und Universität. Sammelband der Vorträge des Studium Generale der R.K.-Universität Heidelberg im S.S. 1996. Programm Heidelberger Verlagsanstalt im Universitätsverlag C. Winter, Heidelberg 1997
- Heidelberger Altstadtbrunnen. Mit Beiträgen von Gertrud P. Feld u.a. Im Auftrag der Stadt Heidelberg hrsg. von Peter Blum. Schriftenreihe des Stadtarchivs, Sonderveröffentlichung 7. Guderjahn, Heidelberg 1996
- Heidelberger Jahrbücher Band XL. Hrsg. von der Universitätsgesellschaft. Springer Verlag, Heidelberg 1996
- Heidelberger Ruderclub 1872 e.V.: Festschrift 1872-1997 (zum Anlass seines 125jährigen Bestehens), Heidelberg 1997
- Heß, Jürgen C.; Lehmann, Hartmut; Sellin, Volker (in Verbindung mit Detlev Junker und Eike Wolgast) : Heidelberg 1945. Franz Steiner, Stuttgart 1996 (Transatlantische historische Studien. Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Washington, DC, Band 5)
- Himmelheber, Susanne; Küster, Katharina: Begleitheft zum Universitätsmuseum. Heidelberg 1996
- Hofmann, Karl-Ludwig; Präger, Christmut: Johannes Wüsten (1896–1943). Leben und Kunst. Hrsg. von Gercke, Hans. Heidelberger Kunstverein. (Ausstellung im Heidelberger Kunstverein 22.12.96–26.01.97.) Kehrer Verlag, Heidelberg 1996
- Jahrbuch der Heidelberger Akademie der Wissenschaften für 1996. Heidelberg 1997
- John, Herwig; Wüst, Gabriele: Wappenbuch Rhein-Neckar-Kreis. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 1997
- Knorr, Ernst-Lothar von: Lebenserinnerungen. Erlebtes musikalisches Geschehen in Deutschland. (Bearbeitet von Thomas Schipperges) P.J. Tonger, Köln-Rodenkirchen 1996
- Kollnig, Karl: Kurpfalz – Ereignisse und Gestalten. Dritte erweiterte Auflage. Verlag Druckerei Odenwälder, Buchen 1997
- Krauss, Martin; Hinz,, Stefanie (Bearb.): Heidelberger Schulgeschichte(n). Vergangenheit und Gegenwart in kurzen Porträts. Heidelberger Schulen stellen sich vor. Schriftenreihe der Stadtarchivs Heidelberg. Sonderveröffentlichung 5. Im Auftrag der Stadt Heidelberg, Hrsg. von Peter Blum und Uwe Lingnau. Guderjahn, Heidelberg 1996
- Liebers, Andrea; Wilz, Jürgen: König Titi. Mein Tagebuch als Lieblingshund der Liselotte von der Pfalz aus dem Jahre 1706. Guderjahn. Heidelberg 1996
- Lötsch, Gerhard; Christian Roller; Ernst Fink. Die Anfänge von Illenau. Acheron Verlag, Achern 1996
- Lurz, Meinhold: Die Ritter von Venningen – Verwaltung im Amt Kirrweiler. Hrsg. vom Heimatverein Kraichgau, Bd 15
- Mühlhausen, Walter: Christian Stock 1910–1932. Vom Heidelberger Arbeitersekretär zum hessischen Ministerpräsidenten. Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Sonderveröffentlichung 6. Guderjahn, Heidelberg 1996
- Paas, Sigrun (Hrsg.): Liselotte von der Pfalz. Madame am Hofe des Sonnenkönigs. Katalog zur Ausstellung der Stadt Heidelberg zur 800-Jahr-Feier. Universitätsverlag C. Winter. Programm Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg 1996
- Reinold, Emil: Dorfleben in Handschuhsheim und Neuenheim. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Heidelberg 1936. Universitätsverlag C. Winter, Programm Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg 1996
- Rhein-Neckar-Zeitung (Hrsg.): 800 Jahre Heidelberg – Die Kirchengeschichte. Verlag Rhein-Neckar-Zeitung GmbH. Heidelberg 1996

- Röhrs, Hermann: Erinnerungen und Erfahrungen – Perspektiven für die Zukunft. Band 11 der gesammelten Schriften. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997
- Schipperges, Thomas (Bearb.) siehe Knorr, Ernst-Lothar von
- Schwarzwaldverein, Ortsgruppe Heidelberg: 25 Jahre 1972–1997. Erinnerungen und Informationen. Heidelberg 1997
- Seele, Heide: Heidelberg. C.J. Bucher (Edition der deutschen Städte), 1996
- Seng, Peter: Bergheim gestern und heute. Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg 1996
- Thierfelder, Jörg; Wölfing, Willi (Hrsg.): Für ein neues Miteinander von Juden und Christen (Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Heidelberg 27). Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1996
- Werner, Franz: Hermann Helmholtz' Heidelberger Jahre (1858–1871). Springer, Berlin Heidelberg New York 1997
- Widder, Johann Goswin: Geographische Beschreibung der Kurpfalz in vier Bänden. Verlag für Kunstreproduktionen Christoph Schmidt, Neustadt a.d. Aisch 1996
- Winterberg, Thilo (Hrsg.): Heidelberg im Wandel der Zeit. Graphische Darstellungen der historischen Stadt. Galeria Palatina, Heidelberg 1996
- Zerfaß, Beate: Heidelberg wie es früher war. Wartberg-Verlag, Guensberg-Gleichen 1996
- Zeyher, Johann Michael: Schwetzingen und seine Gartenanlagen. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1825. K. F. Schimper Verlag, Schwetzingen 1997

Artikel und selbständige Beiträge nach Epochen geordnet

1. Vor- und Frühgeschichte

- Frauenfeld, Dieter: Neues vom Heiligenberg. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 19–33
- Heukemes, Berndmark: Reiche römische Steinkistengräber vom Hilzweg in Heidelberg-Handschuhsheim. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 5–9
- Sinn, Peter: Zur Geologie von Heidelberg-Handschuhsheim (III): Der zweigeteilte Mühlbach-Schwemmkegel. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 69–74

2. 8.–16. Jahrhundert

- Azzola, Friedrich-Karl und Eugen Holl: Der frühe, hochmittelalterliche Sandsteinsarkophag in der Krypta der katholischen Pfarrkirche St. Vitus und St. Georg zu Heidelberg-Handschuhsheim. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 11–17
- Burkhart, Christian: Die namenlose „Burg“ am Westhang des Hohen Nistler zwischen Handschuhsheim und Dossenheim. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 47–67
- Miethke, Jürgen: Zwischen Hof und Universität. Die Heidelberger Kirche im Spätmittelalter. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 17–24
- Schaab, Meinrad: Die Anfänge der Stadt Heidelberg im Rahmen des Unteren Neckarlandes und der pfalzgräflichen Territorialbildung. Heidelberg – Stadt und Universität. Studium Generale S.S. 1996, S. 9–22
- Ziwes, Franz-Josef: Die Juden im mittelalterlichen Heidelberg. In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, S. 15–41

3. 13.–18. Jahrhundert

- Adda, Hélène Alexander : Drei Fächer vom Hof Ludwig XIV. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 205–208
- Albrecht, Ernst: Die reformierte Kirche der Kurpfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg (1642–1685). Stuttgart, Kohlhammer, 1996

- Anton, Martin: Ludwig XIV. – Ein absoluter Fürst. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 119–128
- Bäumel, Jutta: Zum Beispiel Sachsen – Die sächsischen Kurfürsten aus der Sicht der Liselotte von der Pfalz. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 219–225
- Bosslet, Norbert: Der kirchliche Einfluss auf die Entstehung Heidelbergs. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 9–16
- Bräu, Richard: Liselottes politische Urteilskraft. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 105–108
- Cser, Andreas: Zwischen Stadtverfassung und absolutistischem Herrschaftsanspruch (1650 bis zum Ende der Kurpfalz 1802). In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, S. 46–153
- Degenfeld, Graf Franz von; Degenfeld, Gräfin Andrea von: Liselotte und die Raugrafen. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 61–64
- Eckhart, Wolfgang U.: Medizin zur Zeit Liselottes von der Pfalz – Akademische Theorie und ärztliche Praxis. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 231–238
- Fehrle-Burger, Lili: Königliche Frauenschicksale zwischen England und Kurpfalz. 2. Aufl. Kurpfälzischer Verlag, Heidelberg 1997
- Goetze, Jochen: Das böhmische Abenteuer. Aufstieg und Sturz des „Winterkönigs“. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 7–14
- Goetze, Jochen: Der Pfälzische Erbfolgekrieg – im Namen Liselottes: Eroberung – Katholisches Kurhaus – Rekatholisierung. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 27–32
- Goetze, Jochen: Die Kurpfalz und der Nachbar Frankreich. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 21–24
- Goetze, Jochen: Exil im Haag. Die Kinder des Winterkönigs. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 15–20
- Goetze, Jochen: Kurfürst Karl und das Ende der Simerschen Linie. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 25–26
- Goetze, Jochen: Traumpaar der Reformierten: Friedrich V. und Elisabeth Stuart. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 1–6
- Goldschmidt, Ilse: Liselotte von der Pfalz. Madame im Intrigenspiel des Versailler Hofes. Schimpf-Verlag, Schwetzingen, 1996
- Haberl, Annedore (Hrsg.): Liselotte von der Pfalz. Elisabeth Charlotte Duchesse d'Orleans, madame. Briefe. Carl Hanser Verlag, München, 1996
- Helfer, Hannelore: Elisabeth Charlotte von Orléans und ihre Beziehung zu Anna Katharina und Christian Friedrich Freiherr von Harling. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 109–111
- Hepp, Frieder: Die verlorenen Brunnen des Matthaeus Merian. Heidelberger Altstadtbrunnen, S. 24–37
- Himmelheber, Susanne; Küster, Katharina: Begleitheft zum Universitätsmuseum. Heidelberg 1996
- Hundsnurscher, Franz: Die Heidelberger Juden 1500–1648. In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, S. 42–45
- Kagan, Julia; Newerow, Oleg: Die Gemmensammlung Elisabeth Charlottes von der Pfalz. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 167–172
- Keck, Fridolin: Im Dienst der „Re-Katholisierung“. Die Jesuiten in Heidelberg. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 71–78
- Knebel, Margarete; Knebel, Werner: Liselottes Überlebensstrategie. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 227–230

- Koeppe, Wolfram: Möbel und Schaustücke. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 179–188
- Krüll, Burga; Neumayer, Ulla: Perlen und Edelsteine im 17. Jahrhundert. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 199–204
- Liebers, Andrea; Wilz, Jürgen: König Titi. Mein Tagebuch als Lieblingshund der Liselotte von der Pfalz aus dem Jahre 1706. Guderjahn. Heidelberg 1996
- Loetz, Hélène: Die höfische Mode – Von der Rhingrave zur Fontagne. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 189–198
- Lucas, Sonja: Liselottes Tochter. Elisabeth Charlotte, Herzogin von Lothringen. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 149–158
- Lurz, Meinhold: Die Ritter von Venningen – Verwaltung im Amt Kirrweiler. Hrsg. vom Heimatverein Kraichgau, Bd 15
- Lutzmann, Heiner: Spätmittelalterliche Zugänge zur „eruditio“ in Heidelberg. In: Blum, Peter (Hrsg.): Pädagogium – Lyceum – Gymnasium, S. 15–27
- Mardrus, Françoise: Der Regent. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 139–148
- Mattheier, Klaus J.: Madame als Briefschreiberin. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 95–98
- Meissner, Katharina: Kindheit und Jugend Liselottes von der Pfalz. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 43–52
- Merkel, Gerhard: Entstehung und Geschichte des Pädagogiums zu Heidelberg im 16. Jahrhundert. In: Blum, Peter (Hrsg.): Pädagogium – Lyceum – Gymnasium, S. 28–128
- Miethke, Jürgen: Zwischen Hof und Universität. Die Heidelberger Kirche im Spätmittelalter. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 17–24
- Paas, Sigrun (Hrsg.): Liselotte von der Pfalz. Madame am Hofe des Sonnenkönigs. Katalog zur Ausstellung der Stadt Heidelberg zur 800-Jahr-Feier. Universitätsverlag C. Winter. Programm Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg, 1996
- Paas, Sigrun (Hrsg.): Das „bärenkatzenaffengesicht“ der Liselotte von der Pfalz in ihren Bildnissen. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 65–93
- Pfeiffer, Harald: Liselotte von der Pfalz und ihre Beziehung zur Musik. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 173–178
- Prückner, Helmut: Der Herkulesbrunnen auf dem Marktplatz. Heidelberger Altstadtbrunnen, S. 38–60
- Saint Fare Garnot, Nicolas: Alltag in den Schlössern des Königs zur Zeit Liselottes. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 113–118
- Scheible, Heinz: Von Luther zu Ottheinrich. Die Reformation in Heidelberg. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 25–34
- Seebaß, Gottfried: Im Spannungsfeld der Konfessionen. Heidelberg und die Kurpfalz von der Reformation Ottheinrichs bis zum Vorabend des Dreißigjährigen Krieges. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 35–44
- Sellin, Volker: Der Streit um die Heiliggeistkirche. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 63–70
- Utermöhlen, Gerda: Sophie, Kurfürstin von Braunschweig-Lüneburg. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 53–60
- Van der Cruyse, Dirk: Liselottes französischer Briefwechsel. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 99–104
- Wind, Renate: Liselottes Privatreligion. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 239
- Wolgast, Eike: Die religiöse Situation in der Kurpfalz. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 33–42
- Wolgast, Eike: Kriege und Katastrophen. Die Konfessionen zwischen Dreißigjährigem Krieg und Kurpfälzer Religionsdeklaration 1618–1705. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 45–52

Zeidler, Hatto: Von der Jagd, vom Glück und von einer pfälzischen Diana. Paas, Sigrun (Hrsg.), Liselotte, S. 209–214

Ziwes, Franz-Josef: Die Juden im mittelalterlichen Heidelberg. In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg., S. 15–41

4. 18. und 19. Jahrhundert

Cser, Andreas: Zwischen Stadtverfassung und absolutistischem Herrschaftsanspruch (1650 bis zum Ende der Kurpfalz 1802). In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg., S. 46–153

Lurz, Meinhold: Die Ritter von Venningen – Verwaltung im Amt Kirrweiler. Hrsg. vom Heimatverein Kraichgau, Bd 15

Wiegand, Hermann; Neumüllers, Herbert: Das Heidelberger Jesuitenkolleg: Gymnasiale Bildung im Zeitalter der katholischen Reform. In: Blum, Peter (Hrsg.): Pädagogium – Lyceum – Gymnasium, S. 171–245

5. 19. Jahrhundert

Bräunche, Ernst-Otto; Schnabel, Thomas: Die badische Verfassung von 1818. Südwestdeutschland auf dem Weg zur Demokratie. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 1996

Eckart, Wolfgang U.; Volkert, Klaus (Hrsg.): Hermann von Helmholtz. Vorträge eines Heidelberger Symposiums anlässlich des 100sten Todestages. Centaurus-Verlagsanstalt, Pfaffenweiler 1996

Exner-Seemann, Konrad: Rupert Rohrhurst – Ehrenbürger der Stadt Heidelberg und Präsident der badischen Abgeordnetenversammlung. Parlamentsarbeit im Zeitalter der konstitutionellen Monarchie. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 1997

Goetze, Jochen: Vom Turnen und vom Vaterland, von Fahnen und von rothen Radikalen – die Gründung des Heidelberger Turnvereins 1846. HTV Nachrichten Nr.108, 1. Quartal 1996 Jubiläumsausgabe 150 Jahre Heidelberger Turnverein 1846 e.V., S. 10–21

Hamlin, Cyrus: Die Entdeckung des geschichtlichen Bewußtseins. Heidelberg im Zeitalter der Romantik. Heidelberg – Stadt und Universität. Studium Generale S.S. 96, S. 173–192

Hecker, Friedrich: Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutsche Republik im Frühjahr 1848. Basel 1848. Reprint: Edition 100 bei ISP. Köln 1997

Krauss, Martin: Zwischen Emanzipation und Antisemitismus (1802–1862). In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg., S. 154–216

Perkow, Ursula: Wie Otto Roquette zum Dichter wurde. Mit Waldmeister aus Handschuhsheim auf dem Weg zum Ruhm. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 88–95

Peter, Christine: Carl Rottmann zum 200. Geburtstag. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 81–84

Ritter, Adolf Martin: Neuaufbrüche zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Badische Union und badischer Liberalismus. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 79–86

Schuckert, Lothar: Lyceum und Humanistisches Gymnasium im 19. Jahrhundert. In: Blum, Peter (Hrsg.): Pädagogium – Lyceum – Gymnasium, S. 171–245

Stroh, Theodor: Die soziale Frage in Heidelberg. Die christlichen Kirchen in den Umbrüchen des 19. Jahrhunderts. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 87–96

Werner, Franz: Hermann Helmholtz' Heidelberger Jahre (1858–1871). Springer, Berlin Heidelberg New York 1997

6. 19. Und 20. Jahrhundert

- Braun, Armin (Hrsg.): Vulpius, Oskar – Leben und Werk. Ein Wegbereiter der Orthopädie und orthopädischen Chirurgie in Heidelberg. Guderjahn, Heidelberg 1997
- Döhrig, Susanne: Die Geschichte der Heidelberger Juden (1862–1918). In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg., S. 217–247
- Heidelberger Ruderclub 1872 e.V.: Festschrift 1872–1997 (zum Anlass seines 125jährigen Bestehens). Heidelberg 1997
- Jordan, Martin: Wo wohnten die alten Handschuhsheimer? Teil 7, Forts. von 1991/1996. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 35–45
- Mußnug, Dorothee: Heidelberger Vertreter im Badischen Landtag, 1819–1918. Heidelberg – Stadt und Universität. Studium Generale S.S. 96, S. 69–94
- Reinold, Emil: Dorfleben in Handschuhsheim und Neuenheim. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Heidelberg 1936. Universitätsverlag C. Winter, Programm Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg 1996
- Sauerland, Karol: Heidelberg zur Jahrhundertwende. Heidelberg – Stadt und Universität. Studium Generale S.S. 96, S. 193–214
- Schöll, Eberhard: Vom St. Vitus-Kirchhof zu Handschuhsheims „neuem Friedhof“. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 85–87

7. 20. Jahrhundert

- 100 Jahre Tiefburgschule. Jubiläumsschrift zum 100-jährigen Bestehen der Tiefburgschule in Handschuhsheim 1897–1997. Hrsg. Tiefburgschule. Heidelberg 1997
- Barth, Wilhelm: Handschuhsheimer Schreibgeräte-Industrie und ihre Zusammenhänge. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 110–119
- Benz, Wolfgang: Aufklärung als Besatzungszweck. Zur Erneuerung des demokratischen Denkens in Deutschland nach 1945. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945. Stuttgart 1996, S. 82–90
- Beyme, Klaus von: Karl Jaspers – Vom philosophischen Aussenseiter zum Praeceptor Germaniae. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945., S. 130–148
- Blomert, Reinhard; Eßlinger, Hans Ulrich, Giovannini, Norbert (Hrsg.): Heidelberger Sozial- und Staatswissenschaften. Das Institut für Sozial- und Staatswissenschaften zwischen 1918 und 1958. Metropolis-Verlag, Marburg 1997
- Blum, Peter; Rexroth, Vincent (Hrsg.): Neukonzeption und Gestaltung des Kurpfälzischen Museums 1967–1996. Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Heidelberg. Guderjahn, Heidelberg 1996
- Brintzinger, Klaus-Rainer: Die nationalsozialistische Gleichschaltung des InSoSta und die Staats- und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät 1934–1945.. Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberger Sozial- und Staatswissenschaften. S. 55–82
- Brose, Jürgen: Vom Hainsbachweg zum Eiffelturm. Ulrich Wickerts Kinder- und Jugendjahre in Handschuhsheim. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 96–97
- Demm, Eberhard: Alfred Webers „Freier Sozialismus“. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 329–347
- Ernst, Fritz: Im Schatten des Diktators. Rückblick eines Heidelberger Historikers auf die NS-Zeit. Manutius Verlag Frank Würker, Heidelberg 1996
- Festschrift zum 90-jährigen Jubiläum (1906–1996) Sozialdienst katholischer Frauen Heidelberg e.V. (1907–1997) St. Paulusheim. Kinder- und Jugendhilfeeinrichtung. Hrsg. Vorstand des Sozialdienstes katholischer Frauen e.V., Heidelberg 1997

- Freytag, Carl: „Kann man leben von seinem Genie?“ Alfred Sohn-Rethel in Heidelberg. Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberg Sozial- und Staatswissenschaften. S. 329–348
- Gerhard, Uta: Die Amerikanischen Militäroffiziere und der Konflikt um die Wiedereröffnung der Universität Heidelberg 1945–1946. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 28–52
- Giles, Geoffrey J.: Self-Help in the Search for democracy in Heidelberg. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 73–81
- Giovannini, Norbert: Die Heidelberger Jüdische Gemeinde 1945–1993. In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg. S. 556–580
- Giovannini, Norbert: Zwischen Emanzipation und Verfolgung – jüdisches Leben in Heidelberg. In: Thierfelder, Jörg; Wölfling, Willi (Hrsg.) Für ein neues Miteinander von Juden und Christen, S. 188–220
- Gund, Ernst: Wie Stadtpfarrer Hermann Maas einen Handschuhsheimer Jungen rettete. Jahrbuch Handschuhsheim 1997, S. 101–102
- Herf, Jeffrey: Late Victory of Lost Causes. In: Heß, Jürgen C. et. al.: Heidelberg 1945, S. 387
- Heß, Jürgen C.: „Erste Wege durch das Ruinenfeld“. Theodor Heuss und der Neubeginn liberaler Rhetorik 1945/46. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 348–386
- Hofmann, Karl-Ludwig; Präger, Christmut: Johannes Wüsten (1896 – 1943). Leben und Kunst. Hrsg. von Gercke, Hans. Heidelberger Kunstverein. (Ausstellung im Heidelberger Kunstverein 22.12.96–26.01.97.) Kehrer Verlag, Heidelberg 1996
- Horter, Martin: Das KFG im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: Blum, Peter (Hrsg.): Pädagogium – Lyceum – Gymnasium, S. 246–311
- Jansen, Christian: Das Institut der Aussenseiter. Inneruniversitäre Spannungen und Öffentlichkeit. Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberg Sozial- und Staatswissenschaften, S. 25–54
- Jansen, Christian: Mehr pragmatisch denn liberal. Politische Initiativen und Argumentationsmuster von Walter Jellinek, Gustav Radbruch und Willy Hellpach im Kontext der Wiedereröffnung der Universität Heidelberg. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 173–196
- Knorr, Ernst-Lothar von: Lebenserinnerungen. Erlebtes musikalisches Geschehen in Deutschland. (Bearbeitet von Thomas Schipperges) P.J. Tonger, Köln-Rodenkirchen 1996
- Koshar, Rudy: Reworkings, Adaptations, Advances, Returns: German Political Culture after World War II. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 270–275
- Lauterer, Heide Marie. Aussenseiterin am „Institut der Aussenseiter“. Die Lehrbeauftragte Marie Baum. Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberg Sozial- und Staatswissenschaften, S. 255–266
- Lauterer, Heide-Marie: Das andere Deutschland: Marie Baum. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 294–309
- Lietzmann, Hans J.: Carl Joachim Friedrich. Ein amerikanischer Politikwissenschaftler aus Heidelberg. Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberg Sozial- und Staatswissenschaften, S. 267–290
- Lötsch, Gerhard; Christian Roller; Ernst Fink: Die Anfänge von Illenau. Acheron Verlag. Achern 1996.
- Lurz, Meinhold: Öffentliches Gedächtnis in den Jahren 1945- und 1946. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 231–254

- Markmann, Heinz: Das InSoSta nach dem Zweiten Weltkrieg. Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberg Sozial- und Staatswissenschaften, S. 83–96
- Merz-Benz, Peter-Ulrich: Die Vermittlung von Denken und gesellschaftlichem sein. Das gemeinsame Thema von Karl Mannheim und Norbert Elias in ihrer Heidelberger Zeit. Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberg Sozial- und Staatswissenschaften, S. 311–328
- Moraw, Frank: Die nationalsozialistische Diktatur (1933–1945) In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, S. 440–455
- Moraw, Frank: Zwischen Anpassung und Selbstbehauptung: Das Gymnasium in der nationalsozialistischen Diktatur. In: Blum, Peter (Hrsg.): Pädagogium – Lyceum – Gymnasium, S. 312–381
- Mühlhausen, Walter: Christian Stock 1910–1932. Vom Heidelberger Arbeitersekretär zum hessischen Ministerpräsidenten. Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg. Sonderveröffentlichungen 6. Guderjahn, Heidelberg 1996
- Müller, Guido: Der Publizist Max Clauss. Die Heidelberger Sozialwissenschaften und der „Europäische Kulturbund“ (1924/5–1933). Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberg Sozial- und Staatswissenschaften, S. 369–410
- Muller, Jerry Z.: How Vital was the Geist in Heidelberg in 1945? Some Skeptical Reflections. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 197–202
- Pilling, Iris: „Der fehlende Zorn des Volkes“ – Überlegungen Hannah Arendts zur Nachkriegszeit. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 159–172
- Plathow, Michael: Erinnern in die Zukunft. Kirchen in Heidelberg heute. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 105–112
- Preuss, Monika: „Heimweh ist nur Weh, nicht Heim“ – Private Erinnerungen an jüdisches Leben vor der Vernichtung. In: Blum, Peter (Hrsg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, S. 581–602
- Riedl, Peter Anselm: Neue Brunnen in Heidelberg. Heidelberger Altstadtbrunnen, S. 96–107
- Röhrs, Hermann: Erinnerungen und Erfahrungen – Perspektiven für die Zukunft. Band 11 der gesammelten Schriften. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997
- Roth, Günther: Marianne Weber als liberale Nationalistin. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945 S. 310–328
- Schmitt, Horst: Ein „typischer Heidelberger im Guten wie im Gefährlichen“. Arnold Bergstraesser und die Ruperto Carola 1923–1936. Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberg Sozial- und Staatswissenschaften, S. 167–196
- Schwarzwaldverein, Ortsgruppe Heidelberg: 25 Jahre 1972–1997. Erinnerungen und Informationen. Heidelberg 1997
- Sellin, Volker: Die Universität Heidelberg im Jahr 1945. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 91–106
- Tent, James F.: Edward Yarnall Hartshorne and the Reopening of the Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, 1945: His Personal Account. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 53–73
- Thierfelder, Jörg: Das kirchliche Heidelberg in der Zeit des Nationalsozialismus. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 95–104
- Thierfelder, Jörg: Tun des Gerechten – Hermann Maas, der stadtbekannteste Freund der Juden. In: Thierfelder, Jörg; Wölfing, Willi (Hrsg.): Für ein neues Miteinander von Juden und Christen, S. 129–146
- Thierfelder, Jörg: Der Heidelberger Pfarrer Hermann Maas und sein Wirken in Heidelberg und Baden 1945–1946. In: Heß, Jürgen C. et al.: Heidelberg 1945, S. 276–293

- Treiber, Hubert: Salon- Geselligkeit und Vortragskultur im Nachkriegs-Heidelberg oder: Über die Rückkehr der „letzten Bildungsbürger“. In: Heß, Jürgen C. et. al.: Heidelberg 1945, S. 255–269
- Uebel, Wolf: Das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium seit 1945: Rückblick und Ausblick, In: Blum, Peter (Hrsg.): Pädagogium – Lyceum – Gymnasium, S. 382–388
- Wennemuth, Udo: Zur Geschichte der Juden in Heidelberg in der Weimarer Republik. In: Blum, Peter (Hrsg.): Die Juden in Heidelberg, S. 348–439
- Wobbe, Theresa: Akademisches Gedächtnis und Wissenschaftstransfer. Heidelberg, Prag, London. Blomert et al. (Hrsg.): Heidelberger Sozial- und Staatswissenschaften, S. 429–451
- Wolfe, Robert: Revival of Democratic Culture During the American Occupation of Heidelberg, 1945–1949. In: Heß, Jürgen C. et. al.: Heidelberg 1945, S. 13–27
- Wolgast, Eike: Karl Heinrich Bauer – der erste Nachkriegsrektor. Weltbild und Handeln 1945–1946, in: Heß, Jürgen C.; et al.; S. 107–129

8. *Zu mehreren Zeitabschnitten*

- Bezirkssparkasse Heidelberg: Heidelberg Bergheim, Geschichte und Gegenwart. Stadtteile und Gemeinden im Geschäftsgebiet der Sparkasse Heidelberg (Beilage zum Jahresgeschäftsbericht der Bezirkssparkasse Heidelberg), 1997
- Fels, Gertrud P.: Der Brunnen im „Rodensteiner Türmchen“. Heidelberger Altstadtbrunnen, S. 89–94
- Gensichen, Sigrid: Das Heidelberger Schloß. Fürstliche Repräsentation in Architektur und Ausstattung. Mittler, S. 130–161
- Giovannini, Norbert: Zwischen Emanzipation und Verfolgung – jüdisches Leben in Heidelberg. In: Thierfelder, Jörg; Wölfling, Willi (Hrsg.): Für ein neues Miteinander von Juden und Christen, S.188–220
- Goetze, Jochen: Der Löwenbrunnen vor der Alten Universität. Heidelberger Altstadtbrunnen, S. 62–72
- Goetze, Jochen: Geschichte der Wasserversorgung in Heidelberg. Heidelberger Altstadtbrunnen, S. 13–23
- Grimm, Albert Ludwig: Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwald. Faksimile. Beltz-Verlag, Weinheim Basel, 1996
- Handschuhsheimer Jahrbuch 1997. Hrsg. vom Stadtteilverein Handschuhsheim
- Himmelheber, Susanne, Küster, Katharina: Begleitheft zum Universitätsmuseum. Heidelberg 1996
- John, Herwig; Wüst, Gabriele: Wappenbuch Rhein-Neckar-Kreis. Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher 1997
- Kollnig, Karl: Kurpfalz – Ereignisse und Gestalten. Dritte erweiterte Auflage. Verlag Druckerei Odenwälder, Buchen 1997
- Krauss, Martin; Hinz, Stefanie (Bearb.): Heidelberger Schulgeschichte(n). Vergangenheit und Gegenwart in kurzen Porträts. Heidelberger Schulen stellen sich vor. Schriftenreihe der Stadtarchivs Heidelberg. Sonderveröffentlichung 5. Im Auftrag der Stadt Heidelberg hrsg. von Peter Blum und Uwe Lingnau. Guderjahn, Heidelberg 1996
- Lurz, Meinhold: Fischfang auf dem Neckar. In: Hierzuland Jg. 12, 1997 H. 23, S. 20–22
- Marzloff, Peter: Der Heiligenberg, in: Elmar Mittler (Hrsg.): Heidelberg. Geschichte und Gestalt. Heidelberg 1996, S. 38–44
- Meusburger, Peter: Grundstrukturen und Leitmotive der Stadtgeographie von Heidelberg. Ruprecht-Karls-Universität, Studium Generale, S. 115–156

- Rhein-Neckar-Zeitung (Hrsg.): 800 Jahre Heidelberg – Die Kirchengeschichte. Verlag Rhein-Neckar-Zeitung GmbH. Heidelberg 1996
- Riedl, Anselm: Heidelbergs Stadtbild im Wandel der Jahrhunderte. Ruprecht-Karls-Universität, Studium Generale, S. 215–228
- Schipperges, Heinrich: Medizin in Heidelberg. Heidelberg – Stadt und Universität. Studium Generale S.S. 96, S. 51–68
- Seebaß, Gottfried: Im Spannungsfeld der Konfessionen. Heidelberg und die Kurpfalz von der Reformation Ottheinrichs bis zum Vorabend des Dreissigjährigen Krieges. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 35–44
- Seebaß, Gottfried: Kirche, Religion und Religiosität in Heidelbergs Geschichte. Ruprecht-Karls-Universität, Studium Generale, S. 95–114
- Seele, Heide: Heidelberg. Verlag C. J. Bucher (Edition der deutschen Städte), 1996
- Seeliger-Zeiss, Anneliese: Heidelberger Kirchenbauten – lebendige Zeugen christlichen Glaubens. 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, S. 53–62
- Sellin, Volker: Die Universität Heidelberg im Jahr 1945. In: Heß, Jürgen C. et.al.: Heidelberg 1945, S. 91–106
- Sellin, Volker: Heidelberg und sein Schloss. Ruprecht-Karls-Universität, Studium Generale, S. 157–172
- Seng, Peter: Bergheim gestern und heute. Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg 1996
- Stadtteilverein Ziegelhausen: Ziegelhausen – Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von der Bezirkssparkasse Heidelberg. Heidelberg 1996
- Widder, Johann Goswin: Geographische Beschreibung der Kurpfalz in vier Bänden. Verlag für Kunstproduktionen Christoph Schmidt, Neustadt a.d. Aisch 1996
- Winterberg, Thilo (Hrsg.) Heidelberg im Wandel der Zeit. Graphische Darstellungen der historischen Stadt. Galeria Palatina, Heidelberg 1996
- Wolgast, Eike: Heidelberg – die Universität und die Stadt. Heidelberg – Stadt und Universität. Studium Generale S.S. 96, S. 23–50
- Zerfaß, Beate: Heidelberg wie es früher war. Wartberg-Verlag, Guensberg-Gleichen 1996
- Zeyher, Johann Michael: Schwetzingen und seine Gartenanlagen. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1825. K. F. Schimper Verlag, Schwetzingen 1997

Verzeichnis der Autoren und Autorinnen

- Karin Buselmeier, geb. 1941, Dozentin für Ästhetik und Kommunikation an der Fachhochschule Frankfurt, Fachbereich Sozialpädagogik. Kühler Grund 58, 69126 Heidelberg (pr)
- Dr. Norbert Giovannini, geb. 1948, Hauptschullehrer und Lehrbeauftragter. Zähringerstr. 45, 69115 Heidelberg (pr)
- Dr. Jochen Goetze, geb. 1937, Dozent am Historischen Seminar der Universität Heidelberg. Grabengasse 3-5, 69117 Heidelberg (d)
- Dr. Frieder Hepp, geb. 1957, Leiter der stadtgeschichtlichen Abteilung des kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg, z.Zt. kommissarischer Leiter des Kurpfälzischen Museums, Hauptstr. 97, 69117 Heidelberg (d)
- Franz-Josef Hutter, geb. 1963, Politikwissenschaftler und Doktorand an der Universität Mannheim. Stockhornstr. 17, 68169 Mannheim (pr)
- Dr. Renate Ludwig, geb. 1955 Konservatorin und Leiterin der Archäologischen Abteilung des Kurpfälzischen Museums. Hauptstr. 97, 69117 Heidelberg (d)
- Ludwig Merz, geb. 1908, Fachschulrat a.D., Träger der Bürgermedaille der Stadt Heidelberg. Quinckestr. 18, 69120 Heidelberg (pr)
- Dr. Werner Moritz, geb. 1947, Archivdirektor, Leiter des Universitätsarchivs Heidelberg. Ebert-Platz, 69117 Heidelberg (d)
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948. Studierter Theologe und praktizierender Mechaniker. Kaiserstr. 10, 69115 Heidelberg (p)
- Dieter Neuer, geb. 1929, Bankkaufmann und Bilanzbuchhalter, Rektor i.R., derzeit Leiter des Heimatmuseums Kirchheim. Alstaterstr. 34, 69124 Heidelberg (p)
- Claudia Rink, M.A., geb. 1953, Kunsthistorikerin, Karlslust Str. 6, 69126 Heidelberg (pr)
- Roland Schaeffer, geb. 1951, Dipl. Soziologe, Angestellter im Umweltdezernat der Stadt Frankfurt; KFG-Schulsprecher 1968. Güntersburgeralle 71, 60389 Frankfurt am Main (p)
- Ilona Scheidle, M.A., geb. 1965, Historikerin, Kunsthistorikerin und Theologin. Zentgrafenstr. 24, 69198 Schriesheim (p)
- Dr. Thomas Schipperges, geb. 1959, Wiss. Angestellter am Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Heidelberg. Rahmengasse 32, 69120 Heidelberg (pr)
- Dr. Peter Sinn, geb. 1939. Wiss. Assistent, Lehrer und VHS-Leiter a.D.; Geograf und Geologe. Trübnerstr. 38, 69121 Heidelberg
- Achim Wendt, geb. 1968, Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes, Arbeitsstelle Heidelberg, Czernyring 23, 69115 Heidelberg (d)



